Vom habsburgischen Kaiserhof

Österreichs Gegenwart und Zukunft

Von

Bresnitz von Sydačoff



Leipzig
Verlag von B. Elischer Nachfolger

Inhalt.

I.

Vom alten Kaiser.

Wie Kaiser Franz Josef die Regierung übernahm — Kaiser Ferdinands Segenswunsch — Das Attentat Libenys — Das mexikanische Experiment — Wie Kaiser Franz Josef die Rose von Possenhofen freite — Von der Kaiserin Elisabeth — Der Tod der Kaiserin — „Jetzt ist Alles aus!" — Der letzte Einzug der Rose von Possenhofen — Gräfin Sztaray über die Ermordung der Kaiserin — Wie die Kaiserin starb — Der Kaiser an seine Völker — Wie der Kaiser lebt — Die Tagesarbeit des Kaisers — Ist der Kaiser krank? — Des Kaisers Humor — Wie Dr. Kerzl Leibarzt des Kaisers wurde — Der Kaiser als Wiener — In Gödöllö — Anekdoten vom Kaiser — Erinnerungen an Gödöllö — Wie der Kaiser Audienzen erteilt — Allgemeine und besondere Audienzen — Wie sich der Kaiser kleidet — Der Kaiser als Christ — Hofceremonien. —

„Gott segne dich, sei nur brav, Gott wird dich schützen!" Mit diesen unter Tränen in den Augen gesprochenen Worten umarmte Kaiser Ferdinand II. an jenem historischen 2. Dezember des Revolutionsjahres 1848, als er die Bürde seiner Krone niederlegte, im Krönungssaale der fürsterzbischöflichen Residenz zu Olmütz seinen Neffen, den jugendlichen Erzherzog Franz Josef und übergab ihm Krone und Szepter der altehrwürdigen habsburgischen Monarchie.

Lange, lange ist's her, seit damals vor mehr als sechzig Jahren für das alte Österreich eine neue Zeit anhub. Alle, alle, die jenem weihevollen Staatsakt beiwohnten, sind längst

ins Grab gesunken — Graf Grünne, der Obersthofmeister des jungen Monarchen und später so allmächtige Mann, Legationsrat v. Hübner, welcher bei diesem historischen Ereignisse als Protokollführer fungierte, Fürst Lobkowitz, der Generalintendant, Landgraf von Fürstenberg, der Obersthofmarschall und die ganze glänzende Schar der Mitglieder des Kaiserhauses. Auch von jenen, welche diese Tage mit durchlebten, ist fast niemand mehr in unserer Mitte geblieben, nur einer ragt wie ein Fels aus dem Meere der Vergangenheit in unser Zeitalter hinüber — er, der Kaiser selbst.

Überlieferungen sagen uns, daß Franz Josef sich nur sehr schwer entschloß, die Zügel des Reiches in seine jugendliche, kindliche Hand zu nehmen und wenn man die Bildnisse aus damaliger Zeit zur Hand nimmt, die uns den Erzherzog Franz Josef als sonnig-verträumten achtzehnjährigen Jüngling zeigen und dagegen die bedrängte Lage des Reiches hält, wird man sein Bangen und Zagen nur zu begreiflich finden. In Wien tobte die Revolution, die kaiserliche Familie hatte sich in die Festungsstadt Olmütz geflüchtet und das ungarische Revolutionsheer rückte zur Unterstützung des Aufstandes in Wien heran. Wohl hatte Jellacic demselben bei Schwechat eine entscheidende Niederlage bereitet und Wien fiel in die Hände der von Windischgrätz befehligten Regimenter, allein das Reich schien in seinen Grundfesten erschüttert, die Existenz der Monarchie auf dem Spiele zu stehen und die niedergerungene Erregung der Völker drohte zu Bürgerkrieg und neuem Aufstand emporzulodern. In dieses Chaos der Irrungen und Wirrungen sollte die sanfte, unerfahrende Hand eines Jünglings Ordnung bringen. Wer hätte da nicht gezagt und gebangt? Aber als es sein mußte, bestieg Franz Josef entschlossenen Schrittes den schwer be-

drohten Thron, er wußte gut, daß es jetzt Abschied nehmen hieß von allen Freuden und Annehmlichkeiten des persönlichen Lebens und daß all' sein Können und Mühen fortan dem Dienste seiner Völker werde gehören müssen. Mit dem Seufzer „Ade meine Jugend", vollzog er seinen Übergang von dem sorglosen Erzherzog zum sorgenbeladenen Herrscher und diese wenigen Worte bezeugen, mit welchem Ernst dieser jugendliche Sprosse aus dem Hause Habsburg an seine neue Aufgabe schritt.

Seit damals leuchtet Franz Josef I. allen seinen Völkern an Pflichteifer voran, seit damals ist er der unermüdliche Arbeiter geblieben, der nichts anderes kennt als Arbeit und Dienst.

Gott segne dich, sei nur brav, Gott wird dich schützen — fürwahr, Gott hat ihn gesegnet diesen Herrscher aus Habsburgs Geschlecht, denn es gelang ihm, die zersplitterten Kräfte seines Reiches wieder zu sammeln und dasselbe aus allen Schwierigkeiten und Drangsalen herauszuführen; brav ist er gewesen; seine weit über ein halbes Jahrhundert hinausgreifende Regierungszeit liefert dafür auf Schritt und Tritt Beweise und die grenzenlose Verehrung, deren sich der greise Monarch bei allen seinen Völkern und in allen Volksschichten erfreut, gilt in erster Reihe der Person dieses Monarchen, dem Menschen Franz Josef, weil er immer so brav und gut war; und Gott hat ihn auch geschützt, denn er schenkte ihm ein bis in das Patriarchenalter währendes Leben und eine unerschütterliche Gesundheit .... wie könnte der Herr gnädiger sein? Der Segensspruch, mit dem Ferdinand der Gütige seinen Neffen auf den Kaiserthron erhob, hat sich also getreulich erfüllt, leider aber hat das Schicksal ihm hart zugesetzt und mit Wehrmutstropfen nicht gespart, die es ihm in den Lebenskelch träufelte.

Einsam auf steiler Höh' steht heute der alte Kaiser, der Vater ohne Sohn, der Gatte ohne Mutter seiner Kinder und wenn er seine Blicke über die Niederungen des Lebens schweifen, von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückeilen läßt, dann wird er wohl der trüben Punkte genug finden, die düstere Schatten auf sein arbeitsreiches Dasein warfen.

Franz Josef war als der älteste Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der durch ihren Geist hochangesehenen Erzherzogin Sophie geboren. Als er die Regierung antrat, stellte er seine Brüder Karl Ludwig und Ferdinand Max auf wichtige Posten: Erzherzog Karl Ludwig wurde zum Statthalter in Galizien, Ferdinand Max zum Statthalter in Italien ernannt. Der junge Kaiser mußte indeß bald die Bitternisse des Herrschertums kennen lernen. Das Attentat, welches ein gewisser Libeny im Jahre 1853 auf den Kaiser verübte, indem er denselben mit einem Dolch überfiel, um ihm denselben in den Nacken zustoßen, war vielleicht das erste Weh, welches den jungen Kaiser bis ins Innerste des Herzens schmerzen mußte. Der Dolch des Meuchelmörders prallte glücklicherweise an dem goldenen Halskragen des Kaisers ab und ein einfacher Mann aus dem Volke rettete den Kaiser aus der Todesgefahr, indem er dem Attentäter in den Arm fiel, als sich dieser anschickte, die Hand zum zweiten Male wider den Herrscher zu erheben. Heute erhebt sich an jener Stelle, wo dieses erste und einzige Attentat auf den Kaiser Franz Josef unternommen wurde und damals weite, vom Alserbach durchrauschte Felder lagen, eine der herrlichsten Kirchen Wiens, die Votivkirche, inmitten eines der schönsten und vornehmsten Vierteln der Stadt.

Bald nach diesem Attentat trat das mexikanische Experiment in die Erscheinung. Trotz aller Anstrengungen konnte

es Kaiser Franz Josef nicht hindern, daß sein Bruder Ferdinand Max die mexikanische Kaiserkrone annahm. Ferdinand Max bezahlte das mexikanische Experiment mit seinem Leben und seine Gemahlin Charlotte, die einzige Tochter des Königs Leopold I. der Belgier, war seit jenem Tage vom Wahnsinn umfangen, eine geistig Tote . . . Wie viele solcher schmerzlicher Enttäuschungen und herben Erfahrungen sind dem Kaiser in den mehr als sechs Jahrzehnten, seit welchen Franz Josef das österreichische Szepter führt, durch seine Seele gegangen? Nur der beiden tiefsten und schmerzlichsten Wunden sei gedacht: des Todes des einzigen Sohnes und Thronerbens und der gräßlichen Ermordung seiner treuen Lebensgefährtin Elisabeth, deren Verlust ihn erst zu dem einsamen Manne werden ließ, als welchen wir den alten Kaiser heute kennen.

Als Kaiser Franz Josef vor 58 Jahren Elisabeth von Wittelsbach, der Rose von Possenhofen, seine Hand zum Bunde fürs Leben reichte, da folgte er nicht einer höfischen Abmachung, sondern dem Zuge seines Herzens. Prinzessin Elisabeth war die Tochter des Herzogs Maximilian Josef in Bayern und seiner Gemahlin Ludovica. Die ältere Schwester der liebreizenden Rose von Possenhofen, so behauptet die Überlieferung wenigstens, war zur Lebensgefährtin des Kaisers ausersehen und man sagt, daß dieselbe mit Rücksicht auf die ihr zugedachte Bestimmung auch eine besonders sorgfältige Erziehung genoß. Als Kaiser Franz Josef im Jahre 1853 in Ischl im Kreise seiner Familie seinen Geburtstag feierte, fand er dort auch als Gäste seine Mutter, der Erzherzogin Sophie, die Herzogin Ludovica von Bayern und deren beide Töchter. Man erwartete, daß der junge Kaiser um die ihm bestimmte ältere Schwester werben werde, allein er war von dem Liebreiz Elisabeths so gefangen ge-

nommen, daß er zur Überraschung aller, seiner Mutter gegenüber die Erklärung abgab, nur Elisabeth, die Rose von Possenhofen, heiraten zu wollen. Die Rose von Possenhofen war damals ein Mädchen von fünfzehn Jahren und man mußte wenigstens ein Jahr verstreichen lassen, ehe man daran denken konnte, das zarte Wesen vor den Traualtar treten zu lassen.

In Wien, wo sich der junge Kaiser bereits alle Herzen erobert hatte — Bismarck, der große preußische Diplomat, zeichnete damals das Bild des Kaisers mit folgenden trefflichen Worten in einem seiner Berichte an die Berliner Regierung: „Die Persönlichkeit des Kaisers macht mir einen sehr guten Eindruck; er faßt schnell auf und hat eine Zutrauen erweckende Einfachheit und Offenheit in seinem Wesen . . . er läßt die eigene selbständige Entscheidung formell und materiell überall ostensibel in den Vordergrund treten und gibt sie kurz und entschieden. Dabei ist er niemals barsch in der Form“ — rief die Herzenswahl, die Franz Josef getroffen, stürmischen Jubel hervor und als die ersten Bildnisse der zukünftigen Kaiserin in Wien eintrafen und dieselbe in dem ganzen Reiz ihrer Jugend und sagenhaften Schöne zeigten, stieg die Begeisterung ins Ungemessene und man konnte den Tag, welcher Elisabeth von Wittelsbach als Herrscherin nach Wien bringen sollte, kaum mehr erwarten.

Der 22. April 1854 brachte die kaiserliche Braut endlich nach Wien. Es war 4 Uhr nachmittags, als der Dampfer „Franz Josef“ unter dem Donner der Kanonen und dem Jubel der Wiener in Nußdorf landete und Prinzessin Elisabeth und ihre Eltern ans Land setzte. Das Ufer der Donau war schwarz vor Menschen, die in frenetische Hochrufe ausbrachen, als der Kaiser über die Landungsbrücke eilte und

alle höfischen Zeremonien übersehend, seiner Braut vor allen Menschen ein Willkommenkuß auf die zarte weiße Mädchenstirne drückte. Unter dem Jubel der Wiener ging dann die Fahrt von Nußdorf nach dem Schönbrunner Lustschlosse vor sich, am nächsten Tage folgte der Einzug in die Wiener Hofburg und am 24. April segnete der Fürsterzbischof Rauscher den Ehebund des Kaisers Franz Josef mit Elisabeth von Wittelsbach ein. Welch' glänzende Festtage hatte damals die uralte Metropole der Habsburger gesehen, wie umwogten Jubel und Enthusiasmus die blühende, in Glück und hehrster Lebenslust strahlende Tochter des Baiernlandes, wie oft leuchtete das Glück im Laufe der folgenden Jahre noch auf, umrauschte neuer Jubel die Kaiserin Elisabeth als Zeichen dafür, daß es ihr gelungen war, die Herzen der Bevölkerung dauernd zu erobern und doch, viele Jahre später gab es wieder einen Einzug der Rose von Possenhofen in Wien, wieder stauten sich in den Straßen der Stadt die erregten Volksmassen, aber es war ein Einzug unter dem dumpfen Klang wehklagender Kirchenglocken, unter dem Schluchzen betrübter, fassungsloser Menschenherzen . . . . das war in den Septembertagen des Jahres 1898, als man Elisabeth von Wittelsbach im engen Totenschrein nach Wien brachte, um sie in der Kapuzinergruft zur letzten Rast zu bestatten.

Ganz Österreich hatte damals die kranke Kaiserin mit dem Herzenswunsche nach baldiger Genesung und Heimkehr ihre letzte Auslandsreise antreten lassen und es war wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als am Abend des 10. Septembers 1898 aus Genf die telegraphische Kunde von dem gräulichen Attentat des Anarchisten Luccheni auf die Kaiserin einlangte, das leider nur zu gut gelungen war. Wer auf der ganzen Welt hätte eine solche Tat für möglich gehalten?

Kaiserin Elisabeth das Opfer eines politischen Attentates, sie, die keine Feinde hatte, der nur Liebe und Verehrung entgegengebracht wurde, die wohl den stolzen Titel einer Kaiserin trug, aber doch nicht mehr war als die einfache Frau ihres kaiserlichen Gemahls. Nie streckte sich ihre zarte Hand nach den Zügeln der Regierung aus und wenn in anderen Staaten sich Kanzler, Minister und Parteien über das geheimnisvolle Walten zarter Hände beklagten, welche ihnen die besten Konzepte und Absichten durchkreuzten, so muß von Elisabeth von Wittelsbach gesagt werden, daß man am österreichischen Hof die langen Jahre über nichts von Frauenränken und listigen Kabalen gehört hatte. Sie wollte nichts sein als Frau und Mutter und doch hatte das Schicksal sie auch hier zu treffen gewußt: plötzlich, über Nacht sah sie den einzigen Sohn und Thronerben, den sie so sehr geliebt, ins Grab sinken.

In jenen düsteren Jännertagen des Jahres 1889, da die Kunde von dem schrecklichen Ende des Kronprinzen Rudolf von Mayerling nach Wien kam und sich niemand fand, der es gewagt hätte, das Gräßliche, Schreckliche dem Kaiser mitzuteilen, war es die Kaiserin, die zarte, schwache und als Mutter am tiefsten getroffene Frau, welche allein aufrecht stand und heroisch erklärte: „Ich werde es dem Kaiser sagen“ . . . . . Es hat wohl nie eine Kaiserin gegeben, welche als Frau und Mutter die Bewunderung der Welt mehr verdient hätte als Elisabeth I. und gerade sie, die vom Schicksal so schwer heimgesuchte, welche den Freuden jener, die auf dem Gipfel der Macht und des Reichtumes wandeln, längst ferne stand, mußte sich der Anarchist Luccheni zum Opfer auserküren!

Als die erste Kunde von dieser unbegreiflichen Schreckenstat in Wien einlangte, frug sich alles: wie wird der arme

alte Kaiser diese neue Hiobsbotschaft aufnehmen, wie diesen entsetzlichsten aller Schicksalsschläge ertragen?

Die erste offizielle Nachricht, welche dem Kaiser die Trauerkunde brachte, langte in der Hofburg am 10. September (1898) um 4 Uhr nachmittags ein. Es war eine Depesche, welche die Hofdame der Kaiserin Gräfin Irma Szaray, die in Begleitung derselben die Reise mitgemacht und Augenzeugin des Attentates war, in Genf an die Adresse des Generaladjutanten des Kaisers Grafen Paar aufgegeben hatte. Sie enthielt in kurzen Worten die entsetzliche Kunde von dem Hinscheiden der Kaiserin.

Der Ordonnanzoffizier des Generaladjutanten, Hauptmann Dittl v. Wehrberg, nahm das Telegramm in Empfang, öffnete es aber, da es an den Grafen Paar persönlich gerichtet war, nicht, sondern trug es unverzüglich in das Arbeitszimmer desselben, wo Graf Paar eben mit den Vorbereitungen für seine Abreise nach dem Manövergebiete beschäftigt war, die er in Begleitung des Monarchen antreten sollte. Graf Paar öffnete die Depesche und war furchtbar erschüttert, als er den Inhalt las, der so namenlos Schmerzliches meldete. Er nahm sofort die Aufgabe auf sich, den Kaiser zu verständigen. Unverzüglich bestieg er eine Hofequipage und raste nach Schönbrunn, wo der Monarch, dem so Furchtbares zu vernehmen bevorstand, ahnungslos weilte.

Der Kaiser, der sonst fast täglich in die Hofburg nach Wien gefahren war, war diesen Tag über in Schönbrunn geblieben, da am Abend desselben Tages die Abfahrt in das Manövergelände vor sich gehen sollte. Graf Paar ließ sich unverzüglich beim Kaiser anmelden. Der Monarch hatte sich kurz zuvor — um 5 Uhr nachmittags — den Hoffriseur nach Schönbrunn kommen lassen, der ihm bei der Toilette behilflich war. Derselbe hatte seine Arbeit bereits beendet

und der Kaiser schickte ihn hinaus. Inzwischen war es 5 Uhr 25 Minuten geworden. Da betrat Graf Paar schreckensbleich das kaiserliche Arbeitsgemach. In der Hand hielt er ein Papier, es war die Depesche, welche die entsetzliche Nachricht enthielt.

Der Kaiser entfaltete das Telegramm. Als er dessen Inhalt las, weiteten sich seine Augen vor Entsetzen immer mehr. Wie gelähmt sank seine Rechte, die das Blatt krampfhaft zerdrückte, herab. Der Kaiser wankte, keines Wortes fähig. Es dauerte geraume Zeit, bis er sich so weit erholt hatte, um wieder sprechen zu können. Schmerzerfüllt standen die den Kaiser umgebenden Personen da, keiner sprach ein Wort. Endlich blickte der Kaiser auf und mit bebender Stimme rief er: „Jetzt ist es aus!“

Dann befahl der Kaiser, den Wagen vorfahren zu lassen und begab sich in diesem nach Wien.

In Schönbrunn hatte zu dieser Stunde noch Niemand von dem Hofpersonale, den Garden und Offizieren eine Ahnung von dem schrecklichen Ereignis. Die verstörte Miene des Monarchen aber, sowie die eilige Fahrt nach Wien ließen ahnen, daß etwas Außergewöhnliches, etwas Furchtbares geschehen sein mußte. Nach der Abfahrt des Kaisers verbreitete sich in Schönbrunn ein unbestimmtes Gerücht, die Kaiserin sei gestorben. Das Gerücht wurde bald in furchtbarer Weise bestätigt. Man erfuhr nun, daß eine verruchte Hand den Mordstrahl nach der Monarchin geführt hatte. Das Entsetzen über die Botschaft rief im Schönbrunn eine geradezu lähmende Wirkung hervor. Man wollte anfangs das Schreckliche gar nicht glauben, mußte sich aber schließlich in das Unvermeidliche fügen.

Der Kaiser saß tiefgebeugt in seinem Wagen, der ihn in die Hofburg bringen sollte. Als die Equipage in die

Mariahilferstraße einbog, wimmelte es auf derselben bereits von entsetzten, aufgeregten Menschen. In der Stadt hatte man nämlich schon Kunde von dem Entsetzlichen erhalten und ein Blick in das schmerzbewegte Antlitz des Kaisers brachte Jedem die erschütternde Bestätigung, daß die Nachricht wahr und Elisabeth, die Rose von Possenhofen, nicht mehr am Leben sei.

Einige Tage später hielt die tote Kaiserin ihren letzten Einzug in Wien, sah Kaiser Franz Josef die treue Gefährtin seines Lebens wieder . . . im engen, kleinen Schrein, der im Vorraume zur Hofburgpfarrkirche aufgestellt war. Das traurige Wiedersehen und die herzergreifende Szene, die sich am Sarge der toten Kaiserin abspielte, wird allen, die sie mit erlebten, wohl in ewigem Gedächtnis bleiben.

Im Vorraum der Hofburgpfarrkirche wartete der Kaiser mit den Erzherzogen Franz Salvator und Josef August und den Prinzen Leopold und Conrad von Bayern. Nun erschienen Lakaien und Kammerdiener, welche den Sarg, der des Kaisers Teuerstes barg, zur Kirche trugen. Man sah, wie furchtbar erregt der Monarch war, mühsam erzwang er sich nur Fassung und trat auf alle hinter dem Sarge schreitenden Personen des Hofstaates der Verblichenen zu, von denen er jedem einzeln die Hand reichte. Der Sarg wurde sodann auf das Schaubett gehoben, worauf Burgpfarrer Laurenz Mayer die Einsegnung vornahm. Der Monarch, dessen sonst so stramme Gestalt tief gebeugt war, schluchzte während der Zeremonie wiederholt in tiefstem Schmerze auf. Zu seiner Rechten knieten Prinzessin Gisela von Bayern und Erzherzogin Valerie, zu seiner Linken standen Erzherzog Franz Salvator und die Prinzen Leopold und Georg von Bayern. Als die Einsegnung vorüber war und der Obersthofmeister der Verblichenen, Graf Bellegarde, dem ersten

Obersthofmeister, Feldmarschalleutnant Prinzen zu Liechtenstein, den Schlüssel zum Sarge gegeben hatte, trat der Kaiser fast willenlos vor und ungefähr einen Schritt vom Sarge entfernt, breitete er die Arme aus nach der Entschlafenen und kniete sich zu Häupten des Sarges nieder. Sein Haupt sank auf den Sarg und weinend küßte er den Deckel. Kein Auge blieb trocken, alles weinte laut mit.

General der Kavallerie Graf Hunyady gab nun das Zeichen, daß der Hofstaat, die Garden, die Edelknaben, die Beamten und Leiblakaien sowie die Dienerschaft die Kirche verlassen mußten. Erzherzog Franz Salvator und die bayerischen Prinzen traten darauf in den Vorraum und holten die Kränze, welche sie mit ihrer Familie für den Sarg gespendet hatten. Diese Kränze legten sie als die ersten an der Bahre nieder. Noch blieb der Kaiser in stillem Gebet versunken in der Kirche und erst nach weiteren fünf Minuten verließ er das Gotteshaus, in dem nun der Sarg einsam ruhte. Diese stille Andacht hatte den Monarchen die Fassung wieder gegeben. Im Vorraum zur Kirche erblickte der Kaiser die Hofdame Gräfin Sztaray, die bei den letzten Augenblicken der Kaiserin zugegen war. Er trat auf sie zu. Mit leiser, jedoch klarer und gut vernehmbarer Stimme richtete er an sie die Frage: „Hat Ihre Majestät sehr gelitten?"

Gräfin Sztaray erwiderte: „Ich glaube nicht, Majestät. Ihre Majestät war bald in eine tiefe Ohnmacht gefallen und durch den letzten Seufzer bald erlöst".

Als Gräfin Sztaray, welcher der Kaiser vor dem Verlassen der Kirche abermals die Hand gereicht hatte, die übliche zeremonielle tiefe Verbeugung machte, hob sie der Monarch mit beiden Händen auf, weil es den Anschein hatte, als wollte die Gräfin in ihrem fassungslosen Schmerz in die Knie sinken.

Über das schauerliche Ereignis selbst gab die Gräfin Sztaray, der einzige klassische Augenzeuge, die nachfolgende authentische Darstellung:

„Sonnabend, den 10. September sollten wir (Kaiserin Elisabeth und die Gräfin) von Territet nach Caux zurückkehren. Die Kaiserin zog immer die Fahrt mit dem Dampfer vor, während die Herren der Suite die Eisenbahn nahmen. Die Kaiserin war sehr heiter, bei bester Laune und ausgezeichnetem Wohlbefinden. Um halb 2 Uhr verließen wir das Hotel und die Kaiserin ging mit mir zum Landungsplatz. Wir schritten ruhig auf dem Trottoir des Quai du Montblanc dahin, welches dem See zu liegt, da sah ich, wie ein Mann raschen Schrittes seitwärts von dem im Hafen liegenden Schiff an uns herankam. Er näherte sich der Kaiserin, passierte rasch einen Baum, welcher zwischen ihm und uns stand, und ganz nahe der Kaiserin schien er zu straucheln. Er machte eine Bewegung mit der Hand. Ich meinte, das geschähe, um sich beim Stolpern aufrecht zu halten. Dann lief er weiter.

Die Kaiserin hatte eine Bewegung nach Rückwärts gemacht und sank zusammen. Ich fing sie in meinen Armen auf.

„Ist Majestät nicht wohl?“ fragte ich.

Die Kaiserin antwortete: „Ich weiß nicht!“

„Das ist wohl vom Schrecken!“ erwiderte ich und fügte bei: „Fühlen Majestät Schmerzen?“

Die Kaiserin antwortete: „Ich weiß es nicht zu sagen: ich glaube an der Brust etwas Schmerzhaftes zu fühlen.“

Wir schritten weiter. Ich sagte: „Wollen doch Majestät meinen Arm nehmen!“

Die Kaiserin meinte darauf: „Danke, nein!“

Ich versuchte sie doch zu unterstützen, aber es war kaum

nötig. Wir bestiegen das Schiff. Auf demselben angelangt, wendete sich die Kaiserin mit der Frage an mich: „Bin ich sehr blaß?“

„Ja wohl Majestät, das ist vor Aufregung.“

In diesem Augenblick sank die Kaiserin neuerlich zusammen; sie hatte das Bewußtsein verloren.

Ich und einige Damen auf dem Schiffe labten die kranke Monarchin. Ich hielt das Unwohlsein für einen Nervenanfall, welcher hoffentlich bald vorübergehen werde. An ein Attentat dachte ich nicht und konnte auch keine Idee davon haben. Der Vorgang auf dem Kaitrottoir hatte sich so rapid abgespielt. Ich sah keine Waffe in den Händen des Mann. Als wir die Kleider der hohen Frau lösten, um ihr Luft zu schaffen, bemerkten wir keine Blutspuren. Die Kaiserin kam zu sich und sagte mit klarer Stimme: „Was ist denn eigentlich geschehen?“

Das waren ihre letzten Worte. Sie sank zurück, Leichenblässe überdeckte ihr Antlitz. Sie atmete schwer; dann ging ihr Atem in Röcheln über. Das Schiff war abgedampft. Ich bat den Kapitän, zurückzufahren. Wir langten wieder im Hafen an. Die Kaiserin war vollkommen bewußtlos. Sie wurde in ein Zimmer des Hotels gebracht, wo sie nach wenigen Minuten den Geist aufgab.“

Die Kaiserin starb also, ohne zu wissen, daß sie das Opfer eines Attentates war. Das Mordwerkzeug, dessen sich der Verbrecher bediente, wurde später in dem Gange eines Hauses in der Rue des Alpes in Genf von dem Türhüter gefunden, welcher glaubte, ein Arbeiter, der an diesem Tage ausgezogen war, habe diese verloren und deshalb auch keine Anzeige erstattete. Die Waffe bestand aus einer dreikantigen Sägefeile, welcher in grober Weise mit einem hölzernen Griff versehen war und eine Gesamtlänge von 16,3 Zentimeter

hatte. Dieselbe zeigte keinerlei Blutspur an sich, jedoch die Spitze war abgebrochen, wahrscheinlich infolge des Aufschlagens, als der Mörder Luccheni die Waffe wegwarf. Die später vorgenommene ärztliche Untersuchung der Leiche der Kaiserin ergab, daß das Mordinstrument bei der vierten Rippe in den Körper der unglücklichen Frau eingedrungen war. Diese Rippe war von der Wucht, mit welcher der Stoß geführt war, zerbrochen. Die Wunde hatte einen Umfang von 2,5 Millimetern. Das Instrument nahm sodann den Weg an der vierten Rippe entlang und drang ins Herz, nachdem es die Lunge und den Herzbeutel durchstochen hatte und durchschnitt die linke Herzkammer. Die Waffe durchquerte das Herz von oben nach unten und trat bei dem unteren Teile der linken Herzkammer wieder aus dem Herzen heraus. Der Verlauf der Wunde reichte bis über diese Herzkammer hinaus, deren untere Wand gleichfalls durchbohrt war. Der Tod trat infolge des Blutergusses in den Herzbeutel ein. Die Wunde war achtundeinhalb Zentimeter lang und der Tod war allmählich und schmerzlos. Die Untersuchung ergab aber noch einen Umstand von Bedeutung: das Herz der Kaiserin war sonst vollkommen gesund und die so sehr geliebte und vergötterte Herrscherin könnte wohl heute noch leben und in unserer Mitte weilen, wenn sie der tötliche Stahl von verruchter Mörderhand damals nicht getroffen hätte.

Später erfuhr man, daß die französische Regierung schon einige Wochen vorher von Genf aus und auch von anderen Seiten davon unterrichtet war, daß die Anarchisten ein Attentat vorbereiten. Auch in Wien hatte man davon Kenntnis. Man wußte freilich nicht, gegen wen es sich richten sollte und ließ an alle Staatsoberhäupter Warnungen ergehen. Die Regierung Frankreichs sandte eine solche auch

an den russischen Hof und traf Maßregeln für die Sicherheit ihres eigenen Staatsoberhauptes, den Präsidenten Felix Faures, an die Kaiserin von Österreich, die schwergeprüfte Frau und Mutter, dachte niemand, denn wer vermochte auch anzunehmen, daß sie, die Unschuldige, die noch keiner Menschenseele ein Weh oder Leid zugefügt hatte, das Opfer am Altare einer wahnwitzigen Propaganda werden sollte? Überdies war die Kaiserin in ihrer Arglosigkeit eine Feindin jeder Überwachung und jeder Maßregel für ihre persönliche Sicherheit. Mit einer geradezu kindlichen Naivität vertraute sie der Menschheit, der sie ja doch nur, so weit es in ihrer Macht gestanden war, Gutes tat und wenn sie einmal wahrnahm, daß Sicherheitsorgane sich mit ihrer Bewachung beschäftigten, gab sie sofort den Befehl, diese Maßregeln einzustellen. In den letzten Jahren durfte daher auch keinerlei Sicherheitsdienst für sie organisiert werden und daheim in Österreich war es auch wirklich nicht nötig, dort konnte sie ruhig ihr Haupt in den Schoß eines jeden ihrer Untertanen legen, niemand würde der schwergeprüften Kaiserin und Mutter auch nur ein Haar gekrümmt haben.

Umso tiefgehender war die Entrüstung und der Schmerz, welcher die Bevölkerung Österreichs ob dieser entsetzlichen Greueltat erfaßte und alles wetteiferte, um dem Kaiser durch Beweise der Liebe und Anteilnahme sein grausames Geschick leichter ertragen zu helfen. Die Kundgebung, die der greise Kaiser in jenen schmerzensreichen Tagen an seine Völker richtete, ist ein unvergängliches Dokument dafür, wie der Monarch die Anteilnahme seiner Völker verstand, wie sie seinem betrübten Herzen wohl tat und wie sehr er die, die er in den Maientagen seines Lebens zu sich auf den stolzen Thron der Habsburger erhob, in seinem Greisenalter noch liebte. Diese kaiserliche Kundgebung ist aber auch dafür ein

unvergängliches Dokument, daß Franz Josef selbst in seinen schmerzensreichsten Augenblicken seiner Mission als Vater des Reiches nie vergaß und immer der Fürst blieb, der sich seiner Pflicht bewußt und willens ist, trotz aller Prüfungen auszuharren in der ihm gewordenen Mission.

Darum sei dieses Dokument kaiserlicher Größe, welches vielleicht am besten zu der Erfassung des Charakterbildes des greisen österreichischen Monarchen beizutragen vermag, hier wiedergegeben. Es lautet:

„An meine Völker!

Die schwerste und grausamste Prüfung hat Mich und mein Haus heimgesucht.

Meine Frau, die Zierde meines Thrones, die treue Gefährtin, die Mir in den schwersten Stunden meines Lebens Trost und Stütze war, an der Ich mehr verloren habe, als Ich auszusprechen vermag, ist nicht mehr. Ein entsetzliches Verhängnis hat sie Mir und Meinen Völkern entrissen.

Eine Mörderhand, das Werkzeug des wahnwitzigen Fanatismus, der die Vernichtung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung sich zum Ziele setzt, hat sich gegen die edelste der Frauen erhoben und in blindem, ziellosem Haß das Herz getroffen, das keinen Haß gekannt und nur für das Gute geschlagen hat.

Mitten in dem grenzenlosen Schmerze, der Mich und Mein Haus erfaßt, angesichts der unerhörten Tat, welche die ganze gesittete Welt in Schaudern versetzt, dringt zunächst die Stimme Meiner geliebten Völker lindernd zu Meinem Herzen. Indem Ich Mich der göttlichen Fügung, die so Schweres und Unfaßbares über Mich verhängt, in Demut beuge, muß Ich der Vorsehung Dank sagen für das hohe Gut, das Mir verblieben: für die Liebe und

Treue der Millionen, die in der Stunde des Leidens Mich und die Meinen umgibt.

In tausend Kirchen, von Nah und Fern, von Hoch und Nieder, hat sich der Schmerz und die Trauer um die gottselige Kaiserin und Königin geäußert. In rührendem Zusammenklang ertönt die Klage aller über den unermeßlichen Verlust als getreuer Widerhall dessen, was Meine Seele bewegt.

Wie Ich das Gedächtnis Meiner heißgeliebten Gemahlin heilig halte bis zur letzten Stunde, so bleibt ihr in der Dankbarkeit und Verehrung Meiner Völker ein unvergängliches Denkmal für alle Zeiten errichtet.

Aus den Tiefen Meines bekümmerten Herzens danke Ich allen für dieses neue Pfand hingebungsvoller Teilnahme.

Wenn die Festklänge, welche dieses Jahr begleiten sollten,*) verstummen müssen, so bleibt Mir die Erinnerung an die zahllosen Beweise von Anhänglichkeit und warmem Mitgefühl, die wertvollste Gabe, welche Mir dargebracht werden konnte.

Die Gemeinsamkeit unseres Schmerzes schlingt ein neues, inniges Band um Thron und Vaterland. Aus der unwandelbaren Liebe Meiner Völker schöpfe Ich nicht nur das verstärkte Gefühl der Pflicht, auszuharren in der Mir gewordenen Sendung, sondern auch die Hoffnung des Gelingens.

Ich bete zu dem Allmächtigen, der Mich so schwer heimgesucht, daß er Mir noch Kraft gebe zu erfüllen, wo-

*) Am 2. Dezember dieses Jahres sollte unter großem Festgepränge das 50jährige Regierungsjubiläum des Kaisers gefeiert werden, wurde aber infolge des Attentates auf die Kaiserin auf Wunsch des Monarchen auf das nächste Jahr verlegt. Anmkg. d. Verfassers.

zu Ich berufen bin. Ich bete, daß er Meine Völker segne und erleuchte, den Weg der Liebe und Eintracht zu finden, auf dem sie gedeihen und glücklich werden mögen.

Schönbrunn, am 16. September 1898.

Franz Josef m. p.

Seit damals ist Kaiser Franz Josef der einsame Mann, welcher nur mehr seiner Arbeit lebt. Werfen wir einen Blick auf sein tägliches Leben, so werden wir finden, daß es immer das spartanische Leben des Soldaten war. Wie jeder Soldat, so war auch der Kaiser immer ein Frühaufsteher und jeden Tag, ob Winter oder Sommer, erhob er sich schon um 5 Uhr von seinem Lager. Mit Hilfe seines Kammerdieners wird rasch Toilette gemacht und dann geht's zum Frühstückstisch. Wie reich der wohl besetzt sein mag, wird mancher denken und doch wie furchtbar einfach, ja geradezu ärmlich ist derselbe bestellt. In den früheren Jahren gab es neben dem Kaffee auch noch etwas kaltes Fleisch, aber das bleibt schon lange weg und der Monarch trinkt nichts als eine Tasse Kaffee, zu welcher er ein bis zwei der in Wien so beliebten kleinen „Kipferln" nimmt. Der Kaiser ißt rasch, wie wenn er sich selbst zum Essen nicht Zeit nehmen wollte und so ist das Frühstück bald vorüber und der Monarch geht an die Arbeit. Durch volle sieben Stunden, das ist bis 12 Uhr mittags, wird unausgesetzt gearbeitet. Kein Wunder, denn schon um 7 Uhr sind die Ordonnanzen mit den verschiedenen Taschen der Hofämter und Ministerien da welche das für den Kaiser bestimmte Arbeitsmaterial enthalten. Zu jeder dieser Taschen hat der Kaiser seinen eigenen Schlüssel und es ist ein eigener Anblick, den Monarchen in das Lesen der Akten vertieft am Schreibtisch sitzen zu sehen, rings umgeben von den Taschen, die auf Sessel und Fauteuils ausgebreitet liegen. Tasche um Tasche nimmt der

Kaiser vor. Ist ihr Inhalt erledigt, dann wird sie wieder sorgfältig geschlossen und die nächste kommt daran. Dazwischen laufen natürlich Empfänge um Empfänge. Um 9 Uhr morgens meldet sich schon als erster der Chef der kaiserlichen Militärkanzlei, General der Infanterie Freiherr v. Bolfras, ihm folgt der Obersthofmeister Fürst Montenuovo, der Chef der Kabinettskanzlei Freiherr v. Schießl und dann, je nachdem es von nöten ist, diese oder jene Kabinettschefs oder Ressortminister.

Mangel daran hat der Kaiser von Österreich nicht, denn er hat es mit drei Regierungen zu tun; die gemeinsame, welcher der Minister des Äußeren, der gemeinsame Finanzminister und der gemeinsame Kriegsminister angehören und die Reichsregierung darstellen, welche man früher das „Wiener Kabinett“ nannte, ein Ausdruck, der später aber infolge der vielen Reklamationen und Proteste Ungarns fallen gelassen wurde. Der Chef dieser Regierung ist der Minister des Äußern, welcher zugleich auch die Funktionen eines Ministers des kaiserlichen Hauses versieht. Dann gibt es eine österreichische und eine ungarische Regierung, von welchen jede ihren eigenen Kabinettschef und ihre eigenen Ressortminister hat. Aber auch mit den einzelnen „Landregierungen“ hat der Kaiser zu tun. Jedes Kronland hat nämlich seine eigene Landesregierung, an deren Spitze ein Statthalter steht und es ist oft nötig, daß der Monarch den Chef einer dieser vielen Landesregierungen zu sich beruft. Schließlich kommt noch der Banus von Kroatien in Frage, welcher wieder der Chef der in Kroatien-Slavonien herrschenden Landesregierung ist und nicht selten vor dem Monarchen zu erscheinen hat.

Es ist also keinesfalls so leicht, Kaiser von Österreich zu sein und es heißt, tüchtig auch noch arbeiten, wenn man

in diesen sieben Stunden mit dem Riesenpensum fertig werden will. Schlägt die Glocke 12 Uhr, so legt der Kaiser die Feder weg und gönnt sich eine Stunde Erholung. Während dieser Pause wird das zweite Frühstück eingenommen und ein kurzer Spaziergang im Schönbrunner Hofkammergarten oder in der Schloßgalerie unternommen, je nachdem eben das Wetter und das augenblickliche Befinden des Monarchen es zulassen. Das Gabelfrühstück des Kaisers ist auch sehr einfach geworden, es besteht nur mehr aus einem Gange, gewöhnlich aus einer Fleischspeise und einem Glas österreichischen Tischwein. Punkt ein Uhr setzt sich der Kaiser wieder an die Arbeit und macht erst um 5 Uhr abends Schluß, zu welcher Stunde regelmäßig das Diner stattfindet. Diese Hauptmahlzeit besteht aus sechs Gängen und zwar Suppe, Entree (Fisch), zwei Braten, Mehlspeise und Dessert. Von Getränken wird außer Bier zu jedem Gang ein anderer Wein und zum Schlusse Likör kredenzt. Allein der Kaiser selbst trinkt nur etwas Bier und ein wenig Wein und zwar letzteren immer von derselben Gattung. Von Bieren trinkt der Monarch seit vielen Jahren ausschließlich dunkles bayrisches Bier und zwar nie über ein Glas. Mit diesem Diner ist das Programm für den kaiserlichen Tisch beendet und der Kaiser nimmt nichts mehr zu sich. Mit dem Glockenschlag 9 begibt er sich regelmäßig zu Bette, um am anderen Morgen wieder sein Tagewerk zu beginnen. Im Sommer erfährt die Lebensweise des Kaisers dahin eine kleine Änderung, daß das zweite Frühstück entfällt und nur das erste Frühstück und das Diner eingenommen werden. Dafür trinkt der Kaiser dann in solchen Zeiten, kurz bevor er sich zur Ruhe begibt, ein Glas saure Milch und ißt dazu etwas Brot. Ein eigentliches Nachtmahl kennt der Kaiser nicht. Erwägt man noch, daß der Kaiser überdies die Fasten

sehr strenge hält und die Hoftafel sich darnach richten muß, so gewinnt man ein vollständiges Bild der einfachen und schlichten Lebensweise dieses Monarchen, der wegen seines edlen Herzens in der ganzen Welt der ritterliche Kaiser Franz Josef genannt wird.

Seit dem Tode seiner Gemahlin hat aber selbst dieses einfache Leben noch mancherlei Einschränkungen erfahren. Das erste und zweite Frühstück pflegte der Kaiser schon immer allein einzunehmen, aber die um 5 Uhr abends stattfindende Hauptmahlzeit versammelte immer die kaiserliche Familie um den Tisch und während dieser Stunden genoß der Kaiser eigentlich das Leben. Dieser Tafel wurden mitunter auch Gäste zugezogen und da fehlte es nicht an Scherz und Lust. Heute ist das alles längst vorbei und der greise Kaiser lebt nur mehr seiner Arbeit allein. Die Mahlzeiten werden ihm auf seinem Schreibtisch serviert und er unterbricht die Arbeit nur, um sie sogleich wieder fortzusetzen. Seit seiner letzten Rückkehr von Ischl hat er sogar seine Arbeitszeit um 1½ Stunden verlängert, indem er nicht mehr um 5 Uhr morgens, sondern schon um ½4 Uhr nach dem Kammerdiener läutet, damit er ihm helfe, Toilette zu machen. Im Schönbrunner Lustschlosse, wo der Kaiser jetzt Sommer und Winter zubringt, werden um 3 Uhr nachts schon die ersten Lichter entzündet: es sind die Diener, die aus den Federn müssen, um alles vorzubereiten, damit der Herrscher ungehindert an sein Tagwerk gehen kann, wenn er eine halbe Stunde später erwacht. Und dieses Tagwerk kennt keine Ausnahmen, kein Stillstehen, es läuft unaufhaltsam und regelmäßig wie ein Uhrwerk weiter. Die Sonn- und Feiertage machen keine Ausnahmen, nur das eine geschieht, daß der Kaiser sich an diesen Tagen in die Schloßkapelle begibt und dort von 8 bis halb 9 Uhr verweilt, um der Messe beizuwohnen.

Dieses einförmige Leben des Monarchen hat in dem letzten Jahre noch dadurch eine Verschärfung erfahren, daß er sich infolge seines Befindens, das durch mehrfache kleine Erkältungen ungünstig beeinflußt war, fast gänzlich in sein Schönbrunner Lustschloß zurückzog und heuer sogar auf seinen sonst alljährlich stattfindenden Besuch auf Schloß Wallsee bei seiner Tochter, der Erzherzogin Maria Valerie und seinen Enkeln zur Weihnachtszeit verzichtete. Kaiser Franz Josef war während seiner ganzen Regierungszeit niemals krank und darum war das Erschrecken umso größer, als es hieß, der Kaiser sei unwohl. Die abenteuerlichsten und allarmierendsten Gerüchte wurden damals über den Gesundheitszustand des Monarchen in Umlauf gesetzt und als heuer zu Neujahr die Neujahrstafel nicht beim Kaiser selbst, sondern beim Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand stattfand, wurden an dieses Ereignis eine Flut von Kombinationen geknüpft, deren Kern immer derselbe war: der Monarch ist krank, es steht schlecht mit ihm, nur will man es nicht sagen. Die Zweifler, die nicht daran glauben wollen, daß der alte Kaiser vollständig gesund sei und sich sehr wohl fühlt, übersehen eben eines: das hohe patriarchalische Alter desselben. Kaiser Franz Josef ist ein Achtziger und das Alter ist an und für sich eine Krankheit. Wenn man will, ist der Kaiser in diesem krank, er leidet an seinem hohen Alter, das heißt, er muß sich besondere Schonung auferlegen, darf sich den Unbilden des Wetters nicht mehr in dem Maße aussetzen wie in jüngeren Jahren und Pflicht seiner Umgebung ist es, mit besonderer Sorgfalt darauf zu sehen, daß alle Eventualitäten vermieden werden, welche den Monarchen krank machen oder seinem Gesundheitszustand schaden könnten.

Das sind durchwegs natürliche Erscheinungen, welche im zunehmenden Alter bei jedem Menschen notwendig werden

und der Kaiser dürfte es heute bei seinem hohen Alter gewiß nicht mehr wagen, sich den Unbilden des Wetters und den strapaziösen Empfängen und Besichtigungen in dem Maße auszusetzen, wie noch vor wenigen Jahren. Das Verhalten des greisen Monarchen anläßlich der Eröffnung der Spiritusausstellung, die vor sechs Jahren in Wien stattfand, rief geradezu Bewunderung hervor. Über eine Stunde hielt sich der Kaiser in der Rotunde auf und besichtigte Objekt um Objekt in diesem Riesenraume. Dann stattete er den außerhalb der Rotunde aufgestellten Fahrzeugen — auch die deutsche Heeresverwaltung war hier mit einer Expositur beteiligt — einen Besuch ab. Es regnete gerade in Strömen und man legte dem Monarchen nahe, von dieser Besichtigung abzusehen. Der Kaiser bestand aber darauf, das Wetter geniere ihn nicht. Im dünnen Sommermantel und in Lackschuhen ging er über eine halbe Stunde im strömenden Regen herum und fragte mit Interesse, des schlimmen Wetters gar nicht achtend, nach den ausgestellten Gegenständen, während alle Übrigen mit aufgestellten Rockkrägen und aufgespannten Schirmen fröstelnd dastanden und den Moment gar nicht erwarten konnten, um wieder ins Trockene zu kommen.

Das würde der greise Monarch heute allerdings nicht mehr wagen dürfen, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Wer aber die geistige Frische, die körperliche Agilität, die erstaunliche Arbeitskraft und den nie versagenden Humor des Kaisers zu beobachten in der Lage ist, muß sagen, daß es wohl selten so rüstige Achtziger gibt, wie Kaiser Franz Josef einer ist. Als ihm einmal der greise ungarische Delegierte Max Falk über die Beschwerden seines Alters klagte, sagte der Kaiser schlagfertig: „Ja, ich hätte auch nichts dagegen, wenn ich jünger wäre.“

Mit demselben Humor begegnete der Kaiser den Alarmnachrichten, die über sein Befinden in der letzten Zeit lanziert wurden. Kaiser Franz Josef weiß alles und liest alles, so blieben ihm auch die Zeitungsnachrichten über sein Befinden natürlich nicht unbekannt. Mit seinem Leibarzte Generalstabsarzt Dr. Kerzl, der jeden Tag in Schönbrunn vorspricht, unterhielt sich der Kaiser jüngst über die eben eingelangten Zeitungsnachrichten, die dieses Kapitel betrafen, als Dr. Kerzl in seiner Rede durch einen ziemlich heftigen Hustenanfall unterbrochen wurde. Da blickte der Kaiser auf, erhob scherzend den Zeigefinger und sagte lachend: „Nun, mein lieber Kerzl, wer ist denn eigentlich krank von uns beiden? Ich oder Sie?"

Dr. Kerzl nimmt seit Jahren eine ganz besondere Vertrauensstellung beim Kaiser ein, der große Stücke auf den ebenfalls schon hoch betagten Herrn hält. Dieses Vertrauen hatte sich Dr. Kerzl in einem kurzen Augenblick verdient, der charakteristisch für beide ist. Als man nämlich nach dem Tode Professor Wiederhofers, der bis dahin der Leibarzt des Kaisers und der Kaiserin gewesen war, einen neuen Leibarzt suchte, empfahl Graf Paar einen Militärarzt namens Kerzl, der auch den Grafen und einmal die Kinder der Erzherzogin Valerie mit Erfolg behandelt hatte, dem Kaiser aber vollständig unbekannt war. Auf den Vorschlag des Grafen Paar gab nun der Kaiser seine Bewilligung, daß Dr. Kerzl am anderen Tage um 10 Uhr dem Monarchen in einer Audienz sich vorstelle. Um die genannte Stunde wartete aber der Kaiser vergeblich, denn Dr. Kerzl kam nicht. Erst eine Stunde später konnte der diensthabende Adjutant dem Kaiser das Eintreffen Kerzls melden.

„Lassen Sie ihn hereinkommen," sagte der Kaiser ungehalten, „ich werde ihm schon geben!"

Wer die militärische Pünktlichkeit kennt, die der Kaiser in seinem ganzen Leben beobachtet hat, wird seine Entrüstung über eine solche Unpünktlichkeit eines anderen, der noch überdies ein Militärist ist, nur zu gut begreifen. Als Dr. Kerzl ins Zimmer trat, fuhr ihn der Kaiser sehr ungnädig mit den Worten an: „Ich befahl Sie für 10 Uhr hierher. Jetzt habe ich keine Zeit mehr für Sie."

Damit kehrte ihm der Monarch mit einer abweisenden Handbewegung den Rücken zu — Dr. Kerzl war fertig. So schien es wenigstens. Doch Dr. Kerzl gab sich nicht so leicht verloren, er blieb kerzengerade bei der Tür stehen und erwiderte: „Majestät, ich hatte im Garnisonsspitale eine dringende, unaufschiebbare Operation durchzuführen gehabt. Majestät, es handelte sich um ein Menschenleben!"

Da wendete sich der Kaiser wieder um und fragte: „Und wer ist der Kranke, dem zuliebe Sie sich verspäteten?"

„Ein Gemeiner des 73. Infanterie-Regiments."

Ohne ein Wort zu sprechen, trat der Kaiser auf Dr. Kerzl zu, der seinen Kaiser und obersten Armeekommandanten wegen eines einfachen Infanteristen eine Stunde lang warten ließ, blickte ihm lange in die Augen und schüttelte dann kräftig die Hand des Arztes . . . . Seit damals ist Dr. Kerzl der Leibarzt des Kaisers.

Der einfache Infanterist gilt dem Kaiser aber sehr viel und schon manch' einer hat die Huld und Gnade Franz Josefs erfahren. Als sich Kaiser Franz Josef einmal in Gödöllö aufhielt und auf der Rückkehr von einem Jagdausflug mit seinem Gefolge durch ein sonst verbotenes Tor in sein Schloß reiten wollte, rief der Wachtposten, ein braver schwabischer Bauernsohn aus dem Banate dem Kaiser ein energisches „Halt" entgegen und verstellte ihm mit gefälltem Bajonette den Weg.

„Mich kannst du schon durchlassen!" sagte der Kaiser, „ich bin ja der Kaiser von Österreich."

„Das könnte jeder sagen," gab der Soldat zurück und machte Miene, auf den Monarchen mit dem gefällten Bajonett loszugehen.

Der Kaiser zuckte die Achseln, lächelte, machte kehrt und ritt auf einem anderen Weg ins Schloß. Kaum war der Posten, der dem Kaiser den Eintritt in sein eigenes Schloß so tapfer verwehrt hatte, abgelöst, als der arme Soldat auch schon zu seinem Schrecken erfuhr, daß er dem wirklichen Kaiser von Österreich gegenüber gestanden war. Der Bursche war zerknirscht und harrte niedergeschlagen der Strafe, die nun kommen werde. Endlich kam der Befehl, aber wie jauchzte der brave Soldat auf, als er hörte, daß ihm der Kaiser für sein korrektes Verhalten sein Lob aussprechen ließ und ihn zum Korporal beförderte, weil er seinen Posten so brav verteidigt hatte. Im übrigen aber solle, so hieß es in dem Befehl, jeder Soldat seinen obersten Kriegsherrn kennen. Da dies hier aber augenscheinlich nicht der Fall war, so sende der Kaiser dem Korporal eine stattliche Anzahl seiner Bilder, damit derselbe in Zukunft seinen Kaiser besser erkenne — diese Bilder waren funkelnagelneue Silbergulden, welche das Porträt des Kaisers in scharfen Umrissen zeigten.

An Gödöllö reihen sich zwar viele Episoden und Anekdoten, aber wie viele Erinnerungen des greisen Monarchen ruhen erst auf diesem zauberhaften Erdfleckchen im Tale des Rakos. Gödöllö ist das ungarische Schönbrunn, wo der Kaiser alljährlich einmal Aufenthalt nahm und namentlich zu den Lebzeiten der Kaiserin Elisabeth, die so gerne in Gödöllö weilte, floß dem Monarchen im Gödöllöer Schloß das Leben heiter und freudenreich dahin. Ach, wie viele Tage reinsten Glückes hat die Sonne von Gödöllö gesehen?

Im Schloßpark von Gödöllö erscholl das fröhliche Lachen der kaiserlichen Kinder, auf den durch sanftes Gelände führenden Straßen des Ortes sah man die Kaiserin, eine passionierte und schneidige Reiterin dahinsprengen und in den berühmten wildreichen Forsten jagte der glückliche Monarch in fröhlicher Gesellschaft . . . . alles vorbei, vorüber . . . .

Gödöllö, ein urmaygarischer Ort, war einst, als die Türken ihren Rückzug aus Ungarn angetreten hatten, nichts anderes als ein armseliges Dorf, das nichts aufzuweisen hatte als ein paar elende Lehmhütten. Aber in der Nähe von Budapest gelegen, stieg es rasch auf, die ungarischen Magnaten wählten Gödöllö zu ihren Sommersitz, errichteten dort ihre Villeggiaturen und als dann das berühmte Geschlecht der Grassallovitsch sein glänzendes Schloß erbaute, war die Zukunft Gödöllös sicher gestellt. Im Sommer 1751 weilte Maria Theresia auf dem Schlosse der Grassallovitsch als Gast und damals ahnte wohl niemand, daß Gödöllö dereinst das Buenretiro der ungarischen Könige aus dem Hause Habsburg werden wird. Nach dem Ausgleiche von 1867, welcher die Versöhnung Ungarns mit Wien brachte, erwarb der ungarische Staat die Herrschaft Gödöllö und widmete sie der königlichen Familie. Das Grassallovitsch'e Schloß wurde zur königlichen Sommerresidenz und der Saal mit den roten Marmorwänden, den die große Kaiserin Maria Theresia bei ihrem Besuche im Jahre 1751 bewohnte, wurde das Schlafgemach der Kaiserin Elisabeth. Die Domäne Gödöllö beträgt 32 000 Joch, wovon drei Fünftel Wald sind. Der Park, welcher das im französischen Stile erbaute Schloß umgibt, dehnt sich in einem Umkreis von 200 Joch aus — fürwahr, eine königliche Residenz! Die Kaiserin liebte Gödöllö mehr als alle ihre anderen Besitzungen und den Kaiser mochten vielleicht die Erinnerungen an die dort ver-

lebten glücklichen Tage immer wieder nach Gödöllö gezogen haben, und so sehen wir den greisen Kaiser alljährlich immer wieder auf der Fahrt nach seiner stolzen ungarischen Sommerresidenz, obgleich dortselbst längst alles still und einsam geworden war. Auch im letzten Jahre suchte er wieder in Gödöllö Muße und Erholung und machte auf den alten liebgewordenen Straßen ausgedehnte Spazierfahrten, aber ein Unwohlsein und auch wohl die Sehnsucht nach seinem Wien zwangen ihn zu rascher Umkehr.

Kaiser Franz Josef, der nie ein Freund großer Auslandsreisen gewesen ist, hat sich immer in Wien, respektive in seinem Lustschloß Schönbrunn am wohlsten gefühlt, wie er sich selbst auch als Wiener ansieht. In seinem ganzen Wesen spiegelt sich das Wienertum wieder und er spricht in seinem gewöhnlichen Leben den Wiener Dialekt. Man behauptet, daß sich der Kaiser gerne als den ersten Wiener bezeichnet, denn die Hofburg trägt die Orientierungsnummer — eins! Als anläßlich der letzten Volkszählung von der statistischen Zentralkommission auch diesem ersten Wiener ein Zählungsbogen, wie ihn jeder andere Staatsbürger bekam, zugeschickt worden war, füllte ihn der Kaiser eigenhändig folgendermaßen aus: Gemeindebezirk? I. — Gasse, Straße oder Platz? Hofburg. — Orientierungsnummer? 1. — Verwandtschaft oder sonstiges Verhältnis zu dem Wohnungsinhaber? Wohnungsinhaber. — Geschlecht? Männlich. — Geburtstag? 18. August 1830. — Geburtsort? Schönbrunn, Niederösterreich. — Heimatsberechtigung? Wien, Niederösterreich. — Glaubensbekenntnis? Römisch-katholisch. — Familienstand? Verwitwet. — Umgangssprache? Deutsch. — Genaue Bezeichnung des Hauptberufes und Stellung im Hauptberufe? Kaiser von Österreich, König von Böhmen, sowie Apostolischer König von Ungarn. —

Kann lesen und schreiben? Ja? — Anwesend, dauernd? Ja. — Beginn des Aufenthalts? 1830. — Gesamtsumme der Anwesenden? 1. —

Dieser kurze Zählungsbogen spricht in so beredten Worten und zeigt mit einer geradezu verblüffenden Derbheit die Leidensgeschichte dieses ersten Wieners . . . . Gesamtsumme der Anwesenden: eins! Das ist also der Schluß eines so langen und so arbeitsreichen Lebens . . . . welch' herbe Tragik! Und doch, dieser einsame Monarch, der mit einer Gottergebenheit und einer seltenen Menschengröße das Schwerste getragen hat, was ein ungnädiges Schicksal Menschen überhaupt tragen lassen kann, muß täglich und stündlich das viel geringere Leid seiner Untertanen lindern und stillen helfen und ihnen Trost zusprechen. Man hat gar keine Ahnung, mit wie vielen Bittgesuchen Tag für Tag an den Kaiser herangetreten wird, namentlich aus den ländlichen Kreisen, da die bäuerliche Bevölkerung in allen ihren Dranglagen nur die eine Devise kennt: der Kaiser muß helfen. Und er hilft auch, wo er kann. Diese Bittgesuche laufen in allen Sprachen ein und variieren von der korrektesten Konzeptschrift bis zu der ungelenkigsten, kaum leserlichen Schrift der Bauernhand. Viele Bittsteller kommen aus den entferntesten Gegenden der Monarchie persönlich nach Wien, um ihre Anliegen vor dem Kaiser selbst zu vertreten und der Kaiser hat für jeden seiner Untertanen Ohr und Zeit.

Die allgemeinen Audienzen, die es jedermann möglich machen, persönlich vor dem Herrscher zu erscheinen und Bitten oder Beschwerden vorbringen zu können, sind am österreichischen Hofe seit der Regierung Kaiser Josefs II. üblich und gegen vorherige Anmeldung in der Kabinettskanzlei kann jeder Staatsbürger den Weg zum Kaiser nehmen.

Freilich werden die Audienzen, welche Kaiser Franz Josef erteilt, in zwei Kategorien zerlegt, in die sogenannten allgemeinen Audienzen, welche von den betreffenden Personen selbst nachgesucht werden, und in die speziellen Audienzen (auch Privat-Audienzen genannt), zu welchen solche Personen zugelassen werden, welche der Kaiser zu sprechen wünscht und die durch eigene Einladungen der kaiserlichen Kabinettskanzlei in die Hofburg berufen werden.

Hat man sich zu einer allgemeinen Audienz in der Kabinettskanzlei gemeldet und dort Name und Sache, um die es sich handelt, angegeben, dann wird man in den Audienzsaal geführt, in dem sich die Audienzbewerber versammeln und der unmittelbar neben dem Arbeitsgemach des Kaisers in der Hofburg liegt. Der Reihe nach betritt sodann einer nach dem anderen das Arbeitszimmer des Kaisers. Ein Hofbeamter ruft die Namen auf. Ist an einen die Reihe gekommen, so öffnet der Lakai die Saaltüre und läßt den Audienzwerber in das Arbeitsgemach des Kaisers eintreten. Die schlanke Gestalt des Kaisers, die das Alter wohl ein wenig gebeugt hat, die aber noch immer stramm militärisch ist, steht gewöhnlich am Schreibtisch, wo der Monarch aus der vor ihm aufliegenden Namensliste ersieht, an wem jetzt die Reihe ist und um was es sich handelt. Dies ist sehr notwendig, denn viele der Audienzwerber werden von dem Augenblick, der sie allein ihrem Herrscher entgegentreten läßt, so überwältigt, daß sie oft nicht sprechen können, in Tränen ausbrechen, auf die Knie sinken oder nur unzusammenhängende Worte stammeln. Es ist auch mehrfach schon vorgekommen, daß das spiegelblanke Hofparkett den Audienzbewerber straucheln ließ, so daß der Monarch dem ungeschickten Patron wieder auf die Beine helfen mußte. Hat der zur Audienz Zugelassene das Arbeitszimmer des Monarchen

betreten, so geht ihm der Kaiser entgegen. Wenige Schritte vor ihm entfernt bleibt der Monarch stehen. Der in Audienz Empfangene muß — so schreibt es das Zeremoniell vor — mit seinem Anliegen warten, bis der Kaiser das Wort an ihn gerichtet hat und darf erst dann seine Sache vorbringen. Freundlich hört der Kaiser zu, erteilt leutselig Bescheid, spricht wohl auch ein paar Worte des Trostes, dann schlägt er die Sporen zusammen und kehrt zum Schreibtisch zurück, womit die Audienz beendet ist.

Bei den Privataudienzen wird die gleiche Ordnung eingehalten, wie bei den allgemeinen Audienzen, nur mit dem Unterschiede, daß die Reihenfolge in diesen Fällen durch den Rang bestimmt wird. Es bestehen diesbezüglich am österreichischen Hofe gewisse Normen, die nicht umgangen werden können. So haben beispielsweise die Kammerherren den Vortritt vor den Rittern des „goldenen Vließ“ und diese wieder vor den Inhabern der anderen hohen Orden. Die Kardinäle genießen dieselbe Behandlung wie fürstliche Personen, wie überhaupt der hohe Klerus vor allen andern den Vortritt hat. Auch ist bei diesen Audienzen die Toilette streng vorgeschrieben. Fürs Zivil gilt der Frack, für die Militärpersonen die volle Parade. Die Bischöfe erscheinen in ihrem glänzendsten Ornat, die Kardinäle in Purpur mit den Insignien ihrer Würde. Solche Audienzen dauern oft stundenlang, behandeln sie doch zumeist politische Themen. Der Kaiser heißt diesen oder jenen mitunter willkommen, er schüttelt ihm freundschaftlich die Hand, oder er ladet gar zum Sitzen ein. Immer aber trägt der Empfang den denkbar freundlichsten Charakter, und Arm und Reich, Hoch und Nieder, kurz Jeder, dem es einmal vergönnt war, dem Kaiser Franz Josef gegenüber zu stehen, rühmt dessen leutselige Art und die Güte des Herzens, die aus seinen Augen spricht.

Immer kann der Kaiser freilich nicht helfen, namentlich dann nicht, wenn es heißt, wohlverdiente Strafen auf sich nehmen. Das mußten auch einmal zwei kroatische Bauern erfahren. Anläßlich der Wahlen im Kloster Ivanic in Kroatien war es zu blutigen Unruhen gekommen, was zur Folge hatte, daß zahlreiche Bauern von den ordentlichen Gerichten zu längeren oder kürzeren Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Zwei von ihnen wollten die ihnen zugeteilten Strafen nicht auf sich nehmen und reisten kurz entschlossen nach Wien. Der Kaiser muß helfen, sagten sie sich und überreichten in den allgemeinen Audienzen dem Kaiser ein Gnadengesuch. In ihr Heimatsdorf zurückgekehrt, konnten sie nicht genug über die Huld und Gnade berichten, mit welcher der väterlich gesinnte „Zar“ ihr Anliegen entgegengenommen hätte. „Der Kaiser,“ so erzählten sie, „hat die Bitte angehört und wie er das Gesuch entgegengenommen hat, war auf seinem Antlitz ein wohlwollendes Lächeln zu bemerken. Se. Majestät sprach am Schlusse: „Dobro sve je oprosteno!“ (Gut, alles ist verziehen!) Darauf wäre der Monarch, so erzählen die Bauern, mit dem Gesuche zum Schreibtisch zurückgekehrt, hätte etwas auf dasselbe geschrieben und dann mit einer Oblate ein Siegel darauf geklebt. Die Freude der beiden Bauern dauerte indeß nicht lange, denn bald nach ihrer Rückkehr ins Dorf traf auch die gerichtliche Aufforderung zum Strafantritt ein. Der Kaiser kann wohl vieles, aber eines kann und darf er nicht: Recht in Unrecht umkehren!

Der Kaiser trägt mit Vorliebe den Uniformrock und da gewöhnlich die sogenannte „kleine Generalsuniform“. Ausgenommen im landesüblichen Jägerkostüm, haben die österreichischen Völker ihren Kaiser noch nie im „Zivil“ gesehen. Selbst die Kaiserbilder im zivilen Kleid gehören zu

den größten Seltenheiten. Der Kaiser ist eben vollständig im militärischen Geiste erzogen, rühmt man ihm doch nach, daß es in der Armee keinen Offizier gäbe, der das Dienstreglement und die kleinsten Einzelheiten in der militärischen Verwaltung so bis ins Detail kennen würde, wie der Kaiser selbst. Bei all seiner Milde ist Franz Josef I. ein schneidiger General, ein vortrefflicher Reiter und ein unermüdlicher Jäger gewesen, aber er war auch immer ein gerechter und strenger Vorgesetzter, der soldatische Tugenden ebenso zu schätzen und zu belohnen wußte, wie er Verstöße gegen dieselben bestrafte. Dabei blieb er immer ein frommer Christ, der vor der Allmacht des Herrn und den Lehren seiner Kirche demütig Knie und Sinn beugte.

Diese tiefe Frömmigkeit kommt in der Zeremonie der Fußwaschung, welche der Monarch seit mehr als sechs Dezennien alljährlich am grünen Donnerstag an den zwölf ältesten Greisen in der Hofburg vollzieht, am deutlichsten und schönsten zum Ausdruck. Diese Kniebeuge des mächtigsten und ersten Mannes im Reiche vor den zwölf armen Greisen bringt die Demut dieses Kaisers so trefflich zum Ausdruck, daß man einen Blick auf diese Zeremonie werfen muß. Am frühen Morgen des grünen Donnerstag, gewöhnlich in der Zeit zwischen 8 und 9 Uhr, beginnt Militär in voller Parade mit Feldzeichen von Tannenreißig im Schweizerhof der Burg Aufstellung zu nehmen, worauf die obersten Würdenträger, die Geheimen Räte, Kämmerer, Truchsessen, Generäle, Stabs- und Oberoffiziere vorfahren. Inzwischen hat sich der Kaiser durch die inneren Appartements in das Audienzzimmer verfügt, wo sich die Erzherzöge versammeln. Dann schreitet der Kaiser mit dem Hof in die geheime Ratsstube und unter Vorantritt des Hofstaates bewegt sich der Zug zur Hofpfarrkirche, wo ein feierliches Hofamt zelebriert

wird. Unterdessen füllt sich der Zeremoniensaal, während im Marmorsaale die Kredenztische hergerichtet werden. Auf der Tribüne im Zeremoniensaal wird alles für die Fußwaschung vorbereitet. Die in altdeutsche Tracht gekleideten zwölf Greise werden in den Saal geführt und nehmen an den langen Tafeln rechts vom Haupteingange Platz. Nun tritt der Kaiser, aus der Kirche zurückgekehrt, umgeben von allen Würdenträgern, in den Zeremoniensaal und schreitet an das obere Ende der Tafel, an der die Greise sitzen. Nun nimmt der Kaiser in Begleitung des ersten Obersthofmeisters die Schüsseln mit den Schaugerichten von den Tragbrettern und setzt sie, von einem Greis zum andern gehend, diesen vor. Nach einer kurzen Pause räumen der Kaiser und die Erzherzöge die Tafel wieder ab. Dreimal deckt der Kaiser die Tafel, dreimal wird sie abgetragen. Nachdem nun auch das letzte Gericht abgetragen ist, wird die Tafel aus dem Saale entfernt und die eigentliche Fußwaschung beginnt. Die Greise setzen sich in eine Reihe, Hausoffiziere ziehen ihnen Schuhe und Strümpfe aus und breiten ein langes Leinentuch über ihre Knie. Ein Hofkaplan singt das Evangelium des Tages, worauf der Kaiser die Zeremonie der Fußwaschung beginnt. Er entblößt das Haupt, reicht seinen Generalshut dem Oberstkämmerer und geht von einem Greis zum andern, beugt das Knie, benetzt die Füße der Greise mit Wasser und trocknet sie wieder ab. Nach Beendigung der symbolischen Handlung schreitet der Kaiser an das untere Ende der Estrade und wäscht sich die Hände. Auf einer Tasse hält nun der Schatzmeister die Lederbeutel, von denen jeder mit dreißig Silberkronen gefüllt ist, dem Obersthofmeister hin. Dieser nimmt die Beutel, ordnet die Schnüre und überreicht sie dem Kaiser, welcher jedem Greis einen Beutel um den Hals hängt. Während nun die Greise noch weiter

beschenkt werden, zieht sich der Kaiser mit dem Gefolge in die inneren Appartements der Hofburg wieder zurück, die zwölf Greise aber werden in Hofequipagen in ihre Wohnungen zurückgebracht.

Alljährlich hat der Kaiser mit einem wahrhaft heiligen Eifer diese wunderbare Zeremonie vollführt, die ihn, den mächtigen Herrscher, auf dessen Haupt eine der glänzendsten Kronen der Welt strahlt, als Diener seines Volkes, den Ärmsten seiner Untertanen in des Wortes vollster Bedeutung zu Füßen zeigt. Erst in der allerjüngsten Zeit, da die Bürde des Alters zu schwer auf die müden Schultern des alten Kaisers drückt, wurde von dieser Zeremonie Abstand genommen und der Kaiser selber war es, der es am meisten bedauerte, daß er diesen so viele Jahre hindurch geübten Akt nicht mehr vollziehen konnte. Viel Größe steckt in diesem Monarchen und sein frommes, gottergebenes Walten ruft unwillkürlich die Erinnerung an seinen Ahnherrn, den edlen Rudolf von Habsburg wach. Es wird wohl kaum einen zweiten Monarchen geben, zu dem seine Völker mit solcher Ehrfurcht und wahrhaft kindlicher Liebe aufblicken als Kaiser Franz Josef. Und daß er sich diese Liebe und ehrfürchtige Verehrung in einem harten, arbeitsreichen Leben getreulich erworben hat, das lehrt uns dieses Kaisers mühevoller und mit schlimmen Schicksalsschlägen überreich heimgesuchter Lebensgang.

II.

Franz Josef I. und seine Zeit.

Aus der Regierungszeit Franz Josefs — Die erste Verfassung — Die böhmische Frage als Erbübel — Das Oktoberdiplom — Die Dezemberverfassung — Staatsrechtliche Kämpfe in Böhmen und Ungarn — Das Sistierungspatent — Die Mission des Grafen Beust — Der Ausgleich mit Ungarn — Das kais. Reskript vom Jahre 1871 — Graf Andrassy — Der Kampf der Verfassungstreuen — Die mißverstandene Mission der Deutschen nach 1871 — Die Kämpfe gegen den böhmischen Hochadel — Die „Jungen" und „Alten" — „Befreien Sie mich von diesen Leuten!" — Der Berliner Kongreß — Die Okkupation Bosniens — Die Ära Taaffe — Das Koalitionskabinett Windischgrätz — Graf Badeni — Dr. Lueger — Die Schrecknisse der Ära Badeni — Die Wiener Frage — Das Geheimnis der Sprachenverordnungen — Der Kampf um den ungarischen Ausgleich — Was Baron Banffy erzählte — Kaiserworte — Wien vor der Revolution — Die ausschlaggebende Audienz des Polizeipräsidenten — Der Sturz Badenis — Sein Erbe — Die Kabinette Gautsch und Thun — Von Clary bis Stürgkh — Der Niederbruch der dualistischen Richtung in Ungarn — Baron Beck rettet den ungarischen Ausgleich — Kaiser Franz Josef und die Armee — Erinnerungen an Radetzky — Des Kaisers Federhut — Die politischen Federn der Armee.

An der Schwelle der Thronbesteigung Kaiser Franz Josefs stand der Aufruhr im Herzen des alten Habsburgerreiches, die Revolution in Ungarn und die politischen Verwicklungen mit dem Auslande, welche auf den Schlachtfeldern Italiens und Böhmens ihren Abschluß fanden. Der heuti-

gen Generation sind die Vorgänge jener sturmbewegten Tage nur mehr aus den Geschichtswerken bekannt, sie liegen hinter uns als eine längst verrauschte Zeit, wir kennen nur das Österreich von heute, daß ein Hort des europäischen Friedens geworden, das moderne Österreich, das auf der Höhe der Kultur marschiert und ahnen wohl kaum, welcher immensen Arbeit, welcher Zähigkeit und Weisheit es bedurft hatte, das aus allen Wunden blutende Österreich des Vormärzes in die heutige Zeit hinüber zu leiten. Leicht haben die Völker Österreichs das Zustandekommen dieses großen Werkes ihrem Kaiser nicht gemacht und wer einen prüfenden Blick über den Werdegang der habsburgischen Monarchie unter der Regierung Kaiser Franz Josefs wirft, muß staunen darüber, daß dieser Herrscher nie den Mut verlor und trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, ruhig und fest seines Weges, geradeaus auf sein Ziel lossteuerte. Welch' gewaltige Fortschritte hat Österreich doch in diesen mehr als sechzig Jahren auf allen Gebieten gemacht! Volkswohlstand und Nationalvermögen haben sich mehr als verzehnfacht, Handel und Verkehr nahmen einen ungeahnten Aufschwung und Kunst und Wissenschaft haben in den entferntesten Winkeln der Monarchie ihre prächtigen Heimstätten gefunden. Auf Schritt und Tritt stößt der Österreicher oder Fremde, der heute die Monarchie durchwandert, auf die in Stein und Erz gemeißelten Erinnerungen an die Lebenswerke Franz Josefs I. Alles, was das heutige moderne Österreich ausmacht, ist seine Schöpfung, ist auf ewig verknüpft mit seinem Namen. Schulen und Kirchen, die Paläste der Kunst, des Handels und der Industrie, die moderne Rechtsprechung und Gesetzgebung — sie sind Werke Franz Josefs I. und im politischen Leben steht groß und mächtig als sein Lebenswerk der Dualismus und der Dreibund da,

zu welchem sich die Kämpfe mit Ungarn und das blutige Ringen auf den italienischen und böhmischen Schlachtfeldern gewandelt hatten.

Dualismus und Dreibund! Kaiser Franz Josef selbst hat diese beiden Schöpfungen immer mit Stolz als sein Lebenswerk bezeichnet und nie geduldet, daß an demselben gerüttelt werde. Es war ja auch keine kleine Aufgabe, alles das, welches seinerzeit in Gährung zur habsburgischen Monarchie stand und ihre Existenz bedrohte, in einer friedlichen Schale zusammenzufassen und man wird begreifen, daß der Monarch allen Bestrebungen, Lunte zur Sprengung seiner Lebenswerke zu legen, ebenso energisch entgegentrat, wie er nicht dafür zu gewinnen war, neuen Ideen, die in der heutigen Generation leben und sich vielfach schon bemerkbar gemacht haben, die Wege zu öffnen, weil dieselben dieses sein Lebenswerk zu zerstören drohen. Eines ist dem Kaiser allerdings versagt geblieben: Die Krönung seines Lebenswerkes durch den deutsch-tschechischen Ausgleich zu erleben, der seit Dezenien an dem Marke der Monarchie zehrt, ihre Kräfte lähmt und das Reich von Krisen in Krisen stürzte.

Die erste Tat des jungen Monarchen war die Erlassung eines Manifestes, durch welches der alte Untertanenverband aufgehoben und dem gesamten österreichischen Kaiserstaat eine Verfassung gegeben wurde. Bald darauf übersiedelte der Kaiser mit seinem Hofstaate von Olmütz nach Wien und wurde von der Bevölkerung, die ein Freudentaumel über die endlich erreichte politische und staatsbürgerliche Mündigkeit erfaßt hatte, enthusiastisch empfangen. Aber die Völker waren wie die Kinder, sie wußten dieses Geschenk ihres Monarchen nicht zu handhaben und so hat denn die mit so vielem Jubel begonnene konstitutionelle Ära die vielen Erwartungen, die man in sie gesetzt, nicht erfüllt und gar

manche Enttäuschungen gebracht. Verfassungskämpfe und Verfassungskrisen stellten sich ein, welche die Monarchie zuweilen bis in die Grundvesten erschütterten und immer war es die sogenannte böhmische Frage, von der der Anstoß zu allen diesen Schwierigkeiten ausging.

Wenn man einen Rückblick wirft auf die Entwicklung, welche die habsburgische Monarchie politisch und parlamentarisch unter Kaiser Franz Josef I. und seit Anbeginn der konstitutionellen Ära genommen und die vielfachen und heftigen Verfassungskämpfe betrachtet, in deren Verlaufe die Verfassung selbst als das Grundübel aller dieser Kämpfe angegriffen und nach Staatsstreichen gerufen wurde, so gewinnt man den Eindruck, daß der eigentliche Schützer des verfassungsmäßigen Lebens in Österreich der Kaiser und nicht seine Völker gewesen ist. Oft trat an ihn die Versuchung zum Staatsstreich heran, aber Franz Josef I. wies alle diese Versuchungen weit von sich ab und erklärte stets, daß Staatsstreiche immer die schlechtesten Lösungen der Wirrnisse seien. Wenn es nach den Völkern und den Ideen so mancher Staatsmänner gegangen wäre, hätte das Zeitalter Kaiser Franz Josefs vielleicht nur aus Staatsstreichen bestanden, Konstitution und Absolutismus hätten einander abgelöst wie die Spieler beim Kegelschieben. Der Ruf nach dem „gesunden Absolutismus“ ist eine Spezialität des Österreichers und er klingt immer wieder an unser Ohr, sobald ernste Schwierigkeiten auftauchen und die berufenen Vertreter der Völker nicht aus noch ein wissen.

Österreichs erste Verfassung, welche sich nicht als zweckdienlich erwies, wurde ohnedem zurückgezogen und ihr folgte im Jahre 1860 das sogenannte Oktober-Diplom. Dann kam nach dem Unglücksjahre 1866 der Ausgleich mit Ungarn und am 21. Dezember 1867 jene Verfassung zustande, welche

auch heute noch in Geltung ist und gegen die schon so viel Sturm gelaufen wurde, weil man es nicht verstand, sie handzuhaben und auszubauen.

Die Monarchie der Habsburger ist bekanntlich nicht durch immer weitergreifende Eroberung und Unterwerfung vom Stammlande aus zustande gekommen, sondern durch die Unterordnung der verschiedenen Länder unter die Herrschaft des regierenden Erzherzogs von Österreich. So entstanden die „österreichischen Erbländer", unter welchen jene der böhmischen Krone von allem Anfange her durch besondere verbriefte und anerkannte Rechte und Freiheiten eine eigene Stellung einnahmen. Ebenso verhielt es sich mit den Ländern der ungarischen Krone. Als nun mit dem Anbruche der vom Kaiser Franz Josef eingesetzten konstitutionellen Ära die aus dem Mittelalter stammenden „staatsrechtlichen Ansprüche" der Länder der böhmischen und ungarischen Krone in ein neues System eingezwängt werden sollten, begannen in Ungarn und in Böhmen jene gewaltigen Kämpfe gegen die Beschneidung ihrer staatsrechtlichen Ansprüche. Böhmen hat bis auf den heutigen Tag an seiner von altersher verbrieften und beschworenen Landesverfassung festgehalten, welche in der Ferdinandischen „Landesordnung" sogar eine gewisse Bestätigung gefunden hatte, und als mit den Märztagen des Jahres 1848 der moderne Konstitutionalismus anbrach, legte Böhmen sogleich seine diesbezüglichen Forderungen an den Stufen des Thrones nieder. Allein in die moderne Ära ließen sich die Formen des mittelalterlichen „ständischen Landtages" nicht hineinpressen und es mußte oder sollte an eine Neugestaltung der böhmischen Verhältnisse gedacht werden. Allein die Wünsche und Forderungen, die im ganzen Reiche erhoben wurden, ließen ein gedeihliches Vorwärtsschreiten aller dieser Arbeiten nicht zu, und die

Partei- und Nationalitätenkämpfe um die Erringung von Vorteilen bei der Schaffung des verfassungsmäßigen Lebens waren so heftige und kontrekarrierten sich gegenseitig, daß nichts zur Lösung gebracht werden konnte. Der Landtag der Märzverfassung von 1849 stand etwa zwei Jahre lang am Papier, ohne daß man an seine Einberufung denken konnte, bis endlich die Ordonanzen vom Jahre 1851 ihn gänzlich aus der Liste der lebenden Institutionen strichen.

Von diesem Zeitpunkte ab trat ein vollkommener Stillstand im Verfassungsleben Österreichs ein, der erst seinen Abschluß fand, als im Jahre 1860 das sogenannte Oktober-Diplom erschien, das in Böhmen von der zechischen Bevölkerung mit hellem Jubel begrüßt wurde. Das Oktober-Diplom trug nämlich den staatsrechtlichen Forderungen Böhmens vollständig Rechnung und anerkannte, daß der Länderbestand der böhmischen Krone ein in sich geschlossenes Ganze bilde, dessen Verfassung und staatsrechtliche Stellung zur Gesamtmonarchie in rechtsverbindlicher Weise nur unter Mitwirkung und unter Zustimmung des eigenen Landtages festgestellt werden könnte. Waren von diesem kaiserlichen Patente die Tschechen in hohem Maße befriedigt, so standen auf der anderen Seite die Deutschen, welche hierin ein Aufgeben des zentralistischen Gedankens und den Beginn eines föderalistischen Experimentes erblickten. Föderalismus, böhmisches Staatsrecht, Zentralismus hießen die Schlagworte, unter welchen die heftigsten und erbittersten Kämpfe das ganze Reich durchtobten und es nicht zur Ruhe kommen ließen. Dem Ansturm der Zentralisten gelang es sodann, die sogenannten Februarpatente durchzusetzen, welche alle Gegenstände der Gesetzgebung der Wiener Reichsvertretung zuwiesen und nur einige, ausdrücklich in den gleichzeitig neu geschaffenen Landesordnungen angeführte, Objekte der Kom-

petenz des böhmischen Landtages übertrugen. Dies rief in Böhmen und Mähren wieder eine bedeutende Erregung hervor und neuerlich stand die böhmische Frage der ruhigen Entwicklung der konstitutionellen Verhältnisse Österreichs hemmend im Wege. Als dann die Wahlen für den Wiener Reichsrat ausgeschrieben wurden, nahmen die Tschechen an denselben wohl teil, allein Dr. Ladislaus Rieger gab im böhmischen, Dr. Prazak im mährischen Landtag die Erklärung ab, daß die Tschechen an dem kaiserlichen Diplom vom Oktober 1860 festhalten und nur unter diesem Proteste an den Wahlen teilnahmen, hoffend, daß es im Parlamente, in welchem die Deutschen damals die Majorität hatten, zu einer Verständigung kommen werde.

Diese Hoffnungen erfüllten sich indeß nicht. Die Deutschen, die damals mit einer unsäglichen Verachtung auf die slawischen Volksstämme der Monarchie herabsahen und mit einer Kurzsichtigkeit, die sich später bitter rächen sollte, jede billige Forderung dieser Völker abwiesen, lehnten die erhoffte Verständigung schroff ab und die Verfassungskämpfe nahmen immer größer werdende Dimensionen an, so daß es im Jahre 1865 zu einem neuerlichen Umschwung kam. Die Räte des Thrones wurden entlassen und im September desselben Jahres das sogenannte „Sistierungs-Patent" hinausgegeben und eine Politik der „freien Bahn" inauguriert. Als Graf Lazansky als Vertreter der neuen Regierung am 12. Dezember 1865 mit den Worten „die Regierung will vor allem die Förderung der Autonomie" im böhmischen Landtage das neue Regierungsprogramm verkündete, brach auf den Bänken der historisch-staatsrechtlichen Partei heller Jubel aus, allein auch dieser Weg, der zu einem Hinausschießen über das Ziel zu werden drohte, erwies sich bald als ungangbar und zudem war das Unglücksjahr 1866 über

Österreich hereingebrochen, das neue Umwälzungen und Umstürze mit sich brachte.

An die Spitze des österreichischen Staatswesens trat der sächsische Baron Friedrich Ferdinand v. Beust, welcher später in den österreichischen Grafenstand erhoben worden war. Beust hatte in Österreich eine zweifache Mission: Frieden im Innern und Revanche für Königgrätz. Er schien für beide Missionen ein besonders geeigneter Mann zu sein, denn als Fremder stand er den nationalen Parteistreitigkeiten unparteiisch gegenüber und seine antipreußische und franzosenfreundliche Gesinnung schien ihn auch zu befähigen, den Kampf mit Bismarck und dem aufstrebenden Preußentum aufnehmen zu können. Allerdings wurde Bismarck damals in Österreich unterschätzt, Beust dagegen überschätzt. Über die Fähigkeiten des österreichischen Kanzlers Grafen Beust ist späterhin vielfach gestritten worden und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche ihm alles Talent und Können nachträglich abgesprochen hatten. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte und der Hauptgrund, weshalb die auf Beust gesetzten Hoffnungen fehlschlugen, wohl darin, daß Beust den österreichischen Verhältnissen gegenüber ein Fremder geblieben ist und nicht die Fähigkeit besaß, sich in das so komplizierte Räderwerk des österreichischen Partei- und Nationalitätenstreites einzuleben. Daß Beust's Stern trotzdem am österreichischen Himmel glänzend aufging, ist dem Unglücke Österreichs zuzuschreiben, daß es in jenen Zeitläuften außer Metternich, Schmerling und Andrassy keinen bedeutenden Staatsmann und seit Radetzky, mit Ausnahme des Erzherzogs Albrecht keinen großen Feldherrn mehr erzeugt hatte.

Jedenfalls, Graf Beust war den verwickelten und verworrenen Verhältnissen, die er bei seiner Berufung in Österreich antraf, nicht gewachsen. Die durch Österreichs Nieder-

lage bei Königgrätz ermutigten Ungarn erhoben sich wie ein Mann gegen das zentralistische System und zeigten Lust, dieselben Wege wie im Jahre 1848 noch einmal zu gehen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Seit 1850 aber war Ungarn wieder stark geworden, so daß eine eventuelle neuerliche Niederwerfung Ungarns mehr als fraglich erschien. Beust aber brauchte für seine Revanchepolitik ein getreulich hinter den habsburgischen Fahnen stehendes Ungarn und so richtete sich sein ganzes Streben darauf, einen Ausgleich mit Ungarn zu finden. Man fand denselben schließlich auch auf der Basis des Dualismus, das heißt, das alte Österreich wurde in ein Doppelreich zerschnitten und die Länder der ungarischen Krone zu einer selbständigen Reichshälfte gemacht, die mit der anderen nur mehr in einem delegationellen Verhältnis stand. Aus dem alten österreichischen Einheitsstaat war die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn geworden.

Als Graf Beust das zentralistische System zu dem veralteten absolutistischen in die Rumpelkammer warf und an dessen Stelle den konstitutionellen Dualismus setzte, schwebte ihm der Gedanke vor, daß jede Reichshälfte aber für sich ein zentralistisch regierter Staat sein soll, daß in Ungarn die Magyaren, in Österreich die Deutschen die Vorherrschaft auszuüben hätten. Infolgedessen trat in Österreich wieder ein deutsch-zentralistisches Kabinett ans Ruder und die kurz vorher installierte Regierung, welche der Förderung der Autonomie dienen wollte und die österreichischen Nationalitäten für sich hatte, wurde außer Kurs gesetzt. Die ungarische Frage war gelöst, die habsburgische Monarchie von der größten Sorge und Bürde befreit — man glaubte aufatmen und einer ruhigen und friedlichen Epoche der innerpolitischen Verhältnisse entgegengehen zu können, allein man täuschte sich. Kaum war der Schatten der ungarischen Frage

entschwunden, als sich die böhmische Frage mit umso größerer Heftigkeit zum Worte meldete: nachdrücklich riefen die böhmischen staatsrechtlichen Parteien nach der Gleichberechtigung der österreichischen Nationalitäten und der Erfüllung ihrer Forderungen.

Das deutsch-zentralistische Österreich und Graf Beust hatten aber kein Ohr für die Wünsche und Forderungen der Nationalitäten, die damals sehr billig zu befriedigen gewesen wären, und Graf Beust, welcher den Ungarn gegeben, was diese begehrten und dafür ein zufriedengestelltes Ungarn im Rücken hatte, glaubte, den Kampf wider die aufstrebenden Nationalitäten Österreichs zu Ende führen und die böhmische Frage einfach niedertreten zu können. Das war aber ein Irrtum, an dem Österreich heute noch zu tragen hat. Die historisch-staatsrechtliche Partei, welche keine Aussicht hatte, weder im Wiener Zentralparlamente noch im Landtage zu einem Ausgleiche zu gelangen, erweiterte ihre Opposition zur Abstinenz und am 13. April 1867 verließen die böhmischen Abgeordneten den Saal des Landtages, indem sie durch ihren Führer D. Ladislaus Rieger erklären ließen: „Wir erklären, daß wir nicht ferner dem gesetzwidrigen Vorgehen des Landtages beiwohnen können; wir erklären alles, was in Wien betreffs Böhmen beschlossen wird, für ungiltig."

Graf Beust und die Wiener deutsch-zentralistische Regierung ließen die Tschechen ruhig in die Abstinenz treten und die Verfassungsgesetze vom 21. Dezember 1867 kamen gänzlich ohne die Mitwirkung der Tschechen zustande und da diese Gesetze in der Tat in manchen Punkten im Widerspruche mit dem Oktober-Diplom vom Jahre 1860 und dem Februar-Patent vom Jahre 1861 standen, lehnte die historisch-staatsrechtliche Partei jede Mitwirkung an den Arbeiten der Landesvertretung sowohl als auch der Reichsvertretung

ab. Damit war das Tischtuch zwischen den Deutschen und Tschechen entgiltig entzwei geschnitten uud die böhmische Frage begann Formen anzunehmen, welche im höchsten Grade bedenklich erschienen, so daß Graf Beust einzulenken versuchte. Eine groß angelegte Ausgleichsaktion wurde unternommen und an die Spitze der österreichischen Regierungsgeschäfte Graf Hohenwart berufen. Am 12. September 1871 wurde ein kaiserliches Reskript an den böhmischen Landtag erlassen, in welchem zu einem versöhnlichen Ausgleich gerufen wurde. Nachdem in diesem Reskripte die staatsrechtliche Stellung der böhmischen Krone anerkannt wurde, rief dasselbe bei der historisch-staatsrechtlichen Partei Böhmens neuerlich hellen Jubel hervor und die bisherige böhmische Opposition eilte freudig herbei, den Ausgleich mit den Deutschen auf der Basis dieses Reskriptes zu schließen. Allein die Anhänger der Dezemberverfassung erklärten dieses Reskript als im Widerspruche mit den Verfassungsgesetzen vom Jahre 1867 stehend und warfen dem Kabinette Hohenwart vor, daß es gegen die Deutschen gerichtet sei und Österreich föderalisieren wolle. Anstatt an einen vernünftigen Ausbau der 67 er Verfassungsgesetze zu schreiten, damit dieselben auch den anderen Völkern akzeptabel erscheinen, stellten sich die Deutschen grollend in den Schmollwinkel. Es erfolgte eine vollständige Umstellung am politischen Schachbrette: vier Jahre vorher war die staatsrechtliche Opposition unter Protest aus dem böhmischen Landtag ausgetreten, nun taten im Jahre 1871 die Anhänger der Dezemberverfassung den gleichen Schritt und ließen ihre politischen Gegner in der Prager Landtagsstube allein zurück. Die großangelegte Verständigungsaktion war damit gescheitert und damit die Aufgabe des Ministeriums Hohenwart zu Ende. Graf Hohenwart legte in den letzten Oktobertagen des Jahres 1871 seine Mission in die Hände des Kaisers zurück.

Inzwischen hatte Preußen seine großen Siege über Frankreich errungen, das neue deutsche Reich war emporgestiegen und der Anbruch der neuen Zeit in Deutschland war nicht ohne Einwirkung auf den Geist der Deutschen in Österreich geblieben .... aber leider, ihre Führer verkannten die Zeichen der Zeit und glaubten, daß sie nun erst recht die Niederwerfung der Aspirationen der Slaven auf ihre Fahnen schreiben müssen und nunmehr leichter zum Siege gelangen würden. Sie verstanden nicht, daß mit dem Anbruche des neuen deutschen Reiches die Revanche-Idee sowohl wie die Hoffnung auf den Wiederaufbau des alten römisch-deutschen Reiches für immer begraben ward. Die deutsche Mission war eben in andere Hände übergegangen und den Deutschen in Österreich eine neue Rolle vom Schicksal zugeschrieben worden. Allein mit den anderen Volksstämmen Österreichs geblieben, hätten sie sich zu Führern der österreichischen Mission, der reinen habsburgischen Staatsidee machen müssen, allein sie erkannten ihre neue Rolle nicht und stürmten auf der großdeutschen Bahn, für die in Österreich nach 1866 und 1871 kein Raum mehr sein konnte, fort. Und das war das Verhängnis der Deutschen in Österreich, das Unglück des österreichischen Kaiserstaates, an dessen Folgen wir heute noch leiden und kranken.

Auch Graf Beust verstand die Zeichen der neuen Zeit nicht. Er griff neuerlich auf den Grundgedanken zurück, der ihm bei der Schaffung des Ausgleiches mit Ungarn vorgeschwebt hatte: ein deutsch-zentralistisches Österreich und ein magyarisch-zentralistisches Ungarn. Und das österreichische Staatsruder wurde neuerlich in die Hände der deutsch-zentralistischen Partei gelegt, in welcher durchwegs jene verknöcherten und engherzigen Liberalen saßen, die dann später von dem Un-

willen ihres eigenen Volkes hinweggefegt wurden. Graf Beust erlebte diesen Triumph nicht mehr, denn sein Prestige war schon längst verblaßt. Die unglückliche Hand, die er in der böhmischen Frage bekundet hatte, sowie seine Mißerfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zwangen ihn zum Rücktritt.

Als nach dem Abtreten des Grafen Hohenwart, Freiherr v. Holzgethan an die Spitze des Ministeriums trat, wußte man, daß es sich nur um ein Provisorium handle und daß hinter den Kulissen ein großes Werk im Werden sei. Freiherr v. Holzgethan trat zwar am 30. Oktober 1871 mit einem neuerlichen Reskript des Kaisers an den böhmischen Landtag heran, in welchem derselbe unter Hinweis auf die Pflichten gegenüber dem Reiche aufgefordert wurde, eine brüderliche Verständigung zu suchen und durch Entsendung seiner Vertreter in den Wiener Reichsrat an dem großen Werk der Versöhnung mitzuwirken, allein die Anhänger der Dezember-Verfassung wußten, daß sich ein Umschwung zu ihren Gunsten vorbereite und durch den Gang der Ereignisse in ihrem nationalen Denken und Fühlen ermutigt, wollten sie von einer Versöhnungsaktion auf Kosten ihres Machtbesitzes nichts wissen und harrten ruhig der Dinge, die da kommen sollten.

Graf Andrassy war am Ballhausplatze der Nachfolger des Kanzlers Grafen Beust geworden und gab das Schlagwort von der Hegemonie der Magyaren in Ungarn und der Deutschen in Österreich aus. Freiherr v. Holzgethan hatte am 25. November desselben Jahres nach einer nur nach Wochen zählenden Regierung sein Amt niedergelegt und auf Vorschlag des Grafen Andrassy bildete Fürst Adolf Auersperg das Bürgerministerium Lasser-Auersperg. Damit begann jenes „Regiment der Kraft“, welches die böhmische

Frage durch ein Zerschmettern der staatsrechtlichen Partei, durch Maßregelungen und Persekutionen lösen wollte. Wenn man heute die gewalttätige und unsinnige Methode überblickt, welche dieses Kabinett zur „Lösung“ der böhmischen Frage in Anwendung brachte, dann begreift man die Verwirrung, welche aus ihr in den innerpolitischen Verhältnissen Österreichs Platz greifen mußte und man versteht auch die Warnungen, welche jene Deutschen, die wie die steirischen Autonomisten an dem böhmischen Streit nicht direkt engagiert waren, gegen das Vorgehen des Kabinettes Auersperg-Lasser erhoben. Leider wurde deren Stimme nicht rechtzeitig gehört, ihr Warnungsruf verhallte im Kampfe der Leidenschaften.

Auerspergs erstes Augenmerk war darauf gerichtet, sich den böhmischen Landtag gefügig zu machen. Zunächst mußte also die tschechische Presse mundtot gemacht werden. Eine Konfiskationspraxis riß ein, wie sie Österreich nicht einmal im Vormärz gekannt hatte. Außerdem aber wurde gegen die Redakteure der tschechischen Blätter auch noch das sogenannte subjektive Verfahren eingeleitet, das heißt, man stellte sie vor die Gerichte und um ihrer Verurteilung sicher zu sein, delegierte man durch eine Reihe von Regierungserlässen an Stelle des zuständigen Prager Landesgerichtes die deutschen Kreisgerichte von Eger, Leitmeritz, Reichenberg und Brüx. Diese Maßnahmen stießen wohl auch auf deutscher Seite auf großen Widerspruch, man sagte sich, daß hierdurch die deutsche Sache in Böhmen kompromittiert und geschädigt werden müsse, allein das „Regiment der Kraft“ kehrte sich nicht daran, fand es doch bei den Anhängern der Dezemberverfassung, die sich eigentlich sehr mit Unrecht als „Verfassungstreue“ bezeichneten, fanatische Unterstützung. So folgten Maßregelungen auf Maßregelungen und man scheute

nicht einmal davor zurück, die unter dem Präsidium des Oberstlandmarschalls von Böhmen, Fürsten Georg Lobkowic, stehende „patriotisch-ökonomische Gesellschaft für Böhmen“ aufzulösen und ihr reiches Vermögen mit Beschlag zu belegen. Als der Boden soweit vorbereitet war, wurde der böhmische Landtag aufgelöst und die Neuwahlen ausgeschrieben. Es läßt sich denken, mit welchem Aufwand von Tätigkeit seitens der beiden Parteien des Landes, der Staatsrechtlichen und Verfassungstreuen — unter der Fahne der ersteren stritten die Tschechen, unter der letzteren die deutschen Zentralisten — der Wahlkampf begonnen wurde. Fürst Adolf Auersperg mußte natürlich den Sieg der Verfassungstreuen und die Niederlage der staatsrechtlichen Partei wollen und so ergriff er denn Maßregeln, um dieselbe an ihrem voraussichtlichen Sieg zu hindern. Der staatsrechtlichen Partei wurde einfach verboten, Stimmen für die Wahlen zu werben. Als die Tschechen aber dennoch Schritte machten, um ihre Freunde bei den bevorstehenden Wahlen um ihre Fahne scharen zu können, kam es zu den berüchtigten Militäreinquartierungen, wo man den ärmsten Teufeln 10 bis 20 Mann ins Quartier legte, damit sie aufs Politisieren vergessen! Die Wählerlisten wurden ganz willkürlich zusammengesetzt. Wer als Mitglied der staatsrechtlichen Partei bekannt war, wurde aus den Wählerlisten einfach hinausgestrichen oder nicht eingetragen, dagegen fügte man die Namen solcher ein, die wohl verfassungstreue Parteigänger, aber als Ausländer gar nicht wahlberechtigt waren. Diese Fälschung der Wählerlisten richtete sich insbesonders gegen den Hochadel Böhmens und obgleich derselbe über den größten Grundbesitz im Lande verfügt, war er bei diesen denkwürdigen Wahlen nahezu gänzlich ausgeschlossen! So wurden durch diese amtliche Fälschungsmethode zu den Wahlen nicht

zugelassen: Heinrich Jaroslaw Graf Clam-Martinic und Auguste Gräfin Clam-Martinic als Besitzer von Schlan; Hugo Fürst Thurn und Taxis und Fürstin Almerie Thurn-Taxis als Besitzer von Mzell, Josef Graf Nostiz und Gräfin Christine Belcredi als Besitzer von Brodec-Lustenic; Josef Graf Nostiz und Wilhelmine Fürstin Windischgraetz als Besitzer von Rokytnic; Welz Alois als Besitzer von Glashütte-Guttenbrunn; Franz Fürst Lobkowitz und Kunikunde Fürstin Lobkovitz als Besitzer von Kornic; Albrecht Graf Kaunitz und Elisabeth Gräfin Kaunitz als Besitzer von Brezno und Skasov; Hugo Fürst Thurn-Taxis und Eleonore Prinzessin Thurn-Taxis als Besitzer von Cetno; Hugo Fürst Thurn-Taxis und Therese Gräfin Belecedi als Besitzer von Nemeritz; Franz Fürst Lobkowitz und Johann Fürst Lobkowitz als Besitzer von Mrac und Poric; Emilie v. Ritterstein und Ludwig Freiherr v. Dobrensky sen. als Besitzer von Kluk und Chralovitz; Franz Fürst Lobkowitz und Dr. Josef Prachensky als Besitzer von Langenfeld; Friedrich Graf Kinsky und Sophie Gräfin Kinsky als Besitzer von Barownitz und schließlich Peter Freiherr v. Dobrensky und Aloise Gräfin Dobrensky als Besitzer von Pribram.

Durch den Ausschluß des böhmischen Hochadels von diesen Wahlen ergab sich aber auch ein Zerrbild des Landtages, eine Farce, wie man sie sich nicht schlimmer vorstellen kann. Die „Verfassungstreuen“ hatten wohl den Sieg davongetragen, allein als am 24. April 1872 der böhmische Landtag eröffnet wurde, ergab sich, daß in demselben nur etwa ein Drittel der gesamten Bevölkerung Böhmens vertreten war. Es läßt sich denken, wie die öffentliche Meinung Böhmens nun aufschäumte und der Widerstand gegen das Regime der deutschen Zentralisten anwuchs. In Wien aber zog man die Zügel immer straffer an. Man hatte sich die

Verfassung so zurecht gelegt: für uns, die „Verfassungstreuen“, alle Freiheiten der Verfassung, für die Gegner aber die Knute der absolutistischen Ära. In Böhmen begannen sich die Kerker zu füllen, die besten Söhne des tschechischen Volkes schmachteten hinter Kerkermauern und die Verhältnisse nahmen einen Gang, daß man besorgen mußte, die ungarische Revolution werde auf dem Boden Böhmens eine Neuauflage erleben. Denn je größer der Druck wurde, den die Regierung Auersperg-Lasser auf die staatsrechtliche Opposition ausübte, desto lebhafter und nachdrücklicher wurde der Gegendruck, sodaß sich in den Kreisen der „Verfassungstreuen“ selbst die Ansicht den Weg zu bahnen begann, daß die böhmische Opposition doch härter sei als man dachte und daß die Methode des Niederschlagens nicht zum Ziele führen werde.

Kaiser Franz Josef, welcher den Verfassungstreuen lange Zeit weiten Spielraum gelassen hatte, sah mit Sorge auf die schlimme Entwicklung, welche die Verhältnisse in Böhmen nahmen und forderte schließlich die Herstellung friedlicher Verhältnisse. Mit Ungarn hatte man Frieden gemacht. Sollte jetzt in Böhmen die Revolution emporlodern? Zudem waren auch im Schoße der Verfassungspartei selbst arge Differenzen ausgebrochen. Die Partei hatte sich in zwei Hälften gespalten, in die sogenannten „Alten“ und „Jungen“. Die Ersteren waren zur Einsicht gelangt, daß sich das Kabinett Auersperg auf einem falschen Standpunkt gestellt hatte, indem es das nationale Ideal vor Augen hatte und aus Österreich einen deutschen Nationalstaat machen wollte, anstatt zu versuchen, die nationalen Ansprüche und Forderungen aller Völker dieser Reichshälfte mit der österreichischen Staatsidee, welche ja doch auf der Gleichberechtigung aller Völker aufgebaut ist, in Einklang zu bringen. Ein leises

Ahnen, daß die Führer der Deutschen in Österreich die Zeichen der Zeit nach 1866 und 1871 verschlafen hatten und für die Deutschen Österreichs eine neue Mission hätten beginnen sollen, schlich bereits angesichts des Fiaskos, daß das Weitertraben auf dem ungangbar gewordenen Weg der Germanisierung gemacht hatte, durch die helleren Köpfe der Verfassungstreuen, allein die „Jungen" wollten von einem Einlenken gegenüber den Tschechen nichts wissen, sie forderten, daß noch einige Schritte auf nationaler Basis weitergegangen und aus der Verfassungspartei eine nationale deutsche Partei gemacht werde. Die „Jungen" hatten in Wien ihr eigenes Organ gegründet und befehdeten die „Alten" in schärfster Weise. Dieser Zwiespalt im verfassungstreuen Lager blieb naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die Mitglieder des Kabinetts Auersperg, in welchem sich schließlich die gleichen Strömungen bemerkbar machten, wie innerhalb der Verfassungspartei. Unter allen diesen Umständen verlor das Ministerium Auersperg immer mehr an Ansehen im eigenen Lager, die furchtbaren Fehler und Mißgriffe in der böhmischen Frage ließen es das Vertrauen des Hofes einbüßen und so ging denn die „Ära der Kraft" ihrem unrühmlichen Ende entgegen. Der Monarch hatte von seinen Ministern ein Memoire über die Herstellung friedlicher Zustände in Böhmen verlangt, wodurch die im Kabinette bestandenen Differenzen offen zum Ausbruche kamen. Ja, in einem unter dem Vorsitze des Kaisers abgehaltenen Ministerrat platzten diese Gegensätze — die einen plaidierten für die Fortsetzung der bisherigen Maßregeln, die anderen wollten mit den Nationalitäten unterhandeln — so heftig aufeinander, daß die Minister nahezu handgemein mit einander geworden wären. Das schlug dem Fasse den Boden aus. Der Kaiser verließ entrüstet den Konferenzsaal und sagte

zum Grafen Taaffe: „Befreien Sie mich von diesen Leuten!"

Inzwischen war der russisch-türkische Krieg zu Ende gegangen. Österreich erklärt am 20. Januar 1878 die Friedensstipulationen zwischen der Pforte und Rußland, soweit dieselben europäische und österreichische Interessen berühren, für null und nichtig und ladet die Paktierenden vor einen Kongreß der Großmächte. Alle Mächte akzeptieren diesen Vorschlag und am 13. Juni desselben Jahres wird der Berliner Kongreß eröffnet. Einen Monat später wird der Kongreß geschlossen und Österreich erhält den Hafen von Spezia und die Donaufestung Adakaleh, sowie das Okkupationsmandat betreffs Bosniens und der Herzegowina. Wenige Tage darauf erfolgt der Einmarsch der österreichischen Truppen unter den Feldzeugmeistern Baron Philippovich und Jovanovics in Bosnien und der Herzegowina. Während der bosnische Okkupationszug in ganz Österreich stürmische Begeisterung hervorruft, nimmt ein Teil der Verfassungspartei aus nationalen Erwägungen Stellung gegen diesen Ländererwerb und macht ernstliche Schwierigkeiten, als der Berliner Vertrag am 4. November dem Parlamente zur Ratifizierung vorgelegt wird. Dies beschleunigt natürlich das Ende der Verfassungspartei und des Kabinetts Auersperg.

In Bosnien und der Herzegowina schreiten die österreichischen Truppen von Sieg zu Sieg und Kaiser Franz Josef empfängt in Wien mit Stolz Tag um Tag die Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatze. Am 29. resp. am 31. Juli war der Einmarsch der Okkupationstruppen erfolgt und schon am 5. August ist die Einnahme von Mostar, am 19. August die Erstürmung von Sarajewo erreicht. Am 1. Oktober meldet der Oberkommandant der Okkupationsarmee die vollständige Unterwerfung des Landes und im

November kehren die siegreichen Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung nach Wien zurück, empfängt der Kaiser die Huldigungsdeputationen aus den nunmehr mit Waffengewalt eroberten Ländern. Das sind Tage der reinsten Freude und des Glückes für den Kaiser, die ihn darüber hinwegtrösten, daß die böhmische Frage unlösbar und schwer wie ein Alp auf dem Geschicke Österreichs liegt und daß sich durch die „Ära der Kraft“ die Verhältnisse in Böhmen noch weiter verschlimmert und verdüstert hatten.

Graf Taaffe befreite den Kaiser von „diesen Leuten“. Anfangs 1879 hatte das Kabinett Auersperg den Abschied erhalten und nach einem kurzen Provisorium D. v. Stremayrs übernimmt Graf Taaffe am 12. August die Zügel der Regierung. Dieses Jahr gestaltete sich überhaupt sehr bedeutungsvoll für die habsburgische Monarchie, denn es brachte auch den Abschluß des deutsch-österreichischen Kaiserbündnisses, welches seit damals den ehernen Bestandteil der österreichischen Politik bildete und im Laufe der Zeiten zu einem wahren Bruderbund ausgestaltet wurde. Am 21. September dieses Jahres war Fürst Bismarck nach Wien gekommen, um hier mit dem scheidenden Kanzler Grafen Andrassy und dessen Nachfolger Baron Haymerle seine Unterschrift unter den Bündnisvertrag zu setzen. Kurz vorher hatte das Kaiserpaar unter der herzlichen Anteilnahme des ganzen Reiches das Fest der silbernen Hochzeit gefeiert und Kaiser Franz Josef glaubte erwarten zu dürfen, daß es dem Grafen Taaffe gelingen werde, nun auch die böhmische Frage, welche den einzigen Mißton in die sonst so glückliche Entwicklung der österreichischen Verhältnisse brachte, einer gedeihlichen Lösung zuzuführen. Nicht mit Gewalt und Kraft, wie es das Rezept des Kabinetts Auersperg war, sollte diese Lösung erreicht werden, sondern im Wege fried-

licher Unterhandlungen. Als am 8. Oktober die feierliche Eröffnung des neugewählten Reichsrates durch den Kaiser erfolgte, waren die Tschechen nach sechzehnjähriger Abwesenheit zum ersten Mal wieder im Parlamente erschienen und man durfte also von der Zukunft das beste erhoffen. Leider sollten aber die Erwartungen, welche man an das Regime des Grafen Taaffe knüpfte, dennoch nicht in Erfüllung gehen.

Graf Taaffe, welcher es wie keiner vor und nach ihm verstanden hatte, die nationalen Gegensätze zu mildern, ließ, als er sich nach einer sechzehnjährigen Regierungszeit — es war das langlebigste Kabinett, welches das Österreich Franz Josefs I. kannte — ins Privatleben zurückzog, die böhmische Frage dennoch ungelöst zurück. Heute darf wohl festgestellt werden, daß Graf Taaffe, dem namentlich von deutscher Seite so viele Steine ins Grab nachgeschleudert wurden, kein Feind der Deutschen war. Er zog aus den Ereignissen von 1866 und 1871 nur die richtigen Konsequenzen, unterordnete das nationale Moment dem österreichischen Staatsgedanken und verstand es mit großer Geschicklichkeit den Ausgleichsfaden anzuspinnen und ihn vor dem Abreißen zu bewahren. Er war der Meinung, daß das gesamte innerösterreichische Problem in nichts anderem seine gedeihliche Lösung finden könne, als in einem ewigen Ausgleichen der auftretenden Gegensätze, in dem Anstreben fortwährender Kompromisse. Selbst als die gemäßigte Alttschechen-Partei im Jahre 1891 zusammenbrach und der Friede in Böhmen, der nahezu perfekt war, sich wieder in seine Atome auflöste und die Jungtschechen in die politische Arena stürmten, auf ihr historisches Staatsrecht und alte Dekrete und Verordnungen pochend, riß der Ausgleichfaden trotzdem nicht ab. Graf Taaffe ließ zwar die Jungtschechen, wie kurz zuvor die Deut-

schen, in die Opposition gehen, aber nach wie vor war er rüstig an der Arbeit, den Ausgleichsgedanken fortzuspinnen. Nur so konnte es geschehen, daß sich Graf Taaffe bald auf die Tschechen, bald auf die Deutschen zu stützen vermochte. Es war vorauszusehen, daß, nachdem die Jungtschechen, eine starke auf radikal-nationaler Basis stehende Partei, auf den Plan getreten war, auch auf deutscher Seite eine Verschärfung des nationalen Kampfes sich einstellen werde. Graf Taaffe sann nach Mitteln, um diese Erscheinungen zu paralisieren und entschloß sich zu einer gründlichen Wahlreform, durch welche die breiteren, für soziale und wirtschaftliche Ziele kämpfenden Massen an die Gesetzgebung herangezogen werden sollten. Damit sollte erreicht werden, daß die bevorstehenden heftigen nationalen Kämpfe dem Staate und der österreichischen Idee nicht gefährlich werden. Dieser weitausschauende Plan des Grafen Taaffe, welcher die spätere überhastete Wahlreform mit dem allgemeinen Wahlrecht und alle daraus entstandenen unglücklichen Konsequenzen unnötig gemacht hätte, fand jedoch nicht das richtige Verständnis und das Reformprojekt des Grafen Taaffe fiel und mit ihm sein Schöpfer. Über Österreich aber brach die nationale Flut herein, die alles zu verderben drohte.

In Österreich hatten sich inzwischen eine lange Reihe von wichtigen Ereignissen zugetragen, welche dem Kaiser teils Freude teils herbes Leid brachten. Im Dezember 1880 erfolgte die Verlobung des Kronprinzen Rudolf mit der Prinzessin Stefanie von Belgien, an welche sich am 10. Mai des nachfolgenden Jahres die Vermählung und am 2. September 1883 die Geburt der Prinzessin Elisabeth in Laxenburg reihten. Die Jahre 1881 und 1883 brachten die Besuche des italienischen Königpaares und des Prinzen Wilhelm von Preußen, des heutigen deutschen Kaisers in Wien, und in

der Zeit vom 15.—17. September 1884 fand die berühmte Dreikaiserzusammenkunft (Kaiser Wilhelm I., Kaiser Franz Josef I. und Zar Alexander III.) in Skiernievice bei Warschau statt, wobei die drei Monarchen von ihren Kanzlern Fürsten Bismarck, Grafen Kalnocky und Herrn v. Giers begleitet waren. Es war ein großes, historisches Ereignis — allein es ist längst vorübergerauscht, wie die Teilnehmer an demselben der Zeit ihren Tribut bezahlen mußten und in die Gräber sanken. Nur ein Überlebender weilt noch unter uns: Franz Josef I.

Die Schlußsteinlegung des Wiener Rathauses, die Eröffnung des neuen Hofopernthеaters, die Enthüllung zahlloser Denkmäler, Brücken und Straßen, die Einweihung von Kirchen und Hochschulen fällt in die Epoche des Kabinettes Taaffe, aber auch der furchtbare Tod des Kronprinzen Rudolf in Mayerling, das Drama im Hause des Erzherzogs Heinrich, der mit seiner Gemahlin der neuaufgetretenen Influenza erlag — Erzherzog Sigismund holt sich beim Begräbnis seines Bruders den Todeskeim und ist wenige Tage darauf gleichfalls eine Leiche, — der Ringtheaterbrand und noch viele andere Katastrophen, welche das Herz Franz Josefs schwer bedrücken und der nach dem Sturze des Ministeriums Taaffe seine ganze Sorge wieder der böhmischen Frage und den aus ihr resultierenden Verwirrungen zuwenden mußte.

Das dem Grafen Taaffe nachfolgende Koalitionskabinett, an dessen Spitze Fürst Windischgrätz steht, fand ein rasches Ende. Kaum anderthalb Jahre vermochte es dem Ansturm der Parteien standzuhalten, unter welchen die in jenen Tagen aufstrebende christlich-soziale Partei mit Dr. Lueger an der Spitze an der Tête marschierte. Am 23. November 1893 war das Koalitionsministerium Windischgrätz ins Amt ge-

treten — am 20. Juni 1895 erfolgte bereits sein Rücktritt. Wahrlich, damals mußte man an die Prophezeiungen des scheidenden Ministerpräsidenten Grafen Taaffe denken, welcher seinen Freunden sagte: „Ich habe nur zwei Nachfolger: den Grafen Badeni und den Grafen Thun. Der eine wird drei, der andere zwei Jahre regieren!“

Graf Badeni wurde tatsächlich der Nachfolger des Grafen Taeffe. Nachdem die Koalition Windischgrätz gestürzt war und das nachfolgende Beamtenkabinett des Grafen Kielmansegg nur ein viertel Jahr zu halten vermocht hatte, wurde Graf Kasimir Badeni im September 1895 zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannt. Diesem Staatsmanne ging ein großer Ruf voraus. Er wollte dort, wo Graf Taaffe seine Tätigkeit unterbrochen, die seine aufnehmen, aber er wollte ein Regime der Kraft und Energie inaugurieren, er führte sich als ein Minister einer starken Regierung ein, die zu führen und sich nicht führen zu lassen gedenke. Und doch, wie schmählich brach dieses Regime der Kraft zusammen, wie viel Unheil hatte es nicht nur über Österreich, sondern über die ganze Monarchie gebracht . . . es gab in diesen Zeiten Augenblicke, wo das ganze Lebenswerk Franz Josefs I. erschüttert und bedroht schien, wo die Flammen der politischen Leidenschaften und Verirrungen beide Reichshälften in Brand setzen wollten. Der Wahrheit gemäß muß konstatiert werden, daß alle diese Schwierigkeiten aus der Ära Badeni herauswuchsen und daß die trüben Verhältnisse, in welchen heute noch das innerpolitische Österreich wandelt, ebenso wie der Zusammenbruch der dualistischen Richtung in Ungarn, die unter dem Grafen Khuen-Hedervary wohl wieder eine schwächliche Renaissance erlebte, das Erbe der Badeni'schen Regierungszeit sind. Gerechterweise muß aber auch gesagt werden, daß Graf Badeni

doppelt schwierige Verhältnisse vorgefunden hatte und daß die böhmische Frage, zu deren Lösung er berufen war, durch das Aufwerfen der ungarischen Frage eine bedenkliche Komplizierung erfahren hatte. Die Haupt- und Residenzstadt Wien war von den Christlich-Sozialen unter der Führung Dr. Karl Luegers erobert worden, die den Kampf gegen Ungarn auf die Fahnen geschrieben hatten und für die Aufhebung des Dualismus und die Wiederherstellung des österreichischen Einheitsstaates kämpften. Die Beust'sche Idee, welcher der Schaffung des Dualismus zu Grunde lag und ein deutschzentralistisches Österreich und ein magyarisch-zentralistisches Ungarn wollte, hatte sich längst überlebt und fand bei der heutigen Generation keine Anwälte mehr. Das von den Christlich-Sozialen angestimmte „Los von Ungarn!“ fand nicht nur bei den Nationalitäten Ungarns, sondern auch bei den Völkern Österreichs ein lautes und lebhaftes Echo und mit Ausnahme der Altliberalen, den Nachkommen der sogenannten „Verfassungstreuen“, stimmten alle deutschen Parteien in den Kriegsruf der Christlich-Sozialen gegen Ungarn mit ein. Kein Zweifel, die allgemeine Situation hatte sich verschlimmert: Die böhmische Frage lag nach wie vor ungelöst da und nun drohte auch noch die ungarische neu aufzuleben, der Dualismus, die Errungenschaft der Kämpfe und Mühen so vieler Jahre, in Trümmer zu gehen.

Unter diesen schlimmen Auspizien trat das Regime der starken Hand des Grafen Badeni ins Amt. Er entstammte einer zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Polen eingewanderten italienischen Familie, die schon 1563 das polnische Indigenat erhalten hatte und trat nach Absolvierung seiner Studien an der Krakauer Universität in den Verwaltungsdienst Galiziens, in dem er es rasch bis zum Hofrat brachte. Er erwarb sich damals den Ruf eines zielbewußten und

energischen Beamten und als er sich dann später der Politik widmete und in den galizischen Landtag eintrat, zeigte er viel politisches Talent. Er wurde Führer der einflußreichen Krakauer Partei und am 11. Oktober 1888 ernannte Kaiser Franz Josef diesen ganz vortrefflichen Mann zu seinem Statthalter in Galizien. Und man muß sagen, daß er einer der besten Männer auf diesem nicht leichten und für Österreich sehr wichtigen Posten war. Persönliche Liebenswürdigkeit, moderne Weltauffassung und ein streng rechtlicher Sinn zeichneten ihn aus und erleichterten ihm seine Amtstätigkeit. So exakt und pünktlich hatte die galizische Statthalterei weder vor noch nach dem Grafen Badeni gearbeitet. Er war aber auch persönlich die Pünktlichkeit selbst und jeden Morgen machte er einen Rundgang durch die Bureaus der Statthalterei. Die zu spät im Amte erschienenen Beamten, ob hoch oder niedrig, war gleich, fanden dann auf ihren Tischen seine Visitkarte — ein Wink mit dem Zaunpfahle — liegen. In seiner Programmrede, mit welcher er sich dem galizischen Landtage vorstellte, legte er Gewicht darauf, daß die Landesgesetzgebung mit der Reichsgesetzgebung nicht kollidiere, die staatsbürgerlichen Rechte respektiert und der deutschen Sprache in den Schulen mehr Beachtung geschenkt würde; von den Beamten verlange er pünktliche, exakte und rasche Erledigung der Geschäfte. Kein Wunder, daß der Kaiser auf diesen vortrefflichen Mann aufmerksam wurde. Als Graf Badeni anläßlich der Kaisermanöver in Krakau vor dem Monarchen als Führer der Adelsdeputation erschien, sprach der Kaiser öffentlich dem Grafen Badeni seine Anerkennung für die ausgezeichnete, umsichtige, feste und zielbewußte Art und Weise aus, mit welcher er das Land verwalte.

Das war im Jahre 1893. Zwei Jahre später zog dieser glänzende Staatsmann, als welcher sich Graf Badeni

in seinem engeren Heimatslande bewährt hatte, im Wiener Reichsrat als Ministerpräsident ein. Er kam als Freund der Deutschen und bekannte sich in seiner Programmrede als ein Verehrer der voranleuchtenden Kultur des deutschen Volkes, dessen auf historischen Momenten beruhende traditionelle Stellung er stets zu beachten gelobte. Als sich Graf Badeni am 22. Oktober 1895 dem Abgeordnetenhause mit dieser seiner Programmeede vorstellte, waren es die Deutschen, welche ihm Beifall klatschten und die Tschechen, die sich in lebhaftem Widerspruch ergingen und doch — wie rasch vollzog sich ein vollständiger Szenenwechsel, wie wurde Graf Badeni von den Deutschen bekämpft, welche noch nicht dagewesene Stürme durchbrausten den Reichsrat und Österreichs Lande so weit sie deutsch waren, so daß man glauben konnte, daß Reich werde aus den Fugen gehen, die Errungenschaften einer fünfzigjährigen Regierungstätigkeit in Trümmer sinken. Badeni, der sich daheim so glänzend bewährte, versagte auf dem größeren Terain als Ministerpräsident vollständig und Graf Taaffe, sein Vorgänger, behielt mit seiner Prophezeiung recht. Nur in einem irrte er sich: Graf Kasimir Badeni war nicht in drei, sondern schon in zwei Jahren mit seinem Latein zu Ende, unter dem Aufruhr, der die Straßen dieses friedlichen und geduldigen Wiens durchtobte, brach sein Regime, dem alles in Österreich mit so viel Hoffnung entgegengesehen hatte, jämmerlich zusammen.

Und die Gründe? Ein Feind der Deutschen und des deutschen Volkes war Graf Badeni wahrhaftig nicht. Aber daß er so versagte und so fehlgriff, lag wohl hauptsächlich darin, daß er seine Karriere in Galizien gemacht hatte, aus dem engen Kreis der galizischen Verhältnisse nicht hinausgekommen war und den anderen österreichischen Fragen,

namentlich aber der böhmischen, die sich wie ein roter Faden durch die ganze Regierungszeit Franz Josefs I. hindurchzieht, fremd gegenüber stand. Dazu kam, daß er den großen politischen Intriguen, die damals in Wien und um Wien spielten, nicht gewachsen war und daß er schon bei der Wahl seiner Vertrauensmänner, die ihm das Gehen auf dem ihm fremden Terrain erleichtern sollten, fehl griff. Daraus wuchs dann der schreckliche Turmbau hervor, der sich dann mit Lawinengewalt auf Österreich niederstürzte.

Zwei große Aufgaben hatte Graf Badeni zu vollführen: Der böhmischen Frage endlich eine befriedigende Lösung zu geben und den Ausgleich mit Ungarn, der abgelaufen war, einer Erneuerung zuzuführen. Der gewesene Präsidialist des Grafen Taaffe, Sektionschef Freiberg, war ihm als ein ausgezeichneter Kenner der böhmischen Verhältnisse und der damalige Kanzleidirektor des Abgeordnetenhauses Sektionschef Blumenstock-Halban als ein ebenso ausgezeichneter Kenner der parlamentarischen Verhältnisse bezeichnet und empfohlen worden. Er möge sich nur an diese beiden erfahrenen Männer halten, sagte man ihm, als er sich von Lemberg nach Wien begab, und er werde gut fahren. Graf Badeni hielt sich an diesen Ratschlag. Wien stand damals unter der aufgehenden Sonne der Christlich-Sozialen, gegen welche die Nachkommen der alten Verfassungstreuen und die Sozialdemokraten einen Kampf auf Tod und Leben führten. Badenis Ratgeber, die Sektionschefs Freiberg und Blumenstock-Halban, waren gleichfalls Parteigänger dieser alten Verfassungstreuen und nachdem die Christlich-Sozialen mit ihrem Kampfruf „Los von Ungarn!“ Feinde des Abschlusses eines neuen Ausgleiches mit Ungarn waren, so war es nicht schwer, dem Grafen Badeni nachzuweisen, daß ein Niederschlagen der christlich-sozialen Bewegung für ihn ein Gebot

der Notwendigkeit sei, wolle er im Parlamente die für die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn nötige Majorität zustande bringen. Graf Badeni war unklug genug, sich in dieses Abenteuer verstricken zu lassen. Als Zerschmetterer Dr. Luegers und seiner Partei kam er nach Wien. Er griff auf die Wahlreformpläne des Grafen Taaffe zurück, schuf die sogenannte vierte Wahlkurie, durch welche die Sozialdemokratie Eintritt in das Abgeordnetenhaus erhalten sollte. Durch diese vierte Kurie gedachte man dem Aufwärtsstreben der Christlich-Sozialen einen Riegel vorzuschieben und zugleich ein Element in das Haus zu bekommen, welches auf die deutsch-tschechischen Nationalstreitigkeiten kalmierend einwirken und die Versöhnungsbemühungen in Böhmen vorteilhaft beeinflussen werde. Während er dem Abgeordnetenhause sein Wahlreformgesetz vorlegte, leitete er sofort Verhandlungen mit den Deutschen und Tschechen ein wegen Bildung einer deutsch-tschechischen Majorität im Abgeordnetenhause und eines endgiltigen Friedensschlusses in Böhmen. Schon damals standen die Sprachenverordnungen, welche jenes Unheil in Österreich angerichtet hatten, hinter den Kulissen. Das Durchdrücken des ungarischen Ausgleiches und der Abschluß des Friedens in Böhmen sollten vereint werden, damit dem starken, von diesen Erfolgen getragenen Kabinett die Kraft und das Ansehen bleibe, die christlich-soziale Bewegung zu zerschmettern. Eines bedingte da das andere und die Lösung der böhmischen Frage im Wege von Ordonnanzen war eine absolut verwerfliche Idee nicht, nachdem ja auf deutscher und tschechischer Seite schon seit längerer Zeit das stille Verlangen lebte, die Regierung möge durch ihr Eingreifen den langwierigen Sprachenstreit selbst lösen und den Parteien, die freiwillig nicht zugestehen können, was sie akzeptieren würden, wenn es von oben käme, die Verantwortlichkeit von

den Schultern nehmen. So ließ sich Graf Badeni, der die westösterreichischen Verhältnisse nicht kannte und dessen Berater alles nur aus dem Gesichtswinkel der Niederwerfung der Christlich-Sozialen sahen, von dem sicheren Terrain, daß jeder nationale Ausgleich nur ein friedliches, freiwilliges Kompromiß der Streitteile und nie in einer Ordonnanz von oben bestehen kann, in das Gestrüpp einer abenteuerhaften Politik hineinlocken und sah sich bald auf einem Boden, dem er nicht zugestrebt hatte.

Die Wahlreform, welche den Sozialdemokraten den Eintritt in das Kurienparlament verschaffen sollte, hatte Graf Badeni glatt und rasch durchgebracht, er schritt zur Auflösung des Hauses und in den neuen Reichsrat zogen die Vertreter der Arbeiter ein, auf die Graf Badeni und zum Teile auch die bürgerlichen Parteien ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Furchtbar sollten sich aber die Fehlgriffe, die bei der Anlage des ganzen Feldzugsplanes gemacht wurden, rächen. Das Niederwerfen der Christlich-Sozialen war mißgelungen. Dreimal löste Graf Badeni die Wiener Gemeindevertretung auf und dreimal wurden die Christlich-Sozialen mit Dr. Lueger in immer größerer Anzahl wiedergewählt und Badeni, der die Bestätigung der Wahl Dr. Luegers zum Bürgermeister von Wien durch den Kaiser verhinderte, sah sich genötigt, mit den Christlich-Sozialen ein Kompromiß zu suchen. Dr. Lueger verzichtete einstweilen auf die Bürgermeisterwürde, an seiner Statt wurde sein Parteigenosse Strohbach, Bürgermeister und Dr. Lueger mußte sich bis auf weiteres mit der ersten Vizebürgermeisterstelle begnügen. Die Verwaltung Wiens aber war in die Hände der Christlich-Sozialen übergegangen. Die Sprachenverordnungen, welche dem Kabinette Badeni das Sprungbrett zum Kampfe gegen die Christlich-Sozialen und für die Durchbringung des ungari-

schen Ausgleiches und des Friedens in Böhmen bieten sollten, waren inzwischen fertig gestellt worden und Graf Badeni legte sie, bevor er sie publizierte, in vertraulichen Konferenzen den Tschechen und — dies sei ausdrücklich festgestellt — auch den Führern der Deutschliberalen vor. Während die ersteren den Sprachenverordnungen Badenis vollständig zustimmten, erhoben die letzteren wohl Bedenken, aber da es ihnen in erster Linie um den Kampf um Wien und gegen die Christlich-Sozialen ankam, so überwanden sie diese Bedenken und animierten den Grafen Badeni zur Herausgabe der Sprachenverordnungen, indem sie meinten: „Nur heraus damit! Es wird in Böhmen wohl Sturm geben, aber der wird sich bald legen!"

Am 5. April 1897 gab Graf Badeni seine Sprachenverordnungen hinaus. Der befürchtete Sturm in Böhmen stellte sich pünktlich ein, allein er legte sich nicht bald, sondern erfaßte das ganze Deutschtum und schüttelte es wie im Fieberschauer. Diejenigen, welche bei den Sprachenverordnungen Pate gestanden waren, wollten sich dieses Aktes nicht mehr entsinnen und stimmten mit in die Entrüstungsrufe ein, welche den Grafen Badeni des Verrates an den Deutschen Österreichs beschuldigten. Graf Badeni, welcher noch immer glaubte, daß sich dieser Sturm legen werde, täuschte sich über die Gewalt desselben und hielt an den einmal erlassenen Ordonnanzen fest. Die deutsche Linke erhob sich wie ein Mann gegen ihn und eröffnete im Reichsrate die Obstruktion, die seit damals wie ein unheimliches Gespenst durch Österreich schreitet und nicht zu bannen ist. Die Hoffnungen auf den Frieden in Böhmen waren dahin und die Klemme, in welche Graf Badeni mit dem Ausgleich mit Ungarn geraten war, sollte von den Deutschen benützt werden, um das Kabinett zu stürzen. Damals weilte Baron

Banffy, der ungarische Ministerpräsident in Wien. Als er den Ansturm der Deutschen gegen das Kabinett Badeni wahrnahm, sah er den ungarischen Ausgleich bedroht und er, den man gleichfalls so heftig als Feind der Deutschen bezeichnet hatte, zögerte nicht, sich für dieselben einzusetzen. Er eilte in die Hofburg und gab seiner Ansicht dahin Ausdruck, daß das Kabinett Badeni dem Ansturme der Deutschen nicht werde stand halten können, daß das Ausgleichswerk gefährdet sei und es rätlich erscheine, das Kabinett Badeni rechtzeitig zu entlassen, so daß die Zurücknahme der Sprachenverordnungen und die Durchbringung des Ausgleiches dem Nachfolger nicht allzu schwer falle. Baron Banffy sah große und ernste Verwicklungen voraus. Allein der Kaiser erklärte ihm kurz, daß er der Obstruktion nicht nachgebe.

Die Demission, die Graf Badeni, welcher von dem Schritte seines ungarischen Kollegen und dessen weiteren diesbezüglichen Besprechungen mit dem Minister des Äußern, Grafen Goluchowski, erfahren hatte, gab, wurde vom Kaiser nicht angenommen und derselbe angewiesen, mit dem größten Nachdrucke gegen die Obstruktion vorzugehen. Im Reichsrate hatten sich inzwischen die Sozialdemokraten auf die Seite der obstruierenden Deutschen geschlagen und Graf Badeni suchte nun die Rechte des Hauses zur Verteidigung der Arbeitsfähigkeit des Parlamentes zu rallieren. Der Kampf ging um den Ausgleich mit Ungarn. Man war bereits tief im November drinnen und wenn es nicht gelang, denselben bald durchzusetzen, so geriet man mit Ende des Jahres in einen außergesetzlichen Zustand und damals hatte man allgemein die Impression, daß in einem solchen Falle das Ende des Dualismus überhaupt gekommen sein würde. Baron Banffy, der ungarische Ministerpräsident, welcher für das Ausgleichswerk besonders fürchtete und über-

dies besorgte, daß die Obstruktion auf Ungarn übergreifen werde, wenn man den Grafen Badeni, der sich schon so weit gegen die Obstruktion engagiert hatte, dieser aufopfern würde, weilte alle Augenblicke als unangenehmer Mahner in Wien.

Über jene aufregungsreichen Tage erzählte mir Baron Desider Banffy, mit dem ich bis zu seinem Tode in regem Gedankenaustausch gestanden bin und der ein weitsichtiger Staatsmann war, den leider seine Zeitgenossen nicht recht zu würdigen verstanden, folgende interessanten Begebenheiten: „Mir wurde es mit jedem Tage klarer, daß Graf Badeni über die Obstruktion der Deutschen nicht Herr werden wird und bangte für den Ausgleich. So oft ich in Wien war und den Ausgleich urgierte, sagte mir Sr. Majestät: „Badeni wird es schon machen." Graf Goluchowski, dem ich meine Bedenken auseinandersetzte und nachwies, daß die Situation für jede Regierung, ob in Österreich oder Ungarn, ungeheuer erschwert werden wird, je später man Badeni der Obstruktion aufopfert, weil damit das Weichen der Regierungsgewalt vor der parlamentarischen Anarchie umso augenfälliger wird, tröstete mich gleichfalls mit den Worten, daß Badeni es machen werde und von einem Nachgeben gegenüber der Obstruktion keine Rede sein könne. Wir waren aber bereits bis tief in den November hineingekommen, der Monat näherte sich schon seinem Ende und die parlamentarische Erledigung des Ausgleiches kam in Österreich nicht einen Schritt weiter. Ich fuhr neuerlich nach Wien und nahm Audienz bei Sr. Majestät, um mir Gewißheit darüber zu verschaffen, was geschehen werde. Bisher galt der 1. Dezember als der Termin, an welchem der Ausgleich in Österreich erledigt sein wird. Sr. Majestät empfing mich sehr gnädig und gab mir auf meine Vorstellungen neuerlich die Versicherung, daß

der Ausgleich am 1. Dezember vom österreichischen Parlament fertig gestellt sein werde. Ich war erstaunt. Wir hielten schon Ende November. Wie konnte das möglich sein? Ich wollte eine Frage tun, allein Sr. Majestät sagten: „Fragen Sie mich nicht, fragen Sie auch Goluchowski und Badeni nicht, sondern fahren Sie beruhigt nach Budapest zurück, Sie werden den Ausgleich am 1. Dezember haben.“

Ich fuhr nach Budapest zurück und war überzeugt, daß nun irgend ein Staatsstreich kommen werde. Es kam die lex Falkenhayn und mit ihr die furchtbaren Parlamentsstürme und gleich darauf der Sturz Badenis. Die Ausgleichsvorlage aber blieb unerledigt. Ich sah nun, da dieses von so starken Zeichen kaiserlichen Vertrauens getragene Kabinett so gründlich vor der parlamentarischen Anarchie hinweggefegt worden war, ernste Verwicklungen und insbesonders ein Überspringen der Obstruktion auf den ungarischen Reichstag voraus. Ich reiste nach Wien und nahm neuerlich Audienz bei Sr. Majestät. Der Monarch schien mir sehr bekümmert, hörte meinen Vortrag, in dem ich meinen Besorgnissen ungescheut Ausdruck gab, gnädigst an und sagte: „Ich hätte nicht nachgeben sollen. Ich sehe es ein, es war ein Fehler von mir. Es tut mir leid, ein zweites Mal werde ich nicht nachgeben!“

Ich hatte mich nicht getäuscht. Bald darauf wuchs im ungarischen Reichstag die Obstruktion empor und drohte ähnliche Dimensionen anzunehmen wie in Österreich. Wieder ging ich nach Wien, erstattete dem Monarchen Bericht über die parlamentarische Lage und war entschlossen, zurückzutreten, da ich besorgte, der Obstruktion zu einem neuen Siege zu verhelfen. Der Monarch wollte aber davon nichts hören und wies mich an, beruhigt nach Budapest zurückzukehren und mit aller Energie gegen die Obstruktion vorzugehen.

Ich erlaubte mir zu bemerken: „Ew. Majestät wissen, daß ich immer bereit bin, mit der größten Energie vorzugehen, aber ich möchte doch untertänigst bitten . . . .“

Se. Majestät fielen mir ins Wort und sagten bestimmt: „Nein, nein, ein zweites Mal gebe ich nicht nach und wenn die Mannlicher kommen müßten.“

So weit Baron Desider Banffy. Daß man der Obstruktion nachgegeben hatte, geschah wohl hauptsächlich deshalb, weil damals sonst wirklich die Mannlicher hätten kommen müssen. Aus der Parlamentsrevolte war eine Straßenrevolte geworden. Die lex Falkenhayn war eine von der Majorität durch eine Überrumpelung der Linken eingeführte Reform der Geschäftsordnung des Hauses, welche dem Präsidium das Recht gab, Abgeordnete, die sich seinen Anordnungen nicht fügen, von den Sitzungen des Hauses auszuschließen. Das Ausgleichsgesetz mit Ungarn war auf einen einzigen Paragraphen zusammengezogen worden und so hoffte man, dasselbe durchdrücken zu können. Im Parlamente war es inzwischen zu den gräßlichsten Faustkämpfen zwischen den Abgeordneten von beiden Seiten des Hauses gekommen und man hätte aus der Tatsache, daß der Präsident des Hauses, Dr. Kathrein, ein Führer der gemäßigten Deutsch-Konservativen, die ja der Rechten angehörten, die Flucht ergriff, indem er seine Präsidentenwürde niederlegte und erklärte, nicht mittun zu wollen, schon ersehen können, daß die Dinge einen schiefen Lauf nehmen werden, daß der deutsche Nerv in einer empfindlicheren Weise getroffen worden sei, als man dachte oder wollte und daß umgekehrt werden müsse. Als die von den Sozialdemokraten unterstützten Deutschen trotz der verschärften Geschäftsordnung die Obstruktion fortsetzten, kam es nun zu den Verhaftungen der Abgeordneten im Sitzungssaal. Von dem Sektionschef Blumenstock-Halban stammte

die unglückselige Idee, die Sicherheitswache zu diesem Zwecke zu verwenden. Ein Schrei der Entrüstung ging durch Wien, als die Sicherheitswache in das Parlament einrückte und auf Befehl des tschechischen Präsidenten Dr. Kramar einen deutschen Abgeordneten nach dem anderen auf die Straße hinausschleifte. Die kühlsten Gemüter erhitzten sich. Wenn Wien auch die Hauptstadt eines polyglotten Reiches ist und sein nationales Fühlen infolge des internationalen Lebens und der internationalen Pflichten der Großstadt gedämpfter und gemäßigter pulsiert, so bleibt Wien doch eine deutsche Stadt und damals stand Wien, das ruhige, maßvolle Wien auf. Hätte man die Energie gehabt, das Niederwerfen der deutschen Parlamentsanarchie in jener ersten Sitzung, in welcher man zuerst die Sicherheitswache ins Haus marschieren ließ, durchzuführen — vielleicht wäre es gelungen. Aber das Spiel dauerte tagelang und die Folge war, daß die Erregung immer weitere Kreise der Bevölkerung ergriff und zur Siedehitze anschwoll. In den Straßen Wiens wurde demonstriert, im Parlamente wollte man schießen und obwohl die gesamte Polizeiwache aufgeboten war, konnte die Ruhe und Ordnung nicht hergestellt werden. Es gab nur eines mehr — den Appell an die Mannlicher. Sollte man in Wien schießen lassen, wie im Jahre 1848? Vor dieser Frage stand der Monarch in den bewegten Novembertagen des Jahres 1897, denn als die Unruhen immer mehr anwuchsen und die Macht der Sicherheitswache nicht mehr ausreichte, war der damalige Polizeipräsident Freiherr v. Habrda nach Schönbrunn geeilt und hatte dem Kaiser erklärt, daß er für die Ruhe und Sicherheit der Stadt nicht mehr garantieren könne. Mannlicher oder Nachgeben — das war die Frage. Der Kaiser entschloß sich für das erstere und Badeni wurde entlassen. War das ein Freuden-

tag in Wien, man jubelte wie um das Jahr 1848, als von Olmütz her die Kunde kam, daß der junge Kaiser seinen Völkern die Konstitution verliehen habe. Und dieselbe Sicherheitswache, welche kurz vorher die deutschen Abgeordneten aus dem Sitzungssaal des Parlamentes geschleppt, verteilte jetzt unterm Publikum Extraausgaben der amtlichen „Wiener Zeitung", in welchen zur Beruhigung der Bevölkerung der Sturz des Kabinettes Badeni mitgeteilt wurde!

Graf Badeni war gegangen, allein die Sprachenverordnungen und die Obstruktion waren geblieben. Freiherr v. Gautsch, ein Schüler der Taaffe'schen Regierungskunst übernimmt die Staatsgeschäfte, aber die Deutschen kennen nur eine Parole: Aufhebung der Sprachenverordnungen. Freiherr von Gautsch ladet ihre Führer zu Verhandlungen bezüglich der Aufhebung dieser Ordonnanzen ein, allein sie setzen sich nicht einmal an den Beratungstisch und als Freiherr v. Gautsch die Situation damit retten wollte, daß er neuerliche Sprachenerlässe hinausgab, durch welche die des Grafen Badeni gemildert und den Hauptbeschwerden der Deutschen gegen die letzteren Rechnung getragen werden sollte, goß er erst recht Öl ins Feuer und nach einer Regierungszeit von nur drei Monaten sieht er sich genötigt, seine Mission in die Hände des Kaisers zurückzulegen.

Graf Taaffe hatte seine Prophezeiungen nicht ganz erlebt. Kurz nach der Ernennung des Grafen Badeni zu seinem Nachfolger war er auf seiner Besitzung Ellischau nach kurzer Krankheit gestorben. Dem verunglückten Regime des Grafen Badeni folgte nach dem kurzlebigen Experimente Gautsch, Graf Thun, welchen Staatsmann Taaffe als seinen zweiten Nachfolger bezeichnet hatte. Er sah sich im Reichsrate denselben Verhältnissen gegenüber wie Graf Badeni. Die Deutschen bestanden auf der Zurücknahme der Sprachen-

verordnungen und setzten die unter Badeni geübte Obstruktion fort. Da sich Graf Thun zu diesem Experimente nicht verstehen wollte, weil auf der anderen Seite die Tschechen mit der Aufnahme der Obstruktion drohten, so sah sich Graf Thun nach einer einjährigen Regierungszeit gleichfalls genötigt, seine Mission in die Hände des Kaisers zurückzulegen. Und nun kam jener Umschwung, welcher die österreichischen Verhältnisse doch in ruhigere Bahnen lenkte und die deutschen Parteien der Regierungspolitik wieder näher brachte. Am 2. Oktober 1899 wurde der Statthalter von Steiermark, Graf Clary-Aldringen an die Spitze einer neuen Regierung berufen, deren Aufgabe es war, die Sprachverordnungen, die so viel Unheil angerichtet hatten, aufzuheben und die Bahn für neue Verständigungsversuche frei zu machen. Das Ministerium Clary wurde natürlich von den Tschechen mit der größten Feindseligkeit empfangen und die Obstruktion sprang von den Bänken der Deutschen auf die der Tschechen um. Jetzt sah man erst, welche Verwüstungen im Verfassungsleben Österreichs durch das falsche Experiment mit den Sprachverordnungen angerichtet worden war. Die böhmische Frage war verwirrter als jemals und durch das Ausgleichswerk mit Ungarn, das von beiden Parlamenten nicht mehr ratifiziert worden war und nur mehr durch das Machtwort des Monarchen eine provisorische Verlängerung erfahren hatte, klaffte ein tiefer Riß. Die christlich-soziale Bewegung aber, die Graf Badeni niederzuschlagen ausgezogen war und um dessen Willen man an das Experiment mit den Sprachenverordnungen geschritten war, eroberte eine Position nach der anderen und stieg siegreich aufwärts.

Graf Clary fand im Reichsrate indeß eine so kritische Situation vor, daß er nicht einmal ein kurzfristiges Budget-Provisorium durchzusetzen vermochte und sich nach einer kaum

vierteljährigen Regierungszeit zurückziehen muß. Ihm folgt ein Beamtenkabinett, das rund einen Monat dauert und dann übernimmt Dr. v. Koerber das Staatsruder und sucht mit allen erdenklichen Mitteln die böhmische Frage in ein ruhiges Geleise zu bringen und den arg gefährdeten Ausgleich mit Ungarn zu retten. Sechs Jahre widmet sich Dr. v. Koerber mit Eifer und Beharrlichkeit diesen beiden Aufgaben, allein die Verständigungskonferenzen in der böhmischen Frage scheitern immer wieder und die Obstruktion will sich aus dem Reichsrate nicht verbannen lassen. Noch schwieriger entwickeln sich die Dinge nach der ungarischen Seite. Das „Los-von-Ungarn!" der Christlich-Sozialen hatte in Ungarn ein „Los-von-Österreich" wachgerufen und die Parteien des Unabhängigkeitsgedankens gewannen täglich mehr an Boden. Das Ministerium Banffy mußte der Obstruktion, die sich rasch aus dem österreichischen in das ungarische Parlament verpflanzt hatte, geopfert werden und nun wechseln auch drüben die Kabinette in rascher Reihenfolge, bis es endlich zur Auflösung der dualistischen liberalen Partei in Ungarn kommt: die 48er hatten das Terrain erobert, der Dualismus, das Lebenswerk Franz Josefs I. scheint vernichtet zu sein. Der Kaiser sieht sich genötigt, Franz Kossuth in der Wiener Hofburg zu empfangen, mit ihm zu unterhandeln und ihn zu seinem Minister zu machen, aber als echter Grandseigneur bringt er alle diese persönlichen Opfer und behält nur das Ziel, die Rettung des Dualismus im Auge. Mehr als einmal lag in diesen trüben Seiten der Gedanke des Staatsstreiches, das Durchhauen des schwerverwirrten Knotens mit dem Schwerte nahe, allein Franz Josef I. blieb sich und seinen Traditionen getreu und spann unaufhörlich und mit bewunderungswürdiger Geduld an der friedlichen Entwirrung desselben weiter. Wo alle verzwei-

festen und viele schon den Untergang herannahen sahen, blieb er allein der Ruhige, der Optimist, der auf seinen guten Stern und die Zukunft vertraute und schließlich recht behielt, denn in der späteren Zeit begann sich doch wieder eine Wendung zum Besseren bemerkbar zu machen.

Dem Kabinette Koerber waren zwei kurzlebige Ministerien, an deren Spitze nochmals Freiherr v. Gautsch und dann Prinz Hohenlohe standen, nachgefolgt und beide hatten ihre Aufgaben, die böhmische Frage zu lösen und den Ausgleich mit Ungarn zu erneuern, ungelöst zurückgelassen. Nun trat an das Ministerium Beck diese Aufgabe heran. In Österreich war inzwischen die Sozialdemokratie mit der Forderung nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht in den Vordergrund getreten und in Wien und Prag hatte es schon verschiedentliche blutige Wahldemonstrationen gegeben. Baron Beck nahm die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht sofort in sein Programm auf und erklärte sich bereit, das alte Kurier- und Privilegienparlament durch ein auf das allgemeine Stimmrecht aufgebautes Volkshaus zu ersetzen und glaubte, es werde dem österreichischen Verfassungsleben von Vorteil sein, wenn das Parlament mit sozialdemokratischem Öl gesalbt werde. Von konservativer Seite wurde damals aufs eindringlichste davor gewarnt, diese letzte Karte auszuspielen, man sah voraus, daß durch das allgemeine Wahlrecht die bürgerlichen Parteien zerrieben und das Volkshaus unter das Kommando der Sozialdemokratie gestellt werden würde. Allein alle Warnungen blieben ungehört. Der Kaiser hatte sich von Baron Beck gewinnen lassen und gab die Vorsanktion zur Wahlreform, die im Parlamente nach langer Zeit wieder einmal die Obstruktion zum Stillstand brachte und ein Zusammengehen der Deutschen und Tschechen im Parlament und auf der Regierungsbank

ermöglichte. Baron Beck hatte erreicht, was Graf Badeni vergeblich anstrebte. Er konnte sich auf Deutsche und Tschechen stützen und glaubte mit dieser Macht auch den Ausgleich mit Ungarn durchführen zu können, welchem als Krönung des ganzen Werkes der Friede in Böhmen, der seit Jahrzehnten den Lebenstraum Franz Josefs bildet, folgen sollte. Wenn man bedenkt, daß in Ungarn das aus 67ern und 48ern gebildete Kabinett Wekerle im Amte war, welchem Franz Kossuth als Handelsminister angehörte, so war das Unternehmen, das sich Freiherr v. Beck stellte, keineswegs ein leichtes.

Und doch, es schien als sollte Freiherr v. Beck die Lösung dieser Aufgaben gelingen. Die Wahlreformgesetze waren am 29. Januar 1907 vom Kaiser sanktioniert worden und die Regierung machte davon der Bevölkerung in einem Manifeste Mitteilung, welches in den breiten Volksschichten lebhaften Jubel auslöste. Am 19. Juni trat das erste neugewählte Volkshaus zusammen und da sah man bereits mit Schrecken, daß die Prophezeiungen der konservativen Kreise eingetroffen waren: man hätte für ein unter der Vorherrschaft der Gemäßigten stehendes Kurienparlament ein rotes Haus eingetauscht, das entweder den Radikalsten aller Radikalen gehorcht oder von ihnen in Trümmer gelegt werden wird. Aber da man die Notwendigkeit der Kassierung des alten Kurienparlamentes vor aller Welt dokumentieren wollte, erlebte das Kabinett Beck kurze Flitterwochen. Den Ausgleich mit Ungarn hatte er richtig durchgesetzt und war aus den Unterhandlungen mit dem Kabinette Wekerle-Kossuth keineswegs als Besiegter heimgekehrt. Und hier vollbrachte Baron Beck ein noch größeres Kunststück: er wollte, daß auch die Christlich-Sozialen, die doch die lautesten Rufer in dem Los-von-Ungarn-Chorus waren, ihre Unterschriften unter

den ungarischen Ausgleich setzen. Und das gelang. Am 5. Oktober wurde der Ausgleich in Budapest zwischen dem Kabinette Beck und dem Koalitionsministerium Wekerle, in dem auch die 48ern Parteien vertreten waren, perfektioniert und am 28. Dezember 1907 erfolgte die Annahme des Ausgleichswerkes im österreichischen Parlamente mit den Stimmen der Deutschen, Tschechen und Christlich-Sozialen. Das war eine Tat, die nicht gering bemessen werden darf und der Geschicklichkeit Baron Becks ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Der Ausgleich mit Ungarn trug die Unterschriften Kossuths und Apponys, sowie der christlich-sozialen Minister und Führer Ebenhoch und Geßmann, es war gelungen, die österreichischen Los-von-Ungarn- und die ungarischen Los-von-Österreich-Rufer zur Vollbringung und Votierung des Ausgleichswerkes zu vereinigen, welches die habsburgische Monarchie auf der Basis des von beiden Teilen so heftig befehdeten Dualismus erhalten sollte. Wenn man nach diesem staatsmännischen Kunststück Baron Becks von ihm erwartete, daß er auch nun die böhmische Frage einer endlichen Lösung zuzuführen im Stande sein werde, so war das nur begreiflich. Allein auch er scheiterte an diesem Problem, an dem sich noch alle österreichischen Staatsmänner verblutet hatten und sah sich genötigt, ein Jahr nach seinen großen Erfolgen zurückzutreten.

Es folgten dann das Kabinett Bienerth und das Ministerium Gautsch, welche beide vergebliche Anstrengungen machten, die böhmische Frage im Wege von Ausgleichsverhandlungen zu lösen und darüber zu Falle kamen. Nichts hat den Kaiser mehr bedrückt in der langen Zeit seiner Regierung als der Umstand, daß die böhmische Frage, aus der alle Verlegenheiten und Sorgen der Monarchie entstanden, sich trotz aller beharrlichen Versuche, sie zu lösen, unentwirr-

bar blieb und dem Stein des Sysiphus glich: immer wieder rollte sie zu Tale, wenn man schon glaubte, sie nach mühevoller Arbeit auf den Berg gebracht zu haben. Das sechzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers, das im Jahre 1908 von ganz Österreich mit so herzlicher Anteilnahme der Bevölkerung für den greisen Kaiser gefeiert wurde und von dem man vielfach erwartete, daß es die weiche Stimmung auslösen werde, um das Lebenswerk Franz Josefs I. durch den Frieden in Böhmen zu krönen, rauschte gleichfalls vorüber ohne das erhoffte Ziel zu erreichen. Der Kaiser hatte damals in der Person des Fürsten Thun, der einer der genauesten Kenner des böhmischen Problems ist und sich auf beiden Seiten, bei den Deutschen wie bei den Tschechen persönlich der größten Wertschätzung erfreut, einen eigenen Ausgleichsstatthalter nach Prag entsendet, aber nach wie vor starrt uns die böhmische Frage ungelöst an und zur Zeit vereinigen Statthalter Fürst Thun und der Ministerpräsident Graf Stürkgh ihre Bemühungen, um langsam und schrittweise durch das Gestrüppe des deutsch-tschechischen Sprachenstreites zum Frieden in Böhmen vorzudringen. Der Stein des Sysiphus wird wieder unter endloser Mühe bergauf gewälzt. Ob es diesmal glücken wird die Höhe zu erreichen, ob der am Lebensabende stehende greise Monarch noch den Traum seines Lebens erfüllt und den Frieden in Böhmen einziehen sehen wird? Wer vermag das zu wissen! Aber viele gibt es, die da meinen, daß erst die Not beider Völker den Frieden diktieren wird und daß beide, solange sie noch im Stande sind, die Kriegslasten zu tragen, weder freiwillig Frieden schließen noch einen von oben diktierten Friedensschluß annehmen werden.

Neben der Sorge, welche die böhmische Frage dem Kaiser täglich und stündlich bereitete und die durch einen

Zeitraum von mehr als sechzig Jahren ihrer Lösung zugewendet war, galt das Mühen Franz Josefs I. der Aufrechterhaltung des von ihm geschaffenen Dualismus und dem Aufbaue und der Ausgestaltung der österreichischen Armee. Was der Kaiser auf diesem Gebiete geleistet, weiß nur der voll und ganz zu beurteilen, welcher den täglichen Kampf kennt, der um die Erhaltung der Gemeinsamkeit des Heeres in all den langen Jahren durchzukämpfen war und der sich darüber im Klaren ist, daß die österreichische Armee schon längst ein in nationale Teile zerrissener Körper geworden wäre, wenn Franz Josef I. nicht mit aller Tätigkeit und Energie die ewigen und zahllosen Attacken auf dieselbe abgewiesen und abgewehrt hätte. Und wenn man sich vor Augen hält, daß die Armee unter Kaiser Franz Josefs Führung trotz aller dieser unausgesetzten Kämpfe um die Erhaltung ihrer Existenzmöglichkeit, die eben in ihrem einheitlichen Charakter gelegen ist, aus der Zeit der Vorderlader zu ihrer heutigen modernen Gestaltung und Schlagfähigkeit emporgeblüht ist, dann muß man wohl Franz Josef I. als den Schöpfer der modernen österreichischen Armee, als den Vater derselben bezeichnen.

Franz Josef I. war immer Soldat mit Leib und Seele. Er hatte noch die glanzvollen Tage, da Radetzky, der größte österreichische Feldherr an der Spitze der kaiserlichen Armee stand und den Ruhm des Doppeladlers in alle Welt hinaustrug, mit erlebt, unter Radetzky hatte der junge Prinz die Feuertaufe auf den italienischen Schlachtfeldern erhalten. Es war im April des Jahres 1848, als Erzherzog Franz Josef zur Armee Radetzkys stieß. Erzherzogin Sophie, die Mutter des zukünftigen Kaisers übergab den Prinzen mit einem Schreiben dem greisen Feldmarschall, in welchem sie mit rührenden Worten auf die Liebe ihres Sohnes zum Soldatenstand hinweist. Das Schreiben der Mutter des

Kaisers lautet: „Verehrter Herr Feldmarschall! Mein Teuerstes, mein Herzblut übergebe ich Ihren treuen Händen; leiten Sie mein Kind auf Ihrer Bahn, so geht er gut und mit Ehren; seien Sie ihm ein guter Vater, er ist dessen wert, denn er ist ein braver, ehrlicher Junge und seit seiner Kindheit mit Leidenschaft dem Soldatenstande ergeben." So wurde Franz Josef Soldat, der greise Radetzky leitete ihn auf seine Wege, väterlich und treu und der junge Prinz sah zu dem Helden auf wie zu einem Vater, verehrte ihn aus der Tiefe seiner Seele. Bei Santa Lucia kam der junge Franz Josef zum ersten Mal ins Treffen und bewies sich als ein kühner Reiter, ein unerschrockener Soldat. Bei Novara hatte er sich in seinem Eifer sogar soweit vorgewagt, daß ihn Radetzky zurückrufen muß. Nach der Niederwerfung Italiens, die den Ruhm Radetzkys durch die ganze Welt trägt, ladet der junge Kaiser den Helden, der mit dreiundachtzig Jahren diesen Sieg erfochten, nach Wien ein, wo Radetzky wie ein Souverän empfangen wird und in der Hofburg Absteigequartier nimmt. Er fährt zur rechten Seite des Kaisers und als beide am Abend die Galavorstellung in der Hofoper besuchen, läßt der junge Kaiser dem greisen Helden den Vortritt. Welcher Jubel wogte damals durchs Land und welch rührendes Bild bot sich dem Auge: Kaiser Franz Josef in der Jugend seiner neunzehn Jahre, die Verkörperung des zukünftigen Österreichs und neben ihm der greise dreiundachtzigjährige Feldherr, der unter Lacy noch gegen die Türken gekämpft, auf dem noch das Auge Josefs II. geruht, . . . die einzige überlebende Säule des alten kaiserlichen Österreichs . . .

Ein paar Jahre später ist der greise Held wieder in Wien. Kaiser Franz Josef hat ihn zu seiner Vermählung mit der jugendschönen Prinzessin von Wittelsbach geladen

und der 88 jährige Greis scheut die weite Reise nicht, um seinem jungen Kaiser persönlich seine Glückwünsche zu überbringen. Drei Jahre später erwidert das junge Kaiserpaar den Besuch Radetzkys in Mailand. Der Held ist inzwischen 91 Jahre alt geworden und bittet nun um seinen Abschied. Radetzky scheiden lassen, an dem der Kaiser und die gesamte Armee mit geradezu abgöttischer Verehrung hingen — wie wäre das möglich? Allein der greise Held erklärt, es ginge nicht mehr weiter, er müsse ausspannen. Da läßt der Kaiser ihn ziehen, in dem Handschreiben, das er an Radetzky richtet, erklärt er aber, daß er die Bitte um Abschied nur gewährt habe, um des Feldherrns Leben, das ihm teuer sei, zu schonen und gleichzeitig ladet das kaiserliche Handschreiben den Heldengreis ein, er möge sich für den Abend seines Lebens als Gast des Kaisers betrachten und möge seinen Wohnsitz wählen wo immer: in der Hofburg, im Belvedere, in Schönbrunn, wo immer. Feldmarschall Radetzky bleibt aber vorläufig in Mailand, aber lange läßt ihm das Schicksal nicht Zeit, der Muße zu leben. Am 28. Februar 1857 hatte er seinen Abschied genommen und am 5. Januar 1858 ereilte ihn schon der Tod. Der Kaiser ist, als er die Todesnachricht des Helden erhält, den er wie einen Vater verehrt hatte, aufs Tiefste erschüttert. Er ordnet für das Kaiserhaus und die ganze Armee eine vierzehntägige Trauer an nnd schickt drei Erzherzöge zur Einholung der Leiche Radetzkys nach Mailand. Im Triumphzuge zieht der tote Held durch Österreich nach Wien, um auf dem Heldenberge bei Wetzdorf in der Gegenwart des Kaisers zur letzten Ruhe beigesetzt zu werden.

Von damals bis heute — welchen weiten Weg hatte Österreich und die österreichische Armee zurückgelegt und sie fand seit dem Tage von Santa Lucia bis heute in Franz

Josef I. ein leuchtendes Vorbild, einen Vater und Führer im wahrsten Sinne des Wortes, dem das Gedeihen der Armee stets am Herzen lag und in seinen jüngeren Jahren gar oft unangemeldet in den Kasernen und Offiziersschulen erschien, um sich davon zu überzeugen, ob seine Befehle eingehalten werden und Mißbräuche, die sich vielleicht eingenistet haben, abzustellen. Namentlich in der Wiener Neustädter Militär-Akademie war er ein häufiger Gast, wo er den Prüfungen gern beiwohnte, mitunter selbst prüfte. So erschien er eines Tages im Hörsaale der Anstalt, wo eben Hauptmann Ebersberg Geschichte vortrug. Unangemeldet war der Kaiser gekommen, plötzlich stand er im Saale. Über Aufforderung des Monarchen mußte Hauptmann Ebersberg seinen Vortrag fortsetzen. Der Kaiser stand vor der ersten Bank, auf welche er seinen Generalshut gelegt hatte und hörte aufmerksam zu. Ein Zögling, der dem Hute des Kaisers am nächsten saß, langte nach dem Federbusch und riß eine Feder heraus. Niemand hatte es bemerkt als die umsitzenden Kameraden. Sie wollten auch eine Feder aus des Kaisers Hut haben, stießen den Federräuber an und dieser mußte neuerlich nach dem Hut langen und den Kameraden auch solch' wertvolle Andenken an des Kaisers Besuch verschaffen. Doch o Pech! Beim dritten Versuch fiel der Hut zur Erde und streifte im Fallen den Monarchen, der sich sofort umwandte und den Täter mit der Feder in der Hand erblickte. Der stellte sich zu Tode erschrocken in Positur und sah im Geiste schon seine Ausstoßung aus der Akademie kommen. Strenge fragte der Kaiser: „Was für Absichten haben Sie mit dieser Feder?"

„Ein Andenken an Ew. Majestät."

„Und genügt Ihnen diese eine Feder?" fragte der Kaiser mit freundlichem Zucken um den Mund.

„Nein Majestät“, sprudelte der Federräuber jetzt keck heraus, „meine Kameraden verlangen jeder eine.“

Da lachte der Kaiser und sagte gütig: „Nun bleibt mir nichts übrig als Ihnen den ganzen Busch zu lassen.“ Dabei löste er selbst die Federn von seinem Hute und gab sie dem Akademiker. Zum Professor Ebersberg aber sagte er: „Herr Hauptmann, Sie müssen die Güte haben, mir indeß Ihre Kappe zu leihen“ und unter donnernden Hoch der Zöglinge verließ er die Lehranstalt.

Als dann später versucht wurde, der Armee politische Federn auszureißen, verstand der Kaiser allerdings keinen Spaß und den Agitationen, welche darauf abzielten, die einheitliche deutsche Dienstsprache der Armee zu verdrängen und den Sprachenstreit in dieselbe zu tragen, setzte er den größten Widerstand entgegen. Im Verlaufe des deutsch-tschechischen Sprachenstreites war die sogenannte Zde-Frage aufgetaucht. Das heißt, die tschechischen Reservisten meldeten sich bei ihrem Aufruf in den Kontrollversammlungen nicht mit dem deutschen „hier“, sondern mit dem tschechischen „zde“. Gegen die aus diesem Grunde erfolgten Bestrafungen wetterten die tschechischen Abgeordneten im Parlamente und in der Delegation. Bei dem Delegationsdiner im Jahre 1900 hielt der Kaiser dem tschechischen Delegierten Stransky dessen Rede vor und sagte ihm: „In der Zde-Frage bin ich mit Ihrem Standpunkt unversöhnlich und ich bin im Stande, das Standrecht proklamieren zu lassen, wenn sich das Volk in dieser Sache nicht fügt. In Armeeangelegenheiten kenne ich keinen Spaß und ich sage Ihnen schon heute, daß ich niemanden amnestieren werde.“ Als Dr. Stransky seinen Standpunkt noch weiter zu verteidigen suchte, erwiderte der Kaiser energisch: „Ich kann Ihnen nochmals sagen: Lassen Sie die Armee in Ruhe!“

Und man war klug genug und ließ die Armee in Ruhe, die Armee, die ja in dem vielsprachigen Österreich-Ungarn erst recht der Hort der Monarchie sein soll und es auch mehr als in allen anderen Staaten ist. In ihr kommt die Zusammengehörigkeit aller Völker zum reinsten Ausdruck, und von ihr gilt auch heute noch das Wort: In deinem Lager ist Österreich. Das Jubiläumsjahr, welches Österreich und seinem greisen Kaiser die Annexion der okkupierten Länder Bosnien und Herzegowina brachte, wäre wohl kaum so friedlich vorübergegangen, wenn sich die Monarchie nicht auf die moderne und schlagfertige Armee hätte stützen können, welche die Völker Franz Josef I. verdanken.

Wenn die Völker Österreichs die Blicke rückschauend durch die lange Zeit schweifen lassen, seit welcher Franz Josef I. am Habsburgischen Throne sitzt, werden sie auf Schritt und Tritt der emsigen und unermüdlichen Arbeit dieses Kaisers begegnen und sich Rechenschaft legen können, was Franz Josef I. aus dem aus tausend Wunden blutenden, dem Verfalle nicht unweit gestandenen Österreich gemacht hat und was er Österreich und seiner Zeit war.

III.

Vom zukünftigen Kaiser.

Kronprinzenschicksal — Persönliches vom zukünftigen Kaiser — Seine Eltern — Im Palais Karl Ludwig — In der Villa Wartholz — Persönliche Erinnerungen — „Franzis" Erkrankung — Erzherzog Karl Ludwigs Tod — Erzherzog Franz Ferdinand als Sohn — Sein Wiedereintritt in die Armee — Thronfolge und Erbschaftsfragen — Die pragmatische Sanktion und das habsburgische Hausgesetz — Die Vermählung des Erzherzogs Franz Ferdinand mit Gräfin Sophie Chotek — Die feierliche Deklaration — Die Hochzeitsfeierlichkeiten auf Schloß Reichstadt — Aus der Jugend des Erzherzogs — Seine Erziehung — Die Weltreise — Der Erzherzog als Sammler — Erzherzog Franz Ferdinand als Jäger — Der Erzherzog als Soldat — Die Marine und der Erzherzog — Anekdoten — Erzherzog Franz Ferdinand und die Tiroler Bäuerin — Im Schlosse Konopischt — Der Erzherzog als Schloßherr und Gärtner — Die erzherzoglichen Sammlungen — Im Belvedere — Der verunglückte Burgbau — Wie der Erzherzog lebt — Von der Herzogin von Hohenberg — Der Erzherzog als Thronfolger — Die Monarchenlektüre — Der Thronfolger im Kreise seiner Familie — Der Erzherzog als Vater — Weihnachten im Belvedere.

Der zukünftige Kaiser! Es war Kronprinzenschicksal, ist es und wird es immer bleiben, von der Mitwelt verkannt zu sein. Begreiflich, denn die Thronfolger wandeln so zusagen im Schatten der regierenden Monarchen dahin und obgleich sie naturgemäß ihr Interesse allen Vorgängen in ihrem zukünftigen Reiche zugewendet halten müssen, ist es

dennoch gerade der dem Throne am nächsten stehenden Prinzen Pflicht, sich der strengsten Reserve zu befleißen und aus dem enge gezogenen Rahmen des stillen Beobachters nicht hinauszutreten. Die Thronfolger mögen diese Pflicht aber noch so strenge nehmen, hindern können sie nicht, daß ihre Worte und Taten von der Mitwelt, die ja immer begierig ist, einen Blick in die Zukunft tun, in diesem oder jenem Sinne aufgebauscht oder ausgelegt werden, daß sich Hoffnungen und Befürchtnisse an ihr kommendes Herrschertum knüpfen — und so entstehen die vielen Zerrbilder der Thronfolger, die zahllosen Kronprinzenlegenden, die es noch in allen Ländern der Welt gegeben hat und die regelmäßig einen gewissen Gegensatz zwischen Herrscher und Kronprinzen zu konstruieren wußten. Die Kronprinzenlegenden haben sich dann immer zumeist als Legenden erwiesen und nicht selten war der zum Herrscher gewordene Kronprinz ein ganz anderer, als er der Mitwelt als Kronprinz geschienen hatte, aber das wird die Menschheit nicht abhalten, auch in der Zukunft immer wieder neue Legenden über die Häupter der kommenden Herrscher zu spinnen .... Kronprinzenschicksal!

Immerhin, aber eines muß festgestellt werden: noch kein Thronfolger wurde in der Geschichte der Gegenwart so falsch gemalt, so verkannt und in einen förmlichen Sagenkreis verstrickt, wie der Erbe des stolzen habsburgischen Thrones, der zukünftige Herrscher der Donaumonarchie, Erzherzog Franz Ferdinand. Viele Bilder hat man von ihm zu zeichnen gesucht, aber alle sind sie falsch und Erzherzog Franz Ferdinand blieb, wie er wirklich ist, nicht nur dem Auslande, sondern auch dem Inlande unbekannt. Warum? Einesteils deshalb, weil Erzherzog Franz Ferdinand in strengster Zurückgezogenheit lebt und niemals aus dem ihm als Thron-

folger gezogenen Kreis hinausgetreten ist und so die Sagenbildung nach Gutdücken ein- und ansetzen konnte, wo sie wollte, und anderenteils deshalb, weil eine gerade krankhafte Sucht, zu erforschen, wie Erzherzog Franz Ferdinand als Kaiser sein werde, die heutige Generation erfaßt hat. Vielleicht gelingt es mir, ein richtiges und wahrheitsgetreues Bild des zukünftigen österreichischen Kaisers zu entwerfen, wenn ich Erzherzog Franz Ferdinand zeichne, wie er wirklich ist, in seiner ganzen Einfachheit, in seinem ganzen Ernste und seiner ganzen Tiefe und den Lebensgang skizziere, den dieser herrlichste aller Sprossen der habsburgischen Dynastie gegangen ist. Österreich-Ungarn und die Welt haben gar keine Ahnung, welch' prächtige Menschenblüte in der Stille des Schlosses Belvedere herangereift ist und mit staunendem Auge wird man dereinst auf die Kraftgestalt Franz Ferdinands blicken, wenn er aus dem Schatten des Thronfolgerlebens heraustreten wird.

Erzherzog Franz Ferdinand ist der älteste Sohn des unvergeßlichen Erzherzogs Karl Ludwig, eines Bruders des regierenden Kaiser Franz Josefs und steht heute im 49. Lebensjahre. Eine hohe, kraftvolle Gestalt, an der jeder Zoll Majestät ist, hat er die hellen, treuen Augen seines in der ganzen Monarchie so populär gewesenen Vaters geerbt und mit ihnen den wahrhaft patriarchalischen Familiensinn. Aus diesen Augen spricht eine ganze Welt von Gefühlen: Klugheit und hoher Ernst, mit Strenge gepaarte Güte, Energie und Willenskraft. Und die hohe Stirne, aus welchen sie hervorblicken, sagt, daß hinter ihr viel verborgen liegt, reiches Wissen, große Gedanken und unerschütterliches, festes Gottvertrauen. Dabei einfach und bieder, dem zeremoniösen Prunk ebenso abhold wie sein verstorbener Vater, hat Erzherzog Franz Ferdinand auch dessen Liebenswürdigkeit im Umgange geerbt.

Erzherzog Franz Ferdinand wurde am 18. Dezember 1863 zu Prag in der zweiten Ehe, welche sein Vater Erzherzog Karl Ludwig im Jahre 1862 in Venedig mit der Tochter des Königs Ferdinand II. beider Sizilien, Prinzessin Maria Annunciata, geschlossen hatte, geboren. Seine erste Ehe mit der Tochter des Königs Johann von Sachsen, Prinzessin Margarethe war kinderlos geblieben und fand nach kaum zweijährigem Bestand durch den Tod der erst achtzehnjährigen Erzherzogin ein unerwartetes Ende. Seiner zweiten Ehe entsprossen außer dem gegenwärtigen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand die Erzherzöge Otto, Ferdinand Karl Ludwig und die Erzherzogin Margaretha. Der heutige Thronfolger war noch ein Knabe von sieben Jahren, als er die Mutter verlor, an welcher er mit der ganzen Innigkeit seiner kleinen Knabenseele hing. Sein Bruder Otto zählte gar erst fünf, sein Schwesterchen kaum ein Jahr, als der Tod zum zweiten Male im Hause seines tief betrübten Vaters einzog. Um den verwaisten Kindern eine Mutter zu geben, vermählte sich Erzherzog Karl Ludwig im Jahre 1873 ein drittes Mal und zwar mit der Prinzessin Maria Theresia, einer Tochter Don Miguels, des Infanten von Portugal. Dieser Ehe entsprossen noch zwei Töchter, die Erzherzoginnen Maria Annunciata und Elisabeth.

Mit Maria Theresia war eine der schönsten und graziösesten Frauen in den Kreis des habsburgischen Hofes getreten, mit ihr aber auch ein guter Engel in das Palais in der Favoritenstraße eingezogen, in welchem die Kinder des Erzherzogs Karl Ludwig sehnsüchtig der sorgenden zarten Mutterhand harrten. Erzherzogin Maria Theresia wurde den verwaist zurückgebliebenen Kindern Karl Ludwigs eine treue Mutter, ging ganz in der Sorge um ihr Wohl auf und man kann sich kaum ein behaglicheres und glücklicheres

Familienleben vorstellen, als das, welches sich im Hause Karl Ludwigs entwickelte. Der Erzherzog, welcher am liebsten im Kreise der Seinen weilte, war seiner eleganten Gemahlin gegenüber der liebenswürdigste Gatte und als seine Söhne heranwuchsen, wetteiferten sie mit dem Vater in Ritterdiensten gegenüber ihrer schönen Mutter. Dabei spielte sich alles in den einfachsten, bürgerlichsten Formen ab und wenn der Gatte oder einer der Söhne von ihren Spaziergängen der Erzherzogin eine Blume heimbrachten, so genügte dieses kleine Zeichen der Aufmerksamkeit, um dieser hohen Frau, welche nach der Kaiserin Elisabeth die erste Dame am Hofe war, Freude und Genugtuung zu bereiten.

Im Winter bewohnte das erzherzogliche Paar das Palais in der Favoritenstraße und an dem großen Bogenfenster des Arbeitskabinettes Karl Ludwigs konnte man oft die kraftvolle Gestalt des populären Erzherzogs mit dem schönen blonden Vollbart stehen sehen. Dann flogen die Hüte und Mützen der Vorübergehenden von den Köpfen und die ehrfurchtsvollsten und herzlichsten Grüße wurden zu dem Fenster hinaufgesendet, die der kaiserliche Prinz mit freundlichem Kopfnicken und Lächeln erwiderte. Im Sommer ging es in die geliebten Berge hinaus, wo Erzherzog Karl Ludwig in dem herrlich zwischen Schneeberg und Rax gelegenen Reichenau sein Tuskulum, die Villa Wartholz erbaut hatte. In dem großen Park tollten die Kinder des erzherzoglichen Paares dahin und nicht selten wurden von demselben Reichenauer Kinder in die Villa Wartholz geladen, um mit den Prinzen zu spielen und zu tändeln. Welche Freude beseelte die jungen Herzen, wenn es im Sommer aus der dumpfen Stadt in die Berge und in die geliebte Villa Wartholz hinaus ging! Nicht anders wie in den Seelen einfacher Bürgerkinder jubelte es in ihnen, wenn man im Eisen-

bahnkoupee saß und die Strecke Wien-Payerbach zurückgelegt wurde. Erzherzog Karl Ludwig beanspruchte für diese Reise in seinem einfachen Sinn weder Extrazug noch Salonwagen und begnügte sich mit einem Koupee erster Klasse für sich und die Seinen.

Wie oft hatte ich, damals selbst noch ein Junge, der mit glänzenden Augen ins Leben hinaussah, sorgenlos und unbekümmert, Gelegenheit, die erzherzogliche Familie auf diesen ihren Sommerreisen nach Schloß Wartholz zu beobachten. Unser Weg war ja derselbe, denn mein Ziel war das väterliche Gut Paxhof, das etwa vier Fahrstunden von Reichenau entfernt lag und heute von den Grafen Schönborn und Hardegg auf den Fürsten Fürstenberg übergegangen ist. Die Straße führte an der Villa Wartholz vorüber und ich mußte, um nach dem Paxhof zu gelangen, auch die Bahnstrecke Wien-Payerbach zurücklegen. Wie wenn es heute wäre, so höre ich noch im Ohr das heitere Lachen, das aus dem nebenangelegenen Koupee der erzherzoglichen Familie herausklang, ich sehe sie noch vor mir die hagere Gestalt des jugendlichen Erzherzogs Franz Ferdinand, der aber schon damals etwas Ernstes und Gesetztes in seinem Wesen hatte, während sein jüngerer Bruder Otto, der nachmalige so viel bewunderte schneidige Reitergeneral, ganz Kind, ganz Lustigkeit und Frohmut war. Und so blieb es auch. Während der eine zum ernsten Manne heranreifte, auf dessen Haupte die Zukunft der habsburgischen Monarchie ruht, tollte der andere ins Leben hinein und leerte mit Hast, wie wenn jede Minute Versäumnis wäre, den Becher desselben, bis das traurige Sterben kam, das einer Menschenblume, welcher das Schicksal alle Gaben für ein langes Leben verliehen, ein vorzeitiges Ende bereitete . . . .

In Wiener-Neustadt war die berühmte „Würstelstation“.

Der Schnellzug machte dort nach Baden seine erste Station. Aufgeregt rannten die Kellner der Bahnhofrestauration von Wagen zu Wagen und riefen ihr stereotypes „Frankfurter gefällig!" Im Koupee des erzherzoglichen Paares ertönten die Stimmen der Prinzen: „Ja, Papa, Würstel, bitte!" Und gleich darauf neigt sich die stramme Gestalt des Erzherzogs Karl Ludwig aus dem Koupeefenster, ein Kellner wird herangerufen und der hohe Herr nimmt die heißen Würstel, die mit einer entsprechenden Portion Krenn in ein Stück Papier eingewickelt werden, entgegen, kauft noch ein paar Semmeln dazu und zieht sich mit seiner Beute wie die meisten der Fahrgäste in das Innere seines Wagens zurück. Die Prinzen jubeln, klatschen in die Hände und verzehren gemeinsam mit ihrem Vater mit Appetit die heißen Dinger. Nur Maria Theresia, die erzherzogliche Mutter, lehnt lächelnd die Teilnahme an diesem Schmause ab, sie traut den „Frankfurtern" nicht recht, die in der Tat mitunter schon manch' Unheil angerichtet haben . . . .

In Reichenau bewegte sich Erzherzog Karl Ludwig mit seinen Söhnen vollständig frei unter der Landbevölkerung und wie viele waren mit des Kaisers Bruders in „Diskurs" geraten, ohne daß sie eine Ahnung hatten, mit wem sie sprachen. Mir ist folgende Episode noch in lebhafter Erinnerung: mein Lieblingsesel, ein wunderschönes, kluges Tier, war krank geworden. Man ließ den Dorfbader aus Schwarzau, der Menschen und Tiere behandelte, auf den Parhof kommen, allein seine Kuren halfen nichts. Der vierbeinige Patient mußte nach Payerbach zum Tierarzt geführt werden. Kein kleiner Marsch, denn wenn es im Schritt geht, braucht man sieben Stunden hin und ebensoviel zurück, bis man aus unseren Bergen nach Payerbach hinunterkommt und wieder heimfindet. Auf dem Rückgang vom Tierarzt, nicht unweit

der Villa Wartholz trifft mein Knecht, der das kranke Tier sorgsam am Halfter führt, mit dem Erzherzog Karl Ludwig und seinen Söhnen Franz Ferdinand und Otto zusammen. Der leutselige Erzherzog hält beide, Knecht und Esel, auf, da letzterer seinen Gefallen erregt. Er streichelt das schöne Tier, fragt nach Ort und Ziel der Wanderung, zeigt Teilnahme an dem Schicksal des vierbeinigen Patienten und mein Knecht gibt in seiner derben Art, mit dem Hute am Kopfe und der Pfeife im Maul, Antwort. Schließlich empfiehlt sich der Erzherzog und mein Knecht ruft mit dem Kopfe nickend, indem er seinen Pflegling am Halfter weiter führt, dem hohen Herrn „Pfiat Jhna a Gott!" nach. Bald stellt es sich heraus, daß das Gespräch, welches mein Knecht mit einem „Stadtherrn" gehabt hatte, mit niemanden Geringeren als dem Erzherzog Karl Ludwig stattgefunden hatte. Wir waren entsetzt und machten dem Knechte allerlei Vorwürfe, aber der verteidigte sich damit, daß er meinte, der Erzherzog hätte ausgesehen wie alle Stadtherren aussehen, war so freundlich, daß er sich nicht gescheut habe, rund herauszureden; gekannt habe er ihn nicht, „Bal i aber g'wißt hätt', daß dös in Kaiser sein Bruader g'wen is, hätt i eh d' Pfeif aus 'n Maul und in Huat vom Kopf gnehma!"

Erzherzog Franz Ferdinand wurde nicht für den Thron erzogen und auch damals, in den seligen Kindertagen dachte niemand daran, daß Franz Ferdinand einmal der Thronerbe Habsburgs werden würde. Alle Hoffnungen ruhten auf der Lichtgestalt des Kronprinzen Rudolf, der selbst noch halb in den Kinderschuhen steckte, und als dann unter dem Jubel Wiens die Vermählung des jungen Kronprinzen mit der Prinzessin Stefanie von Belgien erfolgte, lag so viel Glück über dieser jungen Ehe, daß kein Mensch die späteren bösen Ereignisse vorausahnen konnte, welche über Österreich und

das österreichische Kaiserhaus hereinbrachen. Fernab vom Throne ging also der Weg des Erzherzogs Franz Ferdinand, allein nichtsdestoweniger war die Erziehung, die er genoß, eine äußerst sorgfältige und sein Vater, der mit besonderer Liebe an seinem Ältesten, dem „Franzi" hing, sah darauf, daß er ein reiches Wissen auf allen Gebieten ansammelte. Selbst ein Mann von hohem Ernst, Geist und umfassender Bildung, wollte er, daß auch seine Söhne zu ernsten, gebildeten Männern heranreifen. Die Erziehung der jungen Erzherzöge wurde in die Hände des damaligen Probstpfarrers Dr. Gottfried Marschall gelegt, welcher später als Weihbischof von Wien gestorben war und der zu den beliebtesten und populärsten Kirchenfürsten des späteren Wiens gehört hatte. Man darf sagen, daß Erzherzog Franz Ferdinand, wenn er auch nicht als Sprosse des habsburgischen Kaiserhauses, sondern als Sohn einfacher Bürgersleute geboren worden wäre, vermöge seiner reichen Kenntnisse einen glänzenden Lebensweg genommen hätte und zu einer bedeutenden, seine Zeitgenossen hoch überragenden Persönlichkeit geworden wäre.

Erzherzog Carl Ludwig hatte leider nicht das Glück gehabt, seinen Sohn Franz Ferdinand zu dem ernsten und über so viele seltene Tugenden verfügenden Mann heranreifen zu sehen. Frühzeitig wurde er den Seinen entrissen und zwar zu einer Zeit, wo Erzherzog Franz Ferdinand selbst leidend war und der erkrankte Vater für den erkrankten Sohn bangte. Das war im Jahre 1896. Anläßlich einer Reise, die Erzherzog Carl Ludwig durch Palästina machte, holte er sich durch den Genuß schlechten Wassers den Todeskeim jener Krankheit, der er bald darauf in Wien erlag. Sein ältester Sohn, sein „Franzi", weilte damals, gleichfalls leidend in Territet. Als Erzherzog Carl Ludwig

fühlte, daß sein Ende herannahte, hatte er nur die eine Sorge, alle seine Familienmitglieder noch einmal zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen. Alle seine Kinder fanden sich denn auch an dem Krankenlager des guten Vaters ein, nur einer fehlte, sein Ältester, Erzherzog Franz Ferdinand, dem man die Erkrankung des Vaters verheimlicht hatte, weil man fürchtete, daß diese schlimme Nachricht das Befinden des selber leidenden Prinzen ungünstig beeinflussen könnte, wußte man doch, mit welcher Liebe gerade er an seinem Vater hing. Man zögerte mit der bösen Botschaft solange als es nur möglich war, aber da das Leben des Schwerkranken unter den Händen der Ärzte zu erlöschen drohte, blieb nichts übrig, als den kranken Sohn von dem ernsten Zustand des erkrankten Vaters in Kenntnis zu setzen. Welch' rührende Kindesliebe dokumentierte damals Erzherzog Franz Ferdinand. Kaum hatte er die Hiobsbotschaft erhalten, so raste er auch schon im Separatzuge nach Wien, ungeachtet seines eigenen Zustandes, nur von dem einen Wunsche beseelt, den sterbenden Vater noch am Leben anzutreffen. Allein er kam zu spät, nur wenige Stunden, aber er traf den geliebten Vater nur mehr als Leiche an. In St. Pölten wurde ihm von seinem Bruder, dem Erzherzog Otto und seinem ehemaligen Erzieher Dr. Marschall, die ihm entgegen gereist waren, die Botschaft, daß er, um dessen Willen er die rasende Fahrt von Territet nach Wien gemacht hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Erzherzog Ferdinand war tief erschüttert und schämte sich der Tränen nicht, die seinem Auge entrollten. In Begleitung seiner Schwester, der Erzherzogin Margarethe, langte er dann im Trauerhause in der Favoritenstraße an und war ganz gebrochen. Ganz Wien trauerte mit ihm um den Tod seines Vaters, denn Erzherzog Carl Ludwig war mit so vielen

Schichten und Ständen des bürgerlichen Lebens aufs engste verknüpft, daß weite Kreise in ihm einen Freund und Anwalt verloren.

Zwei Jahre später — Erzherzog Frand Ferdinand war inzwischen der nächste Agnat des habsburgischen Thrones geworden — war der Gesundheitszustand des Thronfolgers welcher übrigens nur durch die Strapazen der im Jahre 1892/93 unternommenen Weltreise geschwächt worden war, wieder ein solcher, daß der Prinz, der kurz zuvor seine militärische Würden niedergelegt hatte, wieder in den Kreis der Armee eintrat. Der Kaiser wollte seinem Neffen ursprünglich das Truppen-Divisionskommando in Linz zuteilen, schritt aber an eine viel größere Ehrung seines Neffens und stellte ihn zur Disposition des allerhöchsten Oberbefehles und gab ihm dadurch eine überragende militärische Position. Am 1. April erließ Kaiser Franz Josef das nachstehende Handschreiben an den Erzherzog Franz Ferdinand:

„Lieber Herr Neffe, Erzherzog Franz Ferdinand!

Mit wahrer Freude und Beruhigung erfüllt es Mich, Euer Liebden nach längerer Schonung Ihrer Gesundheit wieder vollstens gekräftigt zu wissen, daher auch den Moment gekommen zu sehen, Sie — ebenso Euer Liebden Wunsch und Drang wie meinen Absichten entsprechend — Ihrer militärischen Tätigkeit wieder zuführen zu können. Ich stelle Euer Liebden hiermit zur Disposition meines Oberbefehles.

Nicht eingeengt durch die Erfordernisse eines bestimmten Kommandopostens werden Ew. Liebden von nun an Gelegenheit finden, die Führung verschiedener Heereskörper bei größeren Waffenübungen zeitweilig zu übernehmen, dem gesamten Heerwesen von einem höheren Standpunkte aus näher zu treten, überhaupt aber Ihren reichlichen

Einblick in alle Verhältnisse der Wehrmacht zu Lande wie zur See zu gewinnen, welcher dem allgemeinen Wohle dereinst nur zum Besten gereichen soll.

Hinsichtlich der Schaffung Ihres militärischen Stabes und der Eurer Liebden Tätigkeit regelndes Details erlasse Ich meine besonderen Weisungen.

Franz Josef m. p."

Da Kaiser Franz Josef nach dem Tode des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, persönlich und formell den unmittelbaren Oberbefehl über die gesamte bewaffnete Macht übernommen hatte, wurde durch dieses Handschreiben an den Thronfolger demselben eine Stellung eingeräumt, welche es bis dahin noch nie gegeben hatte. Schon damals war die Stellvertretung des Kaisers in den Agenden des militärischen Oberbefehles durch den Thronfolger ins Auge gefaßt. Eine ähnliche Stellung hatte bisher nur durch kurze Zeit der Feldzeugmeister Freiherr v. Schönfeld bekleidet, als er zur Disposition des Erzherzogs Albrecht, des Generalinspektors des Heeres gestellt wurde. Zuletzt war Kronprinz Rudolf Generalinfanterie-Inspektor. Es war ins Auge springend, daß durch die Verleihung einer so überragenden Stellung an den Erzherzog Franz Ferdinand seiner Anwartschaft auf den Thron ein gewisser Ausdruck verliehen werden sollte, was ja auch im kaiserlichen Handschreiben durch das Wort „dereinst" ausdrücklich betont wurde. Dies war umso notwendiger, als nach dem Tode des Kronprinzen kein neuer Thronfolger proklamiert wurde und diesbezüglich in der Bevölkerung eine gewisse Unsicherheit herrschte. Alle Augenblicke tauchten Gerüchte auf, welche davon sprachen, daß Erzherzog Franz Ferdinand auf die Thronfolge zu verzichten entschlossen sei und daß entweder sein Bruder, Erzherzog Otto oder dessen Sohn Erzherzog Carl Franz Josef dem Kaiser

am Throne nachfolgen werde. An diesen Gerüchten war zwar kein wahres Wort und in unterrichteten Kreisen wußte man, daß für die Thronfolge nicht nur Erzherzog Franz Ferdinand allein in Frage komme, sondern daß von ihm damals schon seit geraumer Zeit ein Teil der Regierungsgeschäfte des Kaisers besorgt wurde. So gingen ihm regelmäßig wichtige Akten zur Einsicht zu, welche ihn über den Gang der Staatsangelegenheiten und die Erledigung der Regierungsgeschäfte stets in Kenntnis erhielten. Während der Erkrankung des Erzherzogs, die denselben von Österreich ferne hielt, trat in dieser direkten Teilnahme Franz Ferdinands an den Regierungsgeschäften wohl eine mehrmonatliche Pause ein, allein als der Erzherzog wieder nach Österreich zurückkehrte, wurden die vom Monarchen bezeichneten Angelegenheiten sofort neuerdings dem Erzherzog überwiesen und zwar speziell jene Stücke, welche seinerzeit Erzherzog Carl Ludwig als der nächste Agnat im Auftrage und in Vertretung des Kaisers erledigt hatte. Namentlich galt dies von Personalangelegenheiten, Bittschriften, Gradengesuchen und dergleichen mehr, welche Erzherzog Franz Ferdinand damals schon seit längerer Zeit im Auftrage des Monarchen erledigte, um sich auch praktisch für den Herrscherberuf vorzubereiten.

Wenn man das auch alles in eingeweihten Kreisen sehr gut wußte und sich über die Frage der Thronfolgerschaft keinerlei Täuschung hingeben konnte, so war es mit Rücksicht auf die Gerüchte betreffend einer möglichen Abänderung derselben, — und welch' unsinnige Gerüchte wurden damals kolportiert, sprach man doch sogar davon, daß der Kaiser seine Enkelin Elisabeth, die Tochter des verstorbenen Kronprinzen Rudolf zur regierenden Kaiserin erheben wolle, ein Akt, welcher nach der pragmatischen Sanktion gänzlich aus-

geschlossen war, — die damals im In- und Auslande in allen möglichen Varianten zirkulierten und auch geglaubt wurden, doch nötig, dem Erzherzog Franz Ferdinand eine solche Stellung einzuräumen, durch welche sein Beruf als Thronfolger deutlicher zum Ausdruck kam. Dies geschah nun dadurch, daß derselbe an der Oberleitung der Armee in so außergewöhnlicher Weise beteiligt wurde und der Kaiser in seinem Handschreiben an den Erzherzog ausdrücklich auf seine Thronfolgerschaft hinwies, sowie daß ihm das Schloß Belvedere als Residenz angewiesen wurde. Bald darauf wurde Erzherzog Franz Ferdinand zum General der Kavallerie ernannt und im Jahre 1900 erfolgte seine Vermählung mit Gräfin Sophie Chotek. Es war ein Herzensbund im wahrsten Sinne des Wortes und doch hatte diese Vermählung in Österreich eine nachhaltige Bewegung hervorgerufen, in welcher die politische und staatsrechtliche Stimme laut hervorklang. Namentlich in Ungarn erhoben sich zahlreiche Stimmen, welche die Ehe des Thronfolgers nicht als eine morganatische anerkennen wollten und sich darauf beriefen, daß die Gemahlin des Königs, Königin von Ungarn sei und daß Ungarn in der Gemahlin des Erzherzogs Franz Ferdinand die Königin sehen und verehren wird, sobald derselbe auf den ungarischen Thron gelangt. Sie beriefen sich dabei auf das ungarische Erbfolgerecht und erklärten, daß die Nachkommen dieser Ehe in Ungarn erbberechtigt seien. In Böhmen machten sich ähnliche Stimmen laut und namentlich im ungarischen Abgeordnetenhause wogte tagelang ein blindwüthender Kampf um die staatsrechtliche Stellung der Gemahlin des Thronfolgers hin und her und der damalige ungarische Ministerpräsident Szell hatte es nicht leicht, die in Wien getroffenen Vereinbarungen in dieser Frage im Hause durchzusetzen. Es ist ja richtig, das ungarische Gesetz, wel-

ches die Thronfolge regelt, sagt kurz und bündig, „die Gemahlin des Königs von Ungarn ist Königin von Ungarn", also ob ebenbürtig oder nicht — wen immer der König zu seiner Gemahlin macht, ist Königin von Ungarn. Ähnlich sind auch die Bestimmungen der Erbfolge im Königreich Böhmen gewesen. Man vergaß dabei aber auf eines, auf die unter Maria Theresia geschaffene pragmatische Sanktion, welche die Erbfolge zwischen Österreich und Ungarn für immerwährende Zeiten regelt, sowie auf die Hausgesetze des habsburgischen Erzgeschlechtes. Durch die pragmatische Sanktion hat der kurze Passus des ungarischen Erbfolgegesetzes „die Gemahlin des Königs von Ungarn ist Königin von Ungarn" einen noch kürzeren, aber umso wichtigeren Zusatz erhalten, nämlich die Worte: „vorausgesetzt, daß sie auch Kaiserin von Österreich ist". Dadurch werden für die ungarische Erbfolge alle jene Bestimmungen und Voraussetzungen maßgebend, welche für Österreich geltend sind und gelangt das habsburgische Hausgesetz über das ungarische Erbfolgegesetz, muß sich letzteres vor diesem beugen. Das habsburgische Hausgesetz bestimmt aber:

„Das allerhöchste Herrscherhaus besteht aus Sr. Majestät als dessen Haupt, aus der Gemahlin, aus der eventuell noch lebenden Mutter des Vorgängers des Herrschers, aus den Erzherzogen und Erzherzoginnen, welche aus ebenbürtiger, durch den jeweiligen Herrscher gutgeheißener Ehe von männlicher Linie abstammen.

„Ohne Zustimmung des jeweiligen Familienoberhauptes darf kein Prinz und keine Prinzessin unseres Kaiserhauses eine Ehe schließen. Diese Zustimmung wird durch die Ratifikation des Ehevertrages oder durch andere formelle Erklärung gewährt. Ein ohne diese Zustimmung abgeschlossener Ehevertrag ist als nichtig zu betrachten, und er kann sämt-

lichen aus dieser Ehe stammenden Kindern keine Basis für die auf die Erbfolge, auf Apanage, Witwenteil, Ausstattung oder auf die Stellung, die Titel und auf das Wappen, sowie auf die übrigen Rechtsfolgen der Eheschließung hinzielenden Rechte bieten. In Fällen, wo über die Giltigkeit oder Ungiltigkeit einer Ehe im allerhöchsten Herrscherhause ein Streit entstände, ist die Entscheidung dem Familienoberhaupte vorbehalten. Die zur linken Hand geschlossenen, sogenannten morganatischen Ehen können in unserem Kaiserhause gleichfalls nur mit Zustimmung des jeweiligen Familienoberhauptes geschlossen werden."

Nach allen diesen Bestimmungen war es klar, daß die vom Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand beabsichtigte Ehe als eine morganatische aufzufassen war und daß Österreich und Ungarn in der liebenswürdigen Gemahlin desselben, dermaleinst nicht die Kaiserin und Königin, sondern eben nur die Gemahlin und erlauchte Lebensgefährtin ihres Kaisers und Königs werden verehren können. Erzherzog Franz Ferdinand hat in seinem rechtlichen Sinne auch nie etwas anderes gewollt und in der feierlichen Deklaration, die er vor seiner Vermählung abgab, bindend festgestellt, daß seine Ehe für jetzt und immer währende Zeiten eine morganatische ist und seinen Nachkommen kein Erbrecht in Bezug auf den Thron zukomme. In Anbetracht des reinen Glückes, welches die Ehe des Thronfolgers ausstrahlt, der glänzenden und seltenen Eigenschaften, welche seine Gemahlin in so hohem Maße auszeichnen und der blühenden Kinderschar, welche Gottes Fügung diesem Herzensbunde entsprießen ließ, darf man es wohl aufrichtig bedauern, daß dem so ist, allein die Völker der habsburgischen Monarchie müssen sich einmal gleich ihrem zukünftigen Kaiser den diesbezüglichen unabänderlichen Gesetzen fügen und unterwerfen.

Die Deklaration, welche Erzherzog Franz Ferdinand in dieser Richtung am 28. Juni 1900 abgab, hatte folgenden Wortlaut:

„Wir Erzherzog Franz Ferdinand Carl Ludwig Josef Maria von Österreich-Este erklären es als Unseren festen und wohlerwogenen Entschluß, Uns mit der hochgeborenen Gräfin Sophie Maria Josephine Albina Chotek von Chothowa und Wognin, Dame des hochadeligen Sternkreuz-Ordens und Tochter des verstorbenen geheimen Rates, Kämmerers und Oberststabelmeisters Seiner kaiserlichen und königlichen Apostolischen Majestät, Bohuslaw Grafen Chotek von Chothowa und Wognin, und dessen gleichfalls in Gott ruhenden Gemahlin, Gräfin Wilhelmine, geborenen Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau, Sternkreuz-Ordens- und Palastdame, ehelich zu verbinden. In dieser ehelichen Verbindung haben Wir in Beobachtung der seit altersher in dem durchlauchtigsten Erzhause bestehenden Observanz und der Bestimmungen der Uns bindenden Hausgesetze, die Einwilligung Sr. kaiserlichen und königlich Apostolischen Majestät, des glorreich regierenden Kaisers und Königs Franz Josef I., Unseres erhabenen Oheims, als des durchlauchtigsten obersten Hauptes des gesamten Erzhauses, erbeten und eingeholt, und haben Seine Majestät geruht, Uns dieselbe als einen neuen Beweis Allerhöchstihrer gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen huldreichst zu erteilen.

„Bevor Wir aber zur Schließung des ehelichen Bundes schreiten, fühlen Wir Uns veranlaßt, unter Berufung auf die oben erwähnten Hausgesetze des durchlauchtigsten Erzhauses, deren Bestimmungen Wir noch ganz besonders im Hinblick auf gegenwärtige von Uns einzugehende Ehe vollinhaltlich anerkennen und als bindend erklären, festzustellen, daß Unsere Ehe mit Gräfin Sophie Chotek nicht eine eben-

bürtige, sondern eine morganatische Ehe ist und für jetzt und für alle Zeiten anzusehen ist, demzufolge weder Unsere Frau Gemahlin, noch den, mit Gottes Segen, aus dieser Unserer Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen jene Rechte, Ehren, Titeln, Wappen, Vorzüge usw. usw. zustehen und von denselben beansprucht werden können und sollen die den ebenbürtigen Gemahlinnen und den aus ebenbürtiger Ehe stammenden Nachkommen der Herren Erzherzöge zukommen.

„Insbesonders erkennen und erklären Wir aber noch ausdrücklich, daß Unseren, aus oberwähnter Ehe stammenden Kindern und deren Nachkommen, nachdem dieselben nicht Mitglieder des allerhöchsten Erzhauses sind, ein Recht auf die Thronfolge in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern und somit auch im Sinne der Gesetzartikel 1723, I und II, in den Ländern der ungarischen Krone nicht zusteht und von der Thronfolge ausgeschlossen sind.

„Wir verpflichten Uns mit Unserem Worte, daß Wir gegenwärtige Erklärung, deren Bedeutung und Tragweite Wir Uns wohl bewußt sind, als für alle Zeiten, sowohl für Uns wie für Unsere Frau Gemahlin und Unsere aus dieser Ehe stammenden Kinder und deren Nachkommen bindend anerkennen, und daß Wir niemals versuchen werden, diese Unsere gegenwärtige Erklärung zu widerrufen oder etwas zu unternehmen, welches darauf hinzielen sollte, die bindende Kraft derselben zu schwächen, oder aufzuheben.

„Zur Bestätigung gegenwärtiger, in zwei Exemplaren auszustellender Erkläiung haben Wir diese Urkunden eigenhändig gefertigt und mit Unserem erzherzoglichen Insiegel versehen lassen."

Die Zeremonie der Abgabe dieser für das habsburgische Erzhaus und die Donaumonarchie hochbedeutsamen Er-

klärung des zukünftigen Herrschers fand unter großen Feierlichkeiten in der geheimen Ratsstube in der Hofburg statt. Um die Mittagsstunde des 28. Juni 1900 versammelten sich im Audienzzimmer sämtliche Erzherzöge und es läßt sich denken, daß die Auffahrt derselben und der zahlreichen zu diesem Staatsakte erschienenen Würdenträger eine dichte Menge von Zuschauern in den Burghof herbeigelockt hatte. In der geheimen Ratsstube warteten Kardinal Gruscha, sämtliche gemeinsamen Minister, die beiderseitigen Ministerpräsidenten, die obersten Hofchargen und zahlreiche geheime Räte auf das Erscheinen des Monarchen. Nachdem der erste Obersthofmeister FML. Fürst Rudolf Liechtenstein dem Kaiser die Meldung erstattet hatte, daß alles bereit sei, begab sich der Monarch, von den Erzherzögen gefolgt, in die geheime Ratsstube, wo er den unter einem Baldachin errichteten Thron bestieg. Rechts vom Thronsessel auf der Estrade stand Erzherzog Franz Ferdinand, mit seinem damaligen Obersthofmeister FML. Grafen Nostitz-Rieneck zur Seite, links die anderen Erzherzöge. Vor dem Thron standen in der Mitte der damalige Minister des Äußeren Graf Goluchowski, neben ihm links Kardinal Gruscha und rechts der als Staatsnotar fungierende Hofrat Ritter Schultes zu Felzdorf.

Vor dem Throne stehend hielt der Kaiser eine Ansprache an die Versammelten, in welcher der Monarch erklärte, er habe die Mitglieder seines Hauses, die geheimen Räte und Minister versammelt, weil ein feierlicher Akt stattfinde, der für das Erzhaus und das Reich von großer Bedeutung sei. Erzherzog Franz Ferdinand habe, dem Zuge seines Herzens folgend, von ihm als dem Oberhaupte des Erzhauses, die Bewilligung erbeten, sich mit der Gräfin Sophie Chotek vermählen zu dürfen. Aus Gewogenheit für

den vielgeliebten Neffen habe der Monarch diese Bewilligung erteilt. Vorher werde aber Erzherzog Franz Ferdinand die Erklärung abgeben und mit seinem Eide bekräftigen, daß er diese Ehe als eine nicht ebenbürtige, sondern als morganatische anerkenne. Gräfin Chotek entstamme einem edlen, aber nicht ebenbürtigen Geschlechte, und nach den Bestimmungen der Hausgesetze könne deshalb die Ehe nur morganatisch geschlossen werden. Der Erzherzog werde eidlich bekräftigen, daß sowohl seiner künftigen Gemahlin, sowie auch den aus der zu schließenden Ehe stammenden Kindern und deren Nachkommen keinerlei, nur aus der Ebenbürtigkeit entspringenden Rechte zustehen.

Als der Kaiser diese mit besonderer Wärme gesprochene Anrede beendet hattte, verbeugten sich alle Anwesenden, worauf Graf Goluchowski, der Minister des Äußeren und des kaiserlichen Hauses, die ihm vom Staatsnotar übergebene Urkunde verlas, welche die oben im Wortlaute mitgeteilte Deklaration des Thronfolgers enthielt. Nun trat Erzherzog Franz Ferdinand nach einer Verbeugung vor dem Kaiser zu einem rechts vom Throne stehenden Tisch, auf welchem das Kruzifix stand, legte die beiden ersten Finger der rechten Hand auf das vom Kardinal Gruscha vorgehaltene Evangeliumbuch, nahm die Eidesformel in die linke Hand und las diese Wort für Wort ab. An einem zweiten Tische, vor dem er sich auf einen Sessel niederließ, unterschrieb dann der Erzherzog die in deutscher und ungarischer Sprache abgefaßten Urkunden und die Eidesformel und kehrte nach einer neuen Verbeugung vor dem Monarchen zu seinem früheren Platz auf der Estrade zurück, während der Staatsnotar den Urkunden das Siegel des Erzherzogs beidrückte.

Damit war dieser große und wichtige Staatsakt zu Ende und der Vermählung des Thronfolgers mit der Er-

wählten seines Herzens stand nichts mehr im Wege. Der Kaiser selbst war es, welcher die rasche Beseitigung aller entgegengestandenen Hindernisse anordnete und so konnte denn am 1. Juli desselben Jahres die Vermählung stattfinden, zu welcher der Kaiser ein kostbares Hochzeitsgeschenk, die Erhebung der Braut seines Neffen und Nachfolgers zur Fürstin Hohenberg, gesandt hatte. Der Trauungsakt wurde in der Kapelle des historischen Schlosses Reichstadt in Böhmen vollzogen. Dasselbe ist malerisch an den Abhängen des böhmischen Sandsteingebirges in der Nähe von Böhmisch-Leipa gelegen und gehörte nacheinander der Familie Lobkowitz, den letzten Herzögen von Sachsen-Lauenburg, der Gemahlin des Herzogs Johann Gaston von Medicis, dann einem Pfalzgrafen von Neubuch, einem Herzog von Bayern, dem Herzog Karl II. von Pfalz-Zweybrücken, einem Prinzen Waldeck, dem König Maximilian Josef von Bayern, dem Großherzog Ferdinand III. von Toskana und seit 1824 dem österreichischen Kaiserhause. Der Sohn des ersten Napoleons führte nach diesem Schlosse, das er nie betreten hatte, den Namen. Unter den Herzögen von Lauenburg wurden in Reichstadt die ersten Kamele Europas gehalten und man sieht dort noch heute die für sie erbauten Ställe mit den hohen Toren. Das große Schloß enthält in seinen durch Höfe geteilten Trakten nahezu 200 Gemächer und ist von einem alten schattigen Park umgeben. Das Hochparterre bewohnte damals die Mutter des Erzherzogs Franz Ferdinand, die Erzherzogin Maria Theresia. Ein Jahr vorher, anläßlich der großen in Böhmen abgehaltenen Kaisermanöver, bewohnte der Kaiser Schloß Reichstadt. Kaiser Franz Josef benutzte damals dasselbe Zimmer als Schlafgemach, welches auch dem Kaiser Ferdinand bei seinem oftmaligen Aufenthalt auf Schloß Reichstadt zu demselben Zwecke diente. In

diesem Zimmer steht heute noch der Betstuhl mit dem kostbaren Kruzifix aus Elfenbein, den Kaiser Ferdinand seinerzeit benutzt hatte. Historisch denkwürdig auf Schloß Reichstadt ist auch das ehemalige Billardzimmer Kaiser Ferdinands, ein großer Saal, wo am 8. Juli 1876 die Zusammenkunft Kaiser Franz Josefs mit dem Zaren Alexander II., dem Großvater des jetzt regierenden russischen Herrschers, stattgefunden hat. Der Audienzsaal, dessen Einrichtung fast 300 Jahre alt ist, enthält wertvolle Malereien an der Decke und an den Wänden. Dieses Gemach war der ehemalige Audienzsaal des Herzogs Julius Franz von Lauenburg, der Reichstadt von 1668—1669 besaß und dort lebte.

An einem herrlichen Sommernachmittage, es war der 30. Juni 1900, zog Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner lieblichen Braut, der Gräfin Sophie Chotek, in Reichstadt ein. In seinem nach Schlichtheit neigenden Wesen hatte sich der Thronerbe des Kaisers jeden offiziellen Empfang verbeten. Demgemäß wurde weder Prunk noch Pracht entfaltet und das sonst bei solchen Empfängen übliche Gedränge in den zu dem Bahnhof führenden Straßen fehlte. Es war wie wenn ein beliebter Gutsherr, der schon lange abwesend gewesen ist, wieder heimkehrte. Alles athmete ruhige Fröhlichkeit, heitere, ehrliche Herzlichkeit. Das Schützenkorps und die alte Bürgerwehr waren mit ihrer Kapelle ausmarschiert, Veteranen und Schulkinder waren aufgestellt. Beim Parktore hatten Radfahrer, die aus Leipa gekommen waren, Aufstellung genommen und im Parke selbst, im Schatten der uralten Bäume, welche die Wege einsäumten, stand erwartungsvoll die Jugend: links die kleinen Mädchen, in weißen Kleidern und mit schwarz-gelben Schärpen, rechts die Buben, gleichfalls mit schwarz-gelben Schärpen geschmückt und mit kleinen, die Reichsfarben zeigenden Fähnchen in den

Händen. Bis zum Eingange des Schlosses zog sich dieser liebliche Reigen. An ihn schlossen sich Männer und Frauen aus Reichstadt, die gekommen waren, an dem Hochzeitsakte teilzunehmen, wie wenn es sich um ein Familienfest gehandelt hätte. Präzise um 3 Uhr 30 Minuten lief der Hofseparatzug ein, welcher das Brautpaar brachte. Da sich der Thronfolger jeden offiziellen Empfang verbeten hatte, war der Bahnhof des kleinen Städtchens leer. Rasch verließ Erzherzog Franz Ferdinand, der die Generalsuniform trug, als erster den Waggon und half seiner Braut galant beim Aussteigen. Dann folgten Frau von Wuthenau, eine Schwester der Braut, auf deren Besitzung bei Dresden Gräfin Sophie Chotek bis dahin geweilt hatte, Erbprinz Löwenstein und Gemahlin, Gräfin Henriette Chotek, die jüngste Schwester der Braut und Herr von Wuthenau. Schnell war der Bahnhof durchschritten, vor welchem Hofwagen der Ankömmlinge harrten. Im ersten derselben nahmen die Braut des Thronfolgers und ihre Schwester Frau v. Wuthenau Platz, im zweiten Erbprinz Löwenstein und Gemahlin, im dritten Gräfin Henriette Chotek und Herr v. Wuthenau. Jetzt erst schwang sich der Thronfolger in den Wagen zu seiner Braut, wo er bescheiden den Rücksitz einnahm und in leichtem Trab ging es nun dem Schlosse zu. Laute Hochrufe ertönten und Rührung ergriff den Thronfolger als er die vielen Männer, Frauen und Kinder sah, die aus herzlicher Anteilnahme gekommen waren, um ihm und seiner Braut zu huldigen.

Damals trat Gräfin Sophie Chotek, die heutige Herzogin von Hohenberg, zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Sie, die bis dahin ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt hatte, war dem großen Publikum eine völlig Unbekannte und die Bilder, welche in der letzten Zeit von ihr zu zirkulieren begannen, gaben nur eine unvollkommene Darstellung

von dem Liebreiz, den ihre junge Persönlichkeit ausstrahlte und so war es denn begreiflich, daß alles die seltene Frau sehen wollte, die das Herz des zukünftigen Kaisers erobert hatte. Aller Augen richteten sich nach der lieblichen Braut und blieben mit Entzücken auf ihr haften. Gräfin Chotek trug ein weißes Piquékleid mit rosa Jabot, ein weißer Strohhut mit schwarzen Flügeln und weißen Gazetuffen bedeckte das Haupt, das von schönem kastanienbraunen Haar geschmückt ist und da die Braut keinen Schleier trug, so konnte man sich an den feinen, zarten Gesichtszügen satt sehen und die großen braunen Augen, die mit leuchtendem seelenvollen Glanze in die Welt hinausblickten, genügend bewundern. Und spontan wurde die Bevölkerung von dem lieblichen Bild, das des zukünftigen Kaisers Braut bot, ergriffen und zu lautem Aufjubeln gedrängt. Bewegt blickte Gräfin Sophie Chotek in die jubelnde Menge hinein, ein liebliches Lächeln trat auf ihren schönen Mund und anmutig neigte sie das Köpfchen und nickte allen Dank und Gruß zu . . . so wie das Herz des Thronfolgers, so hatte sie sich auch die Herzen der Bevölkerung im Sturme erobert und im Geiste beglückwünschte man den zukünftigen Kaiser zu der glücklichen Wahl, die er getroffen.

Im Schloßhofe erwartete Erzherzogin Maria Theresia mit ihren Töchtern, den Erzherzoginnen Maria Annunciata und Elisabeth, umgeben von den Obersthofmeistern Grafen Nostitz und Grafen Cavriani das Brautpaar. Mit aller Herzlichkeit wurde die Braut Franz Ferdinands von seiner engeren Familie aufgenommen. Kaum daß der Wagen, welcher sie gebracht hatte, vor der Treppe des Schlosses hielt, so eilten des Erzherzogs Schwestern schon dieselbe herab und küßten und umarmten die Auserwählte des Bruders Rasch ging es nun die Treppe hinauf, wo Maria Theresia,

die Mutter Franz Ferdinands, dessen Braut erwartete. Gräfin Chotek ergriff die Hand der Frau, unter deren sorgender Führung aus dem kleinen Knaben dieser herrliche Mann geworden und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf dieselbe. Arm in Arm betrat dann das Brautpaar das Schloß, umjubelt von der Bevölkerung, auf welche diese von echtem Familiensinn und wahrhaftem Seelenadel zeugende Szene tiefen Eindruck gemacht hatte. Die an dem ersten Tage im Schlosse eingelaufenen Glückwunschtelegramme türmten sich schon zu Bergen und als sich der Abend niedersenkte, leuchteten auf den drei naheliegenden Kamnitzer-Wacher- und Weinbergen Freudenfeuer auf, welche weithin von dem schlichten und doch so bedeutsamen Feste Zeugnis gaben, das sich in dem kleinen Städtchen Reichstadt eben zutrug und in welchen die Bevölkerung ihrer Freude und Anteilnahme Ausdruck zu verleihen suchte . . . .

Das war der Einzug der heutigen Herzogin von Hohenberg und treuen Lebensgefährtin Erzherzogs Franz Ferdinand in das habsburgische Erzhaus, in die österreichische Öffentlichkeit und die österreichischen Herzen. Ob seine Mutter, Erzherzogin Maria Theresia, als sie den Stiefsohn leicht beschwingten Fußes, die liebliche, schlanke Braut am Arme führend, so einherschreiten sah, jeder Zoll, jede Geste ein ritterlicher Fürst, wohl an jene längst verrauschte Feier dachte, da die erzherzoglichen Kinder sich in der Villa Wartholz zu Reichenau versammelt hatten, um ihrem Vater, dem Erzherzog Carl Ludwig, anläßlich seines Namenstages eine liebliche Huldigung darzubringen? Es war im Jahre 1876. Erzherzog Franz Ferdinand zählte damals zwölf Jahre. Die erzherzoglichen Kinder überraschten den Vater mit der Aufführung eines Dramolets, das den Titel „Die Huldigung der Blumen“ führte. Erzherzog Franz Ferdinand gab den

Rittersporn und sprach dabei folgende Verse, die wahrhaftig das beste Charakterbild des zukünftigen Herrschers Österreich-Ungarns bieten und gewissermaßen als Wahlspruch angesehen werden könnten, der dem Erzherzog bei allen seinen Handlungen das ganze Leben hindurch vorgeschwebt zu haben scheint. Der zwölfjährige Prinz sagte damals mit scharfer verständnisinniger Betonung:

„Der Name macht den Ritter nicht,
Es macht ihn nicht das Kleid;
Doch Mut und treuerfüllte Pflicht
Schmückt ihn zu jeder Zeit.

Ich gebe Dir zum Angebind
Mein treues Ritterwort,
Daß Du mich ritterlich gesinnt,
Sollst finden fort und fort."

Jawohl, ein Ritter durch und durch ist Erzherzog Franz Ferdinand in allen Lebenslagen geblieben und hat das Wort, daß er damals als zwölfjähriger Knabe im Huldigungsspiele gegeben, bis heute getreulich gehalten. Und wenn man die Vorrede liest, welche er zu dem im Jahre 1895 erschienenen Reisewerke, das er über seine Weltreise verfaßt hat, so klingen einem dieselben Töne dieser Verse ins Ohr, wird die Erinnerung an die Gestalt des kleinen Erzherzogs im Kleide des Rittersporn wieder lebendig. In diesem Vorworte sagt Erzherzog Franz Ferdinand: „Nicht die Neugierde, welche den Globetrotter um den Erdball treibt, nicht lediglich die Vorliebe für die Jagd, nicht der Wunsch, jenseits des Ozeans seltsames Schaugepränge, exotischen Glanz anzustaunen, haben mich bestimmt, fast ein ganzes Jahr ferne von der Heimat zu bleiben. Was mich hierzu bewogen hat, ist das Streben gewesen, aus der persönlichen Anschauung anderer Erdteile, aus dem Einblick in fremde Staatsgebilde und Gemein-

wesen, aus der Berührung mit fremden Völkern und Menschen, mit ausländischer Kultur und Sitte Belehrung zu gewinnen; aus der Besichtigung wundersamer Werke der Kunst, aus der Betrachtung fremdartiger Natur und ihre Reize Genuß zu schöpfen. In offener See, auf festem Lande; in fürstlichen Palästen, in dürftigen Hütten, in Metropolen, in einsamer Wildnis, in üppigen Niederungen, auf lichten Bergeshöhen habe ich gefunden, was ich gesucht. An Erfahrungen, an seltener Beute, an Sammlungen reich, bin ich heimgekehrt."

Der künstlerische Sinn, welcher im Hause seines Vaters herrschte, sowie das Fühlen für fürstliches Mäcenatentum, welches Erzherzog Franz Ferdinand mit dem Erbe der kunstsinnigen Este übernommen hatte, sowie die sorgfältige Erziehung, die er genossen, ließen ihn zu dem wissensdurstigen und kunstbegeisterten Jüngling heranreifen, als welchen wir ihm in den achtziger und neunziger Jahren begegneten. Seine Lehrer waren Dr. Gottfried Marschall, Graf Degenfeld, Dr. Ono Klopp, Dr. v. Meszary, Dr. Beck, Edler von Burkheim, E. v. Hueber, H. v. Czibulka, Karl v. Reznicek, Ferdinand v. Böck-Greisau, Adolf Rieth, Victor Kupsa — durchwegs allererste Namen auf dem Gebiete der Rechts- und Militärwissenschaften in Österreich. Eine besondere Vorliebe zeigte der Erzherzog für alle naturwissenschaftlichen Disziplinen und aus dieser entsprang sein Sammeleifer und der Wunsch nach seiner auf dem Rammkreuzer „Maria Theresia" in der Zeit vom Dezember 1892 bis Ostern 1893 unternommenen Weltreise. Die im April 1894 im Belvedere veranstaltete Ausstellung der Reisesammlung des Erzherzogs bot Fachleuten wie Laien eine große Überraschung. In siebzehn Sälen waren die Ergebnisse seines Sammelfleißes in Indien, Java, Sumatra, Australien, China, Japan

und Nordamerika aufgestapelt, man zählte 18 000 ethnographische und 14 000 zoologische Objekte, die für die Hingebung sprachen, mit welcher der jugendliche Erzherzog auf dieser seiner Reise gearbeitet hatte. Auch die berühmten Sammlungen der gräflichen Familie Obizzi in Cattaio bei Padua hat Österreich dem Erzherzog Franz Ferdinand zu danken, denn er war es, welcher sie nach Wien brachte und später zusammen mit den Ergebnissen seiner Weltreise in dem Museum in der Beatrixgasse aufstellte. Dieses Museum des Erzherzogs Franz Ferdinand zählte zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Schätzen Wiens.

Gleich seinem Oheim, dem Kaiser Franz Josef, der in früheren Jahren ein eifriger Jäger war und den man gerne den ersten Jäger der Monarchie zu nennen pflegte, hat auch Erzherzog Franz Ferdinand große Vorliebe für das edle Waidwerk. Ein unerschrockener, trefflicher Jäger, darf sich Erzherzog Franz Ferdinand rühmen, anläßlich seiner Weltreise alle jagdbaren Tiere, Tiger, Löwen, Elefanten und Elentiere nicht ausgenommen, erlegt zu haben. Je gefährlicher die Jagd, desto lieber war sie dem Erzherzog, der den berühmtesten und trefflichsten asiatischen Schützen, einen Rajah, dadurch verblüffte, daß er mit einer nie fehlenden Gewandtheit und Sicherheit in die Höhe geschleuderte Glaskugeln und Rupien herabschoß. Wenn es richtig ist, daß Kaiser Franz Josef der erste Jäger Österreichs war, so muß gesagt werden, daß gleich an nächster Stelle sein Nachfolger Erzherzog Franz Ferdinand steht. Die österreichischen Grünröcke scheinen das auch zu empfinden, denn als sie im Jahre 1898 anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers zur Huldigung in Schönbrunn erschienen, wählten sie den Erzherzog Franz Ferdinand zu ihrem Sprecher und er überreichte dem ersten Jäger der Monarchie als Dolmetsch

der treuherzigen Gefühle aller Grünröcke dem Kaiser als sinniges Erinnerungszeichen den goldenen Eichenbruch. Wo immer es galt, das Interesse und Gedeihen des Waidwerkes zu wahren und zu fördern, nimmt Erzherzog Franz Ferdinand stets den lebhaftesten Anteil daran und so ist es auch verschiedenen in die Dienste des Jagdwesens gestellten Vereinigungen und Anstalten, wie dem niederösterreichischen Jagdschutzverein, dem österreichischen Hundezuchtsvereine und anderen, gegönnt, ihn ihren Protektor nennen zu dürfen. Es ist bekannt, daß sich der Prinz wiederholt mit seinen Trophäen an jagdlichen Schaustellungen beteiligte, wie das edle Waidwerk sich immer des besonderen Schutzes der Habsburger erfreute.

Die Lieblingsreviere des Erzherzogs Franz Ferdinand sind seine eigenen ausgedehnten Forste in Böhmen, Mannswörth, Eckartsau und die Lobau. Obgleich es der Prinz in allen Arten des Jagdbetriebes zu einer Meisterschaft als Jagdschütze gebracht hat, die jeden Augenzeugen verblüffen muß, so hat sich derselbe in den letzten Jahren mehr auf die hohe Jagd beschränkt und zwar vorzüglich auf die Hirschpürsche in den idealen Brunstrevieren der Donauauen, wozu noch die Fasanenbalz und Raubwildjagden kommen. Aber es gibt noch Augenzeugen, die sich erinnern, wie Erzherzog Franz Ferdinand im Feld- und Aureviere im Verlaufe mehrerer Streifgänge mit der Kugelbüchse hundert Stück Wild, und zwar Hasen im Laufen, Fasane und Enten im Fluge, erlegt hat. Das Jägerlatein und Prunken und Protzen beim Jagen — davon ist Erzherzog Franz Ferdinand nie ein Freund gewesen. Schon in seinem Reisewerke über die Weltfahrt spricht er mit gesundem Humor über das pompöse Getue bei der Veranstaltung von Jagden jenseits des Ozeans, lächelt er über die Galawagen, endlosen Diners

und die zu effektvollen Treiber-Regimenter. Wie er ein Feind des Mucker- und Pharisäertumes im allgemeinen ist, so mag er diese Zunft unter den Grünröcken am allerwenigsten leiden und fühlt sich nur dann wohl, wenn er sich unter Menschen weiß, die sozusagen das Herz auf der Zunge tragen.

Soldat ist der zukünftige Kaiser Österreichs durch und durch. Wie denn auch nicht! Er hat von Picke auf gedient, war als Leutnant in beiden Hauptwaffen der Armee, in der Infanterie und Kavallerie, mit größtem Eifer tätig und durchlief alle Rangstufen des Subaltern- und Stabsoffiziers. Im oberösterreichischen Dragoner-Regiment Kaiser Ferdinand Nr. 4 diente Erzherzog Franz Ferdinand längere Zeit als Rittmeister und galt seine Schwadron als die beste des ganzen Regimentes. Der Erzherzog kannte aber auch jeden Mann und jedes Pferd auf das Genaueste, so daß er seinem Nachfolger die Eskadron nicht nur als die beste des Regimentes übergeben, sondern ihm auch eine aus persönlichen Anschauungen geschöpfte Schilderung der Mannschaften und Pferde überreichen konnte, daß alles staunte. Und dabei hatte Franz Ferdinand erst noch Zeit gefunden, seinen Sammeleifer zu befriedigen, und die Auffindung mancher seltenen Kunstgegenstände und Kostbarkeiten aus Urväter-Zeit hat man ihm zu danken . . . Als Stabsoffizier trat Erzherzog Franz Ferdinand wieder zur Infanterie über und diente als solcher durch mehrere Jahre beim böhmischen Infanterieregiment Nr. 102, daß er so lieb gewonnen hatte, daß er es später einmal gelegentlich der Kaisermanöver in Böhmen — der Erzherzog hatte damals als Kommandant des vierten Pester Armeekorps fungiert — nicht unterlassen konnte, nach getaner strenger Arbeit zu seinem Regiment Nr. 102 hinüberzureiten und die alten Herren aufzu-

suchen. In einem rauchigen Dorfwirtshause saß der Erbe des Reiches dann lange mit seinen Offizieren von ehemals beisammen und plauderte gemütlich und einfach mit ihnen, wie wenn sie wirklich alle Kameraden und nur Kameraden gewesen wären. Nicht weniger einfach und zu Herzen sprechend war der Abschiedsbefehl, mit welchem der Erzherzog anläßlich seiner Erkrankung der Infanterie-Brigade in Budweis, die er damals kommandierte, Ade sagte. Der Abschiedsbefehl des Erzherzogs verriet so ergreifende Innigkeit, daß Offiziere und einfache Soldaten weinten, als sie ihn lasen . . . .

Schon damals schätzte man in den maßgebenden Kreisen die großen militärischen Fähigkeiten des Erzherzogs und war umso erfreuter, als er nach kurzer Pause wieder in den Kreis der Armee zurückkehren konnte. Wie viele Proben seines Könnens hat er seit damals auf den Manöverfeldern als Heeresführer und in der Stille seines Arbeitszimmers als Förderer der Armee abgelegt! Dabei ist er aber immer der einfache Soldat, der die Strapazen seiner Soldaten teilt und ihnen an Anspruchslosigkeit und Unermüdlichkeit als glänzendes Beispiel voranleuchtet. Man wird daher die große Beliebtheit begreifen, welcher sich der Thronfolger im Kreise der Armee schon jetzt erfreut. Sein Erscheinen ruft Jubel und Begeisterung hervor und spornt die Mannschaften an, zu zeigen, was sie können. Aber vielleicht noch größer ist die Verehrung, welche dem Erzherzog Franz Ferdinand in den Kreisen der Marine entgegengebracht hat. Und das mit vollem Rechte, denn er ist ihr mehr als ein Vater. Von der Erkenntnis ausgehend, daß eine starke Kriegsmarine die unbedingte Voraussetzung für die Großmachtsstellung eines Staates und seiner Schlagfertigkeit sei, hat er seine ganze Aufmerksamkeit der Förderung und dem Ausbaue der Flotte

gewidmet. Freudig übernahm er das Protektorat über den vor mehreren Jahren in Österreich gegründeten Flottenverein und wenn Österreich binnen kurzem mit Stolz eine moderne schlagfertige und schlagfähige Flotte sein eigen nennen wird, so dankt das die Monarchie der klugen Initiative ihres zukünftigen Kaisers und seiner rastlosen Tätigkeit.

Liebenswürdig im Verkehr, leutselig zu hoch und nieder, sieht der Erzherzog in Jedem den Menschen und nicht seine Stellung. Für die Sorgen und Mühen des Volkes zeigt er volles Verständnis und wenn er könnte, würde er jedem der Untertanen des habsburgischen Reiches die Lasten abnehmen, die ihn drücken. Über die Leutseligkeit und Einfachheit des Erzherzogs sind so viele Anekdoten im Umlauf, daß man Bände damit füllen könnte. Eine der liebenswürdigsten ist die nachfolgende Episode, die sich vor Jahren bei Bozen in Tirol abgespielt hatte und in deren Mittelpunkt ein einfaches tiroler Mütterchen steht, das nur einen lebhaften Wunsch hatte, nämlich: den Kaiser tanzen zu sehen.

Erzherzog Franz Ferdinand weilte damals in Bozen. Eines Nachmittags unternahm er in Gesellschaft mehrerer Damen und Herren einen Ausflug nach Schönna, wo eine Tanzunterhaltung unter der Gesellschaft arrangiert wurde. Da dieselbe sich dort schon tags zuvor wegen eines frugalen Mittagmahles angemeldet hatte, so durchlief bald die Fama den ganzen Ort, daß der Kaiser in ein oberhalb Schönna gelegenes einsames Bauerngehöft kommen werde. Eine alte Bäuerin ließ sich nicht abhalten, den weiten Weg ins Dorf anzutreten, denn sie wollte durchaus den Kaiser sehen, den sie noch nie gesehen hatte. Es nützte nichts, als man ihr sagte, daß der Kaiser gar nicht käme. Sie lächelte schlau und überlegen und dachte, sie wisse, was sie wisse. Und richtig, bald hatte sie das Wirtshaus ausgekundschaftet, in

welchem sich Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gäste aufhielten, und stapfte auf dasselbe los. Vor dem Wirtshause angekommen, ließ sie sich den Wirt herausrufen, dem sie ihr Anliegen vortrug. Sie wollte nicht mehr und nicht weniger als in den Saal hinaufgelassen werden, in welchem der Kaiser tanze. Der Wirt setzte ihr auseinander, daß das im Tanzsaal oben eine geschlossene Gesellschaft sei und da dürfe niemand fremdes hinein. Das verstand das Mütterchen nicht, schüttelte den Kopf und umschlich das Wirtshaus. Kaum hatte ihr aber der Wirt den Rücken gekehrt, so trippelte sie aber auch schon die Treppe hinauf und lugte neugierig zum Fenster hinein. Dort hatte man das fremde Gesicht, das sich an die Scheiben drückte, bald gesehen und glaubte, eine Bettlerin vor sich zu haben. Der Erzherzog beauftragte einen Offizier, nachzusehen, was die Alte wolle. Der Offizier kam hinaus und fragte die Alte nach ihrem Begehr. Die sagte prompt: „'n Kaiser söch'n tat i holt gern!" Jetzt schüttelte der Offizier den Kopf und meinte: „Wollt Ihr was betteln, etwas haben?" Da wurde die Bäuerin wild, ja was glaubte man denn von ihr? Entrüstet antwortete sie: „Noa, noa, grad lei 'n Kaiser söch'n möcht' i, i hob'n no nia g'söchn!" Der Offizier lachte und ging hinein, dem Erzherzog die seltsame Botschaft zu bringen. Der Thronerbe gab sogleich den Befehl, das Mütterchen herein zu lassen und zu ihm zu führen. Die arme Alte erzitterte ein wenig, als sie vor dem vermeintlichen Kaiser stand, blickte ihn lange an und fragte dann ganz erschrocken: „Bist nach'r du der Kaiser?" Freundlich und sanft wie es immer seine Art war, antwortete Erzherzog Franz Ferdinand: „Nein, liebe Frau, das bin ich nicht, aber möglich ist's schon, daß ich's werde." Das leuchtete ihr ein und sie fragte resolut weiter: „Aha, so wearscht sell erscht; tuaschst noch'r tonz'n a do?"

Der Erzherzog lachte: „Ja freilich, liebe Frau!“ Als die alte Bäuerin den Erzherzog lachen sah, wandte sie sich schnell an den Zitherspieler und rief keck: „Jatz moch' nu lei glei a lustig's Tanzl an, deß i söch'n koann, wie der künfti Kaiser tonzen konn!“ Und richtig, der Zitherspiele befolgte auf einen Wink des hohen Herrn den Wunsch der Bäuerin und diese klatschte voll Herzensfreude in die Hände und ging seelenvergnügt nach Hause, nachdem sie gesehen, „wie der künfti Kaiser tonzen konn.“

Der Lieblingsaufenthaltsort des Erzherzogs Franz Ferdinand war immer sein paradiesisches Schloß Konopischt mit dem weltberühmten Rosengarten, welcher die schönsten Rosen der Erde sein eigen nennt. Ein Blick auf diesen Lieblingssitz des ersten Prinzen des Hauses Habsburg ist ungemein lehrreich, denn er offenbart uns mit Blitzesschnelle das Geistesleben des zukünftigen Kaisers und läßt uns denselben als Mensch näher kennen lernen. Schloß Konopischt liegt in Böhmen und wird von der Bahnhofstation Beneschau in nicht langer Wagenfahrt erreicht. Dieses Schloß, das heute tiefsten Frieden atmet und nur von dem Ringen und Schaffen einer kunstverständigen und den Wundern der Natur ergebenen Menschenseele erfüllt ist, sah einst alle Schrecknisse des Krieges und blutiges Streites über sich hinwegziehen. Konopischt ist historischer Boden. Die Rosenberger und Wallenstein, der große Friedländer, hausten hier, viel und oft wurde an den Mauern dieser uralten Veste gerungen, aber selten nur ergab sie sich, zumeist trug sie den Sieg davon und war stolz auf ihren Ruhm als uneinnehmbare, schwer bezwingbare Veste im Herzen Böhmens. Prinz Franz Lobkowitz war nach dem ausgestorbenen Grafengeschlecht Vrtby der letzte Besitzer Konopischts. Von ihm hatte Erzherzog Franz Ferdinand das historische Schloß erworben

und zu dem Paradiese umgestaltet, das es heute ist. Der riesenhafte Rosengarten wurde von dem nunmehrigen Schloßherrn angelegt, mit eigener Hand pflanzte und pflegte er seine Rosen, die Gärtner waren nur seine Handlanger, die nach seinen Befehlen und Instruktionen zu handeln hatten und wenn die Rosen von Konopischt heute einen Weltruf genießen, so muß konstatiert werden, daß Erzherzog Franz Ferdinand, der Schloßherr, der Schöpfer dieser duftenden Kultur war. Auch der Wildpark, der dem Schlosse vorgelagert ist, wurde von dem Thronfolger angelegt und in ihm tummeln sich Hirsche, Rehe und Dammböcke, die fast zahm genannt werden müssen, denn sie kennen keine Furcht vor den Menschen und lassen sich nicht einmal durch den Eintritt von Fremden aus ihrer beschaulichen Ruhe aufstören. Wer den Konopischter Wildpark durchwandert und dann die Pracht des Rosengartens bestaunt, dem drängt sich sogleich das Bild des Schloßherrn auf, wie dieser ermüdet vor seiner täglichen Arbeit aus dem Häusermeere der Großstadt in sein böhmisches Tuskulum flüchtet und hier friedlich unter seinen Blumen und Tieren wandelt. Und da fragt man sich wohl: muß dieser Prinz, dieser Blumenfreund und Freund der Tiere nicht auch ein wahrhaft guter Mensch sein?

Die schmalen Pfade und Wege, die durch die Parkanlagen Konopischts führen, sind alle nach den Plänen des Erzherzogs Franz Ferdinand angelegt, die mächtigen Tropenpflanzen, welche in das staunende Auge fallen, hat er selbst aus weiten Fernen in die Heimat gebracht, kurz aus allem und jedem leuchtet der Geist und die Arbeit des Schloßherrn dem Besucher entgegen. Und erst das Schloß selbst. Dort hatte Erzherzog Franz Ferdinand neben den reichen Schätzen des Hauses Este jene Schätze aufgestapelt, die er von seiner Weltreise heimbrachte und im Laufe der Jahre gesammelt

hatte. Neben den Trophäen der heimischen Jagd sah man solche seiner Jagdzüge in den fernen Ländern; die Geweihe der Hirschen und Elche, die Felle der Bären, Tiger, Löwen und Leoparden, die man hier bestaunt, stammen alle von Tieren, die Erzherzog Franz Ferdinand selbst erlegt hatte und die Aschenschale und der seltsam geformte Papierkorb, die er auf Konopischt benützte, sind gleichfalls Trophäen aus einem gefährlichen Weidmannszug: diese beiden so nützlichen und unentbehrlichen Gebrauchsgegenstände sind Füße von Elefanten, die Erzherzog Franz Ferdinand auf seiner Weltreise in Ceylon und Kalawana erlegt hatte. Im dritten Stockwerke des Konopischter Schlosses hat Erzherzog Franz Ferdinand seine Waffensammlung untergebracht, die für sich allein eine Sehenswürdigkeit ist. Sie stellt förmlich die Geschichte der Waffen der vergangenen Jahrhunderte dar. Die Zeit der Pulverhörner, der Lanzen und Spieße, des Bogens und der Feuerwaffen ist in den einzelnen Zimmern separat veranschaulicht und ein Überblick über die Entwicklung, welche die Waffen im Laufe der Jahrhunderte genommen, gegeben; es ist aber ein höchst kostbarer Überblick, denn unter den hier angesammelten Waffen befinden sich zahllose Stücke von seltenstem Werte, denn sie sind Kunstarbeiten aus vergangenen Tagen. Aus den einzelnen Zimmern dieser Waffensammlung gelangt man schließlich in den großen Waffensaal des Schlosses. Was Erzherzog Franz Ferdinand hier zusammengetragen hat, ist einfach erstaunlich. In hohen Glaskästen, welche die Mitte des Saales durchlaufen, sieht man die Schießwaffen aller Jahrhunderte, von den einfachsten bis zu den kostbarsten Exemplaren. Schilder und Speere, Fahnen und Wimpeln zieren die Wände, an denen ringsherum die Rüstungen und Panzer der Streiter aus aller Herren Länder stehen. Man sieht da in Gold und Silber

strotzende Rüstungen, von welchen je einzelne ein ganzes Vermögen repräsendiert und staunt, wie Erzherzog Franz Ferdinand die Zeit fand, so vieles und so kostbares in so kurzem Zeitraume anzusammeln. Ein Teil dieser Sammlungen des Erzherzogs ist dann später von Konopischt in das Museum desselben in der Beatrixgasse in Wien überführt worden und gegenwärtig befinden sich alle Sammlungen des Thronfolgers in dem neuen Trakt der Hofburg, an dem man Jahrzehnte herumbaute und der nun in unseren Tagen vom Erzherzog Franz Ferdinand entgiltig für museale Werke bestimmt worden ist.

Diese Entscheidung, welche Erzherzog Franz Ferdinand getroffen hat, wurde in Österreich, namentlich aber in Wien als Erlösung empfunden, machte sie doch der zu einer schweren Verlegenheit gewordenen Frage, was mit dem verunglückten Bau der neuen Hofburg begonnen werden soll, ein radikales Ende. Jedem, der in den letzten 15—20 Jahre nach Wien kam, fiel der unvollendete Monumentalbau auf, welcher sich vom äußeren Burgplatz bis zur Ringstraße erstreckte und von Planken umsäumt war, hinter welchen alles zu schlafen schien. Hier sollte einst die neue Hofburg erstehen, im Geiste sah man schon den Kronprinzen Rudolf als Kaiser in ihr thronen und nach Vollendung dieses Traktes sollte an der gegenüberliegenden Volksgartenseite ein gleicher Flügel bis zur Bellaria angebaut werden. Am 2. Januar 1882 hatte der Kaiser die Pläne Hasenauers genehmigt, am 16. Mai 1885 wurde mit den Erdarbeiten begonnen und bis zum Jahre 1894 machte der Bau auch rasche Fortschritte. Seit damals aber ruhte er und zeigte bis heute das Bild des Schlafes und der Unvollendung. Warum? Bei der Verwirklichung des kühnen Künstlertraumes, der einen noch nicht dagewesenen Monumentalbau schaffen wollte, würdig, die

Residenz der habsburgischen Kaiser zu sein, zeigte sich nämlich, was Träume eines Künstlers und die rauhe Wirklichkeit ist. Der Monumentalbau, wie ihn Hasenauer ersonnen, war einfach undurchführbar. Hasenauer selbst hatte schon mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und mußte sich zu Abänderungen verstehen. Als er aber am 4. Januar 1894 starb und ein länger dauerndes Interregnum begann, ergriff eine Ratlosigkeit die mit dem Weiterbau betrauten Herren, die ganz seltsame Blüten zeigte. Der äußere Bau war wohl halb fertig, aber wie sah es im Innern der zukünftigen Kaiserburg aus! Da wurden unausgesetzt Riesenwände aufgeführt und niedergerissen, Stiegenhäuser und Treppen gebaut und wieder abgetragen . . . es war die Arbeit jener Schildbürger, die ihr Rathaus ohne Fenster bauten. Als dann später Oberbaurat Ohmann zum Leiter des Hofburgbaues bestellt wurde, ging das Bauen und Niederreißen von neuem an, zwanzig Jahre lang wurde herumgeflickt, versucht und abgeändert und der einzige Erfolg war, daß Riesensummen verausgabt wurden, der Bau selbst aber keine Fortschritte machte. Sonderbar, man wollte sich nicht eingestehen, daß der Bau undurchführbar sei, daß die von dem Urheber des Projektes begangenen Fehler nicht nur riesengroß, sondern irreparabel waren und daß in diesem Monumentalbau niemals die habsburgischen Kaiser werden wohnen können. Schon die Höhenanlage des Hauptgeschosses, zu dem keine Treppe aufgeführt werden konnte, und die noch unglücklichere Disposition der einzelnen Wohn- und Nebenräume mit ihren licht- und luftlosen Gängen sagten, daß man vor einem unmöglichen Werke stand. Hasenauers Projekt bestand darin, vom Hauptvestibül rechts und links zwei Monumentaltreppen mit mehr als 100 Stufen je in einem Zuge in das Hauptstockwerk zu führen. Dies wäre

gewiß ein Stiegenhaus gewesen, das einen imposanten Anblick geboten hätte, aber leider, die Durchführung erwies sich als unmöglich. Mein Gott, an was dachte man alles! Man wollte von dem Stiegenhaus ganz absehen und statt der Treppen — Aufzüge bauen, das natürliche Licht und die Luft sollten durch künstliche Beleuchtungs- und Ventilationsanlagen ersetzt werden, kurz, man war nahe daran eine vierstockhohe Gruft herzustellen! Daß diese Pläne nicht ernstlich versucht wurden, hat man dem Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, zu verdanken. Der Erzherzog interessierte sich natürlich sehr für diesen Bau, den er ja hätte bewohnen müssen und ließ sich eine ganze Reihe von Skizzen über die verunglückte Treppenanlage vorlegen. Mit seinem klaren, alles überblickenden Verstand erkannte er sofort, daß alle diese Skizzen gleich unausführbar seien wie das Ursprungsprojekt Hasenauers, und als man ihm mit den Ideen der Aufzüge und künstlichen Licht- und Luftanlagen kam, sagte er sein entschiedenes Nein! Aber merkwürdig, das Hofbaukomité gab die längst verlorene Sache noch immer nicht verloren, hartnäckig hielt es an der Durchführung des undurchführbaren Baues fest und wollte die verunglückte Aufgabe zu Ende führen. Das Komité, welches als Organ des Ministeriums des Innern aus Vertretern des Stadterweiterungsfonds und des Obersthofmeisteramtes zusammengesetzt war, unterbreitete dem Kaiser neue Vorschläge, nach welchen die kaiserlichen Wohnräume in den Halbstock und die Repräsentationsräume in den ersten Stock verlegt werden sollten. Natürlich hätten der Kaiser und seine Gäste zu diesen wieder in Aufzügen hinauffahren müssen!

Zehn Millionen und zwanzig Baujahre waren inzwischen verschwendet worden und man wird begreifen, wenn dem kaiserlichen Bauherrn endlich die Geduld riß. Im März

des Jahres 1906 löste er das Hofbaukomité auf und übertrug die Fürsorge über die Fortsetzung und die Vollendung des Neubaues der Hofburg an den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Damit hatte das Bauen ins Endlose und das ewige Experimentieren ein Ende erreicht, Erzherzog Franz Ferdinand, der sich davon überzeugte, daß dieser Bau sich niemals zu seinem ursprünglichen Zwecke eignen wird, traf sogleich die Bestimmung, daß er Musealzwecken gewidmet sein und in diesem Sinne ausgestaltet werden soll. Man brachte inzwischen auch schon die kaiserliche Familienfideikommisbibliothek dort unter und darf hoffen, daß die Qual des seit zwanzig Jahren dauernden Hofburgbaues in kurzer Zeit ihr Ende und der Bau auch seine innere Vollendung finden wird. Gegenwärtig ist der Kustos der Privatsammlungen des Thronfolgers, Herr Frank, an der Arbeit, die Überführung und Aufstellung der Besitztümer und Kostbarkeiten seines zukünftigen Kaisers aus dem Museum in der Beatrixgasse und von Konopischt in dem neuen Burgbau zu beaufsichtigen und zu leiten. Die kostbaren Sammlungen des Thronfolgers gelangen in dem großen im Parterre des neuen Schloßflügels geschaffenen riesigen Arkadenhof, welcher den Palast in seiner ganzen Höhe durchmißt, zur Aufstellung und wenn die zwanzigjährige Bautätigkeit auch nicht dazu geführt hat, daß der zukünftige Kaiser von Österreich jene Prunkräume bewohnen wird, die man für ihn erträumt hatte, so waren dieselben doch nicht umsonst, denn Österreich und mit ihm die gesamte Kunst- und Gelehrtenwelt werden der Initiative des Erzherzogs Franz Ferdinand einen der schönsten Musentempel zu verdanken haben. Die zukünftigen Kaiser selbst aber werden sich mit der alten Hofburg begnügen müssen, denn mit der Verunglückung dieses Neubaues ist auch der Plan, an die alten Kaisergemächer

einen neuen Flügel in der Richtung der Bellaria anzubauen, fallen gelassen worden.

Gegenwärtig bewohnt der Thronfolger das Schloß Belvedere in der Heugasse (jetzt Prinz Eugenstraße), welches ihm anläßlich seines Wiedereintrittes in die Armee im Jahre 1898 vom Kaiser als Residenz angewiesen wurde. Das Belvedere ist eines der köstlichsten Bauten, über die Wien verfügt. Inmitten eines prächtigen Parkes gelegen, welcher dem Publikum zugänglich ist, erscheint es förmlich dazu ausersehen, das Heim eines Mannes zu sein, dessen Leben sich zwischen den Arbeiten des Alltags und der Sorge um die Seinen abspielt und teilt. Der Erbauer dieses Schlosses, welches zwischen dem Stile der französischen Renaissance und dem lieblichen Rokoko die Mitte hält, war der berühmte österreichische Feldherr Prinz Eugen, nach dem man erst kürzlich die von der Ringstraße über den Schwarzenbergplatz zur Residenz des Thronfolgers führende Straße benannt hat. Prinz Eugen baute sich dieses Schloß damals als Sommersitz und der neben Johann Bernhard Fischer größte Baukünstler der damaligen Zeit Lukas v. Hildebrand, war dessen Schöpfer. Der Bau dauerte vom Jahre 1693—1724. Der herrliche französische Park, welcher das Schloß umschließt und der so oft die kleine Gestalt des großen Feldherrn im Schatten seiner Bäume wandeln sah, wurde von dem kurfürstlich bayerischen Inspektor Girand, einem bekannten Gartenkünstler der damaligen Zeit, angelegt. Nach dem Tode des Prinzen Eugen ging das Schloß Belvedere in den Besitz des habsburgischen Erzhauses über, welchem es dessen Besitzer und Erbauer zum Zeichen seiner Dankbarkeit vermacht hatte. Lange Jahre war das Schloß unbewohnt und beherbergte später die kaiserliche Gemäldesammlung, welche im Jahre 1891 aber Platz machen mußte, als der neue Herr, Erzherzog Franz Ferdinand, seinen Einzug hielt.

Wie Erzherzog Franz Ferdinand, der zukünftige Kaiser der habsburgischen Donaumonarchie lebt? Es ist schon angedeutet worden: zwischen der Arbeit und der Sorge für seine Familie zieht sich das Leben des österreichischen Thronerben hin, doch darf gesagt werden, daß die Stunden der Arbeit den weitaus größeren Teil in Anspruch nehmen und daß für Muße und Erholung fast kein Tag viel übrig läßt. Ein Blick auf die Tagesarbeit und den Hofstaat, welcher dem Erzherzog untersteht, läßt darüber keinen Zweifel offen. Das ist zunächst das Obersthofmeisteramt des Erzherzogs und seine Militärkanzlei. Ersteres besteht aus dem Obersthofmeister Grafen Karl v. Rumerskirch, dem Flügeladjutanten Obersten Dr. Bardolff, dem Adjutanten Linienschiffsleutnant Ulhir, dem Vorstand der Kanzlei dieses Amtes Freiherrn v. Lützgendorf und dem Kanzleipersonal. An der Spitze der erzherzoglichen Militärkanzlei steht Oberst Dr. Bardolff und gehören derselben weiters an: Generalstabsmajor K. Hummel, Linienschiffsleutnant Friedrich Hauer, Hauptmann Edler v. Rodenfels, Hauptmann Ritter v. Hüttenbrenner, Hauptmann Gustav Barger und die Oberleutnants Kern und Jenikowsky. An der Spitze der erzherzoglichen Kammer steht der Haushofmeister Franz Janezek. Täglich hat der Erzherzog die Berichte seines Obersthofmeisters Freiherrn v. Rummerskirch und des Vorstandes der Militärkanzlei Obersten Dr. Bardolff entgegenzunehmen, durch deren Hände ihm all' die zahllosen Akten zugehen, die er teils im eigenen Wirkungskreis, teils für den Kaiser zu erledigen hat. Dazwischen laufen die zahllosen Empfänge, die Tag für Tag zu absolvieren sind und die Sorgen für seine privaten Angelegenheiten. Die Domänen Konopischt und Chlumetz, die Güter Artstetten und Blühnbach wollen auch verwaltet sein und wenn man weiß, welch' trefflicher Ver-

walter der Erzherzog ist, so gewinnt man ein Bild davon, welche Summe von Arbeiten jeder Tag für sich in Anspruch nimmt. Der Zentraldirektor des Erzherzogs muß unter diesen Umständen auch täglich gehört werden, ihm obliegt die Leitung aller dieser Verwaltungen, aber da Erzherzog Franz Ferdinand von allen Vorgängen genau unterrichtet sein will, überall selbst die Dispositionen, Anordnungen und Befehle gibt, so bleibt nicht viel für Muße und Erholung.

Seine Haupttätigkeit wird aber in erster Reihe von den militärischen Agenden in Anspruch genommen, die nahezu fast ausschließlich in seinen bewährten Händen liegen. Seit einigen Jahren führt er in Stellvertretung des Kaisers den Oberbefehl bei den Manövern zu Land und zur See und alle Arbeiten, welche in diesem Belange zu vollführen sind, ruhen auf den Schultern des Thronfolgers, dessen Rat der Kaiser in allen Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen pflegt, so daß dem Thronfolger bei den Entscheidungen auf sämtlichen Gebieten der Regierungsgeschäfte ein gewichtiges Wort zukommt. Daß Erzherzog Franz Ferdinand ein solches zu sprechen in der Lage ist, darf als ein erfreuliches Zeichen gelten, denn der Thronfolger ist ein so genauer Kenner aller Fragen und Probleme, welche die habsburgische Monarchie bewegen und folgt den Tagesereignissen mit so gespannter Aufmerksamkeit, daß sein Rat immer zur rechten Stunde und auf richtiger Basis erfolgt. Einflüsterungen nicht zugänglich, sucht er sich stets sein eigenes, unabhängiges Urteil zu bilden und liebt es, sich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen und sich nicht durch andere überzeugen zu lassen. Die Zeitungslektüre nimmt in der Tagesarbeit des Thronfolgers einen großen Raum ein. Er liest alles und verschmäht die bequeme Zeitungslektüre, welche durch die Brille der anderen geht, und vielleicht ist gerade

das ein Hauptgrund, weshalb Erzherzog Franz Ferdinand einen so freien Ausblick hat, vieles sieht, was anderen verborgen bleibt, und selbst über die kleinsten Vorgänge im Staate ein so scharfes, bis in die Details dringendes Urteil hat.

Die Frage wie Monarchen lesen, ist schon oft aufgeworfen, aber nie strikte beantwortet worden, was auch nicht gut möglich ist, weil die Methoden in den verschiedenen Ländern verschieden sind. Die Zeitungslektüre, eines der wichtigsten Orientierungsmittel, geschieht zumeist nicht direkt, sondern in einem Art Bevormundungsverhältnis durch die Regierung. Ich habe an den meisten Höfen den Usus gefunden, daß die Regierung dem Monarchen eine sogenannte „Zeitungsschau“ vorlegt, das ist ein Aktenfascikel, in welchem fein säuberlich jene Äußerungen der Zeitungen aufgeschrieben sind, welche die Regierung für wichtig hält, das sie der Monarch liest. Dieser „Zeitungsschau“ sind die zitierten Zeitungen beigegeben und die betreffenden Artikeln rot oder blau angestrichen. Es ist eine dürre Kost und gibt den Verfassern dieser Monarchenlektüre freien Spielraum, vorzulegen und zu unterdrücken, was ihnen gefällt. Viele Monarchen begnügen sich mit dieser mageren Kost. Nikolaus II. zum Beispiel liest nichts anderes, als was ihm von seiner Regierung vorgelegt wird und er wäre wohl der am schlechtesten über die Vorgänge in seinem Reiche unterrichtete Mensch, wenn es nicht am russischen Hofe Leute gäbe, die die Gelegenheit haben, den Ministern ins Handwerk zu pfuschen und dem Zaren hie und da anderes zum Lesen auf den Schreibtisch zu legen. König Milan dagegen war kein Freund dieser Lektüre durch die Brille der Minister. Die „Zeitungsschau“ war zwar in Serbien auch eingeführt, aber König Milan hatte seine eigene Art, sie zu lesen. Ich

war einmal bei ihm, als man ihm die „Zeitungsschau“ vorlegte. Mit einem raschen Griff hatte er den ganzen Aktenbündel in den Papierkorb geschoben und auf die Unmasse von Zeitungen klopfend, die auf seinem Schreibtisch lag, sagte er lachend: „Man muß selber lesen. Das da ist für die Katz'.“ .... König Alexander, dieser Unglücklichste aller Monarchen, hatte sich von der Milan'schen Methode Zeitungen zu lesen entfernt ... er mußte es sehr schwer büßen ....

In Österreich ist die „Zeitungsschau“ schon lange eingeführt. Sie wird vom Ministerium des Äußern besorgt und ist eine der vornehmsten Aufgaben und Pflichten des literarischen Bureaus dieses Ministeriums. Vor einigen Jahren hatte man auch den Thronfolger an dieser Zeitungslektüre beteiligt und die ministerielle „Zeitungsschau“ wurde, nachdem sie der Kaiser gelesen hatte, dem Erzherzog Franz Ferdinand übersendet. Ob er damit nach der milanistischen Radikalmethode verfährt? Ich glaube wohl nicht, aber sicher ist, daß er es sich mit dieser „Zeitungsschau“ nicht genügen läßt und alles selber liest. Auf seinem Schreibtisch türmen sich die Journale des In- und Auslandes und man kann den Thronfolger schon beim Frühstückstisch mit Zeitungen in der Hand sitzen sehen, die er sich oft selbst mit hinübernimmt, wenn er sich in den kleinen Salon begibt, in welchem er das Frühstück im Kreise seiner Familie einzunehmen pflegt. Wo immer der Thronfolger weilt, seine Zeitungspost wird ihm überallhin nachgeschickt und nicht selten ist er es, welcher diesen oder jenen Zeitungsartikel mit dem Rotstift anzeichnet oder gar mit einem Vermerk von eigener Hand an diese oder jene Persönlichkeit zur Kenntnisnahme versenden läßt.

Erzherzog Franz Ferdinand ist gleich seinem Oheim ein

Frühaufsteher, was schon die militärische Erziehung mit sich bringt, und während sich die guten Staatsbürger noch im Schlafe räckeln, sitzt der Thronerbe schon am Arbeitstisch. Toilette ist bald gemacht und dann heißt es die Restsachen rasch aufarbeiten, welche vom vorigen Tage eventuell noch übrig geblieben sind, denn der frühe Morgen bringt schon neues Arbeitsmaterial, das aus Schönbrunn kommt und durch einen Ordonnanz vom Kaiser zugesendet wird. Auch die Wiener Morgenblätter liegen schon auf dem Schreibtisch des Thronfolgers und wenn der Kammerdiener meldet, daß das Frühstück bereit ist, nimmt sich der Erzherzog gar oft die Zeitungen mit, um sie drüben im Kreise seiner Familie zu lesen. Die Stunden, die er im Kreise der Seinen verleben kann, zählt er zu seinen schönsten und glücklichsten und man darf sagen, daß die Ehe des Erzherzogs Franz Ferdinand im wahrsten Sinne des Wortes eine Idealehe ist. Herzogin Hohenberg ist die aufmerksamste Gattin und beste Mutter und geht ganz in der Sorge um ihren Gatten und ihre Kinder auf. Die Ehe des Thronfolgers ist bisher mit drei Kindern gesegnet worden, den Prinzen Maximilian und Ernst und der Prinzessin Sophie. Als Erzieher der Prinzen fungiert Baron Hertling, für die kleine Prinzessin Sophie wurde eine Erzieherin engagiert. Die Oberaufsicht aber liegt in den Händen der Herzogin Hohenberg und des Erzherzogs selbst, welche sich täglich von dem Fortgang der erzieherischen Tätigkeit überzeugen. Namentlich Herzogin Hohenberg, welche fortwährend um ihre Kinder ist, weiß von allem und jedem, was die kleinen Herzchen ihrer Lieblinge bewegt, kennt die kleinen Sorgen, die sie erfüllen.

Prinz Maximilian, der Erstgeborene, steht im zehnten Lebensjahr und die drei blondlockigen Kinder des Thronfolgers sind dem Wiener Publikum schon längst keine Unbe-

kannten mehr und werden herzlich begrüßt, wenn sie sich auf der Straße zeigen. Die Prinzen in Matrosenanzügen, Prinzessin Sophie im einfachen weißen Kleidchen, sind nicht anders als Kinder anderer Häuser und man erkennt, daß Erzherzog Franz Ferdinand die Tradition der bürgerlichen Einfachheit, die im Hause seines Vaters geherrscht hatte, auf seine Familie übertragen hat.

Das Zimmer, in welchem das Frühstück, das die erzherzogliche Familie jeden Morgen zum ersten Male wieder vereinigt, eingenommen wird, ist ein kleiner heller Raum, aus dessen Fenstern man einen herrlichen Ausblick über den Garten des Belvederes genießt. Helle Tapeten an den Wänden und an den Fenstern keine Gardinen, denn dieses Zimmer ist zumeist der Aufenthaltsort der Kinder und die sollen Luft und Licht nach Möglichkeit haben. In einer Ecke, mit dem Ausblick auf die Fenster steht ein Klavier, auf welchem die Kinder des Erzherzogs ihre musikalischen Übungen vornehmen und die kleine Prinzessin Sophie hat es bereits zu solchen Fertigkeiten gebracht, daß man annehmen muß, sie werde es zu derselben künstlerischen Vollendung im Klavierspielen bringen wie ihre Mutter Herzogin Hohenberg, die bekanntlich eine hervorragende Pianistin ist. Auf Tischen und in den Ecken sieht man Blumen — kein Wunder, wenn man weiß, welch' großer Blumenfreund der Schloßherr von Konopischt ist. In diesem Raume, der sich an die Schlafzimmer der erzherzoglichen Kinder reiht, nimmt der Thronfolger also das erste Frühstück ein . . . . bürgerlich einfach, wie es sich jedermann leisten kann. Nach dem Frühstück nimmt Herzogin Hohenberg wohl irgend eine Näh- oder Stickarbeit zur Hand und der Thronfolger entfaltet wie jeder andere Staatsbürger seine Zeitung und vertieft sich in den Inhalt derselben. Der kleine, blondlockige Ernst, der

Liebling des Elternpaares, bringt dann wohl diensteifrig der Mama Schere und Garn oder er hilft ihr am Ende gar den Wollsträhn abwickeln, während sich Prinz Maximilian und Prinzessin Sophie zum Klavier gesetzt haben oder sich über ein Buch hermachen, um den guten und vielbeschäftigten Papa nicht bei der Lektüre zu stören . . . Es ist ein idyllisches Bild, das sich jeden Morgen in dem Frühstückszimmer des Belvederes abspielt und das den zukünftigen Kaiser in seiner ganzen Einfachheit zeigt.

Nach dem Frühstück, das sich nicht zu lange ausdehnen darf, weil die Zeit drängt, begibt sich der Thronfolger wieder in sein Arbeitszimmer hinüber, das ganz den Charakter seiner Persönlichkeit zeigt: Blumen in den Ecken, an den Wänden zahllose Familienbildnisse, Photographien der Eltern, Geschwister und Kinder, dazwischen kleine Kostbarkeiten in Büsten und Vasen, welche den Kunstkenner und Sammler verraten. Auch auf dem großen Schreibtisch dasselbe Milieu: Bilder, Photographien, kleine Kunsterzeugnisse, aber alles überragt von einem großen Gemälde, das seine Gemahlin, die Erkorene seines Herzens zeigt.

In diesem vornehmen, stillen Raume fließt nun die Tagesarbeit des Thronfolgers dahin und wenn er dort eintritt, so kann er gewiß sein, daß sein Obersthofmeister Freiherr v. Rumerskirch und Oberst Dr. Bardolff, der Vorstand seiner Militärkanzlei seiner schon harren, um ihre Vorträge zu erstatten und ihre Unterbreitungen zu machen. Der Thronfolger sieht die Seinen erst bei den nächsten Mahlzeiten wieder, die er alle im Kreise seiner Familie einnimmt und die niemals aus dem Rahmen des bürgerlich Bescheidenen hinausgehen. Erzherzog Franz Ferdinand ist kein Freund der Tafelgenüsse und kann somit eher ein Spartaner genannt werden. Freilich, wenn Gäste im Hause sind

dann muß der Erzherzog zeigen, daß sie bei dem Thronerben des Habsburgerreiches geladen sind. In dem prunkvollen roten Empfangssalon, dessen Wände kostbare Riesengemälde bedecken, und an den sich der nicht minder glänzende Speisesaal anschließt, empfängt dann der Thronfolger seine Gäste, aber wenn der Anlaß hierzu auch ein noch so feierlicher ist, die Liebenswürdigkeit der Herzogin Hohenberg führt rasch über alles Zeremoniöse hinweg und ihre warme Herzlichkeit überträgt sich bald auf den Kreis der Geladenen, so daß selbst solchen Festlichkeiten der Zug in das Gemütliche nicht abgesprochen werden kann.

Das Bild des zukünftigen Kaisers von Österreich wäre kein vollständiges, wenn man nicht auch die religiöse Seite beleuchtet hätte. Vielleicht in keinem Belange als wie gerade in diesem ist Erzherzog Franz Ferdinand so oft und so grundfalsch verzeichnet worden. Als der „schwarze Prinz“ wurde er ausgeschrieen und auch heute gilt er weiten Kreisen als einer der Schwärzesten der Schwarzen. Nichts ist unrichtiger als das. Erzherzog Franz Ferdinand, der seit jeher ein Feind des Muckertumes war, ist ein durchaus moderner und dem Fortschritte wahrhaftig nicht abgeneigter Fürst, aber er ist gleich seinem Onkel, dem regierenden Kaiser Franz Josef, ein gläubiger Christ und Katholik, wie es im habsburgischen Hause eben Tradition ist. Dies darf nicht verwechselt werden. Und gerade diejenigen, welche die Meinung haben, daß die Religion Privatsache sei, sollten doch auch den Monarchen und den Mitgliedern der regierenden Häuser daraus keinen Vorwurf machen, wenn dieselben für ihren Teil gläubige und gottergebene Menschen sind. Aus dieser seiner Gesinnung hat Erzherzog Franz Ferdinand niemals einen Hehl gemacht und er hält strenge darauf, daß seine Kinder eine religiöse Erziehung erhalten. Das Weih-

nachtsfest wird daher im Belvedere mit ganz besonderem Glanze gefeiert und es gibt an diesem Tage Niemanden im ganzen Schlosse, welcher von dem Thronfolger und seiner Gemahlin nicht beschenkt werden würde. Selbst die Soldaten der Schloßwache sind davon nicht ausgenommen, auch ihnen läßt der Thronerbe den Weihnachtsbaum anzünden und hat für jeden eine Überraschung. Lange vor dem Weihnachtsabend kann man die Herzogin von Hohenberg entweder allein oder in Begleitung ihres Gemahls durch die Straßen der Stadt von einem vornehmen Laden zu dem anderen fahren sehen, wo sie die zahllosen Geschenke, die sie zu machen gedenken, auswählen. Für die erzherzoglichen Kinder wird im Belvedere eine Riesentanne aufgestellt und die Schmückung des Christbaumes geht unter der Leitung der Herzogin von Hohenberg vor sich, welche eigenhändig die Geschenke für ihre Lieblinge und ihren Gemahl unter den Weihnachtsbaum legt. Weihnachten ist in Belvedere das Fest der Freude und wird nie wo anders gefeiert als in dem der erzherzoglichen Familie so lieb gewordenen Belvedere. Und wenn man auch im Winter auf der Zauberinsel Brioni, die der Thronfolger so liebt, oder sonstwo weilen sollte, kommt die Weihnachtszeit, dann drängt alles heim in die trauten Räume des Belvederes, sehnt sich alles nach dem Aufblitzen der Lichter am Weihnachtsbaum ...

Der Werdegang, den Erzherzog Franz Ferdinand genommen, läßt darauf schließen, was Österreich-Ungarn und dessen Völker von ihrem zukünftigen Herrscher zu erwarten haben. Was da in der Stille des Belvederes herangereift ist, verspricht Köstliches und Gutes. Die habsburgische Monarchie wird noch einer starken, beharrlichen und tatkräftigen Hand bedürfen, denn es will scheinen, daß sie schweren Tagen entgegengeht und die Zeit der Prüfungen für sie noch nicht vorüber ist.

IV.

Erzherzog Karl, der nächste Thronerbe.

„Erz Karl" — Erinnerungen an seinen Vater Erzherzog Otto — Der schönste Erzherzog — Erbfolgeumtriebe — Der versuchte Bruderzwist — Aus Erzherzog Karls Kinderzeit — Seine Erziehung — Deutsch und ungarisch bei Hof — Erzherzog Karl als Prüfling — Bei den Schotten — Erzherzogin Maria Josepha — Die Erzherzogin als Gattin und Mutter — „Erz Karl" muß zum Militär einrücken — Der Erzherzog als Sohn — „Erz Karl" als Offizier — Sein Unfall am Eislaufplatz — In Sorgen um die Mutter — „Erz Karls" Soldatenliebe — Eine Szene am Payerbacher Bahnhof — Erzherzogin Zita — Aus dem Leben im Schlosse Schwarzau — Erzherzog Karl Franz Josef ein Liebling der Wiener — Wie oft die Fama ihn verlobte — Wie Erzherzog Karl die Prinzessin Zita freite — Die Hochzeitsfeierlichkeiten im Schlosse Schwarzau — Eine Liebesheirat in optima forma — Wohlwollende Ratschläge und unsinnige Gerüchte — Ein Wort des greisen Kaisers — Die „Weltreise" nach Kolomea.

Ein merkwürdiger Zufall scheint den Usus einbürgern zu wollen, daß sich die habsburgische Kaiserkrone nicht direkt von Vater auf Sohn, sondern von Onkel auf Neffen vererbt. In den drangvollen Sturmtagen des Jahres 1848 ging die Krone Habsburgs, als der kinderlose Kaiser Ferdinand das Szepter aus seinen müden schwachen Händen legte, auf seinen Neffen, den heutigen Kaiser Franz Josef über, den ein trauriges Geschick seines einzigen Sohnes beraubte, so daß sich zum zweiten Male die Thronfolge von Onkel

auf Neffen übertragen wird. Aber auch der nächste Thronerbe wird nicht einer der Söhne des zukünftigen Kaisers, sondern wieder ein Neffe desselben sein: Erzherzog Karl Franz Josef oder „Erz Karl“, wie man den jugendlichen Sohn des verstorbenen Erzherzogs Otto in den Wiener Hofkreisen kurz zu nennen pflegt.

Erzherzog Karl wurde im Jahre 1887 geboren und der jugendliche Prinz, an den sich schon lange allerlei Hoffnungen, Wünsche und Intrigen knüpften, steht heute im Alter von fünfundzwanzig Jahren. Sein Vater Erzherzog Otto, ein Bruder des Thronfolgers Franz Ferdinand, war der populärste Mensch seiner Zeit. Namentlich Wien, das lebenslustige Wien und die Frauen schwärmten für diesen Erzherzog, den man den schönsten Erzherzog nannte und als den schneidigsten Reitergeneral pries. Im Volke kannte man ihn, wie man den Kronprinzen Rudolf kannte, man lachte, wenn man von seinen vielen tollen Streichen hörte und verzieh ihm alles. Wenn er durch die Hauptallee des Praters seinen Viererzug lenkte oder auf feurigem Rosse in der Reiterallee dahinsprengte, dann jubelte ihm alles zu, dem schönen oder schönsten Prinzen, der ein echter Wiener war und so gar keinen Stolz kannte. Seine lustigen Soldatengeschichten und die galanten Veranstaltungen auf seinem Lieblingssitze Schönau bei Baden bei Wien, waren in aller Leute Mund, aber wie gesagt, diesem Prinzen verzieh man alles und es gab nichts, das man ihm nicht verziehen hätte. Er war Wiener durch und durch, sprach den Wiener Dialekt mit dem nasalen Ton des österreichischen Aristokraten und sein Erstgeborener, Erzherzog Karl Franz Josef, war nicht sein Sohn, sondern sein lieber „Bub“! Wie lachte man damals in Wien, als man von jener köstlichen Episode hörte, die sich auf der Freiung vor dem Schottengymnasium

abgespielt und einer sehr hochgeborenen, auf ihren Adelstitel sehr stolzen Gräfin eine so gründliche Abfuhr seitens des Erzherzogs Otto eingetragen hatte. Das Schottengymnasium ist sozusagen das Gymnasium der obersten Zehntausend Wiens. In den Schülerlisten wimmelt es nur so von Grafen und Baronen. Auch Erzherzog Karl Franz Josef besuchte das Schottengymnasium und nicht selten geschah es, daß unter den Lakaien, Erziehern und Eltern, die vor der Schulpforte nach Schluß des Unterrichtes auf die jungen Herren warteten, auch Erzherzog Otto sich befand, der gleichfalls gekommen war, seinen „Buben“ abzuholen. Eines Tages traf er dort mit einer Gräfin zusammen, die er kannte und die ihres Sohnes harrte, der ebenfalls bei den Schotten studierte. Der junge Graf kam mit seiner Klasse heraus, begrüßte die Mutter, welche ihren Sohn dem Erzherzog mit den Worten: „Mein Sohn Graf X . . . .“ vorstellte. Gleich darauf kam der Erzherzog Karl Franz Josef die Treppe herunter. Erfreut stürzte er auf seinen Vater zu, welcher seinen Sohn und künftigen Erben der habsburgischen Kaiserkrone jetzt der Frau Gräfin vorstellte. Einfach sagte er zu ihr: „Und das ist mein Bub!“ Der „Bub“ gab dem jungen Herrn Grafen die Hand und gleich darauf fuhren die kaiserlichen Prinzen in der Hofequipage davon, die verdutzte Frau Gräfin X mit ihrem Sohne zurücklassend.

Dieser „Bub“ war noch keine drei Jahre alt, als sich schon allerlei Hoffnungen an ihn knüpften und man in ihm den zukünftigen Kaiser zu erblicken glaubte. Im Jahre 1889 war Kronprinz Rudolf gestorben und von diesem Augenblicke an war die Thronfolgerfrage auf der Tagesordnung, tauchten Gerüchte über Gerüchte auf, die sich schließlich zu förmlichen Intrigen verdichteten. Erzherzog Franz Ferdinand war da-

mals noch unvermählt und die Welt, welche den in der Stille seiner Studierstube lebenden Prinzen nicht kannte, wollte wissen, daß er auf den Thron nicht aspiriere und bereit sei, zu Gunsten seines kleinen Neffens Karl Franz Josef auf die Thronfolge zu verzichten. Als Erzherzog Franz Ferdinand später erkrankte und sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit aus Österreich zurückzog, nachdem er seine militärischen Stellungen zurückgelegt hatte, da war man erst recht davon überzeugt, daß sich die Vorgänge aus dem Jahre 1848 wiederholen und dem greisen Kaiser Franz Josef sein jugendlicher Neffe Karl Franz Josef in der Kaiserwürde nachfolgen werde. Das waren Anfangs nur Gerüchte und diese Gerüchte umschwärmten auch den Augarten, in dessen Palais Erzherzog Otto mit seiner Gemahlin Maria Josepha und seinen beiden Söhnen Karl und Maximilian residierte. Als es sich mehrfach ereignete, daß Erzherzog Otto an Stelle seines erkrankten Bruders und präsumtiven Thronfolgers den Kaiser bei festlichen Anlässen vertrat, verdichteten sich die Gerüchte zu einer ganz merkwürdigen Aktion. Die Krankheit des Thronfolgers Franz Ferdinand wurde zu einer unheilbaren ausgeschrieen, man sprach von Antipathie des Kaisers gegen diesen seinen Neffen und an den Erzherzog drängten sich Personen und Einflüsse heran, welche ihn zu einer Aktion gegen seinen erkrankten Bruder aufzustacheln versuchten. Ein Bruderzwist sollte im Hause Habsburg herbeigeführt und Erzherzog Otto oder sein Sohn Erzherzog Karl Franz Josef auf den Schild gehoben werden. Man meinte, Otto müsse den jetzigen Augenblick benutzen, damit der Kaiser entweder ihn oder seinen Sohn Karl zum Thronfolger proklamiere. Solange diese Gerüchte nur Gerüchte waren, lächelte Erzherzog Otto über dieselben, als sie sich zu einer Intrige aber verdichteten, in deren Mittelpunkt

man ihn zu zerren suchte, lehnte er sich energisch gegen die Zumutung auf, seinem Bruder die Erbfolge streitig zu machen und erklärte klar und deutlich, daß nur „Franzi“ für den Thron in Betracht komme. Aber die Aktion, an deren Spitze ein seither verstorbener Kirchenfürst stand, war schon im Rollen und gegen den Thronfolger Franz Ferdinand brach ein publizistisches Kesseltreiben los, in welchem er als Feind der Deutschen und Magyaren, als Pfaffenknecht und Finsterling verschrieen und für die Proklamierung seines Bruders Otto oder dessen Sohn Propaganda gemacht wurde. Wer weiß, wie diese Aktion ausgegangen wäre, wenn Erzherzog Otto seinem Bruder nicht so mannhafte und edle Treue bewahrt hätte. Weit wies er alle Versuchungen, die an ihn herantraten, von sich ab, brachte die gegen Franz Ferdinand gerichtete Aktion zum Schweigen und überzeugte bald ganz Österreich, daß ein Anfachen eines Bruderzwistes im Hause Habsburg unmöglich sei. Dieses sein Verhalten in den um die Thronfolge gesponnenen Intrigen, ist vielleicht der schönste Zug seines Lebens und daran darf man wohl nicht vorübergehen, zumal dem toten Erzherzog Otto, dessen Ende ein so schreckliches war und der sein Hineinstürmen in das Leben und dessen Freuden so furchtbar büßen mußte, so viele Steine und Anklagen in das frühe Grab nachgeschleudert wurden.

Jedenfalls, Erzherzog Karl Franz Josef stand von allem Anbeginnen im Mittelpunkte des Interesses und als sein Oheim Erzherzog Franz Ferdinand seine Ehe mit Gräfin Sophie Chotek schloß, war er ja wirklich zum kommenden Thronerben aufgerückt. Wien verhätschelte den kleinen Erzherzog, der sozusagen vor unseren Augen aufwuchs und interessierte sich für alle seine kleinen Kindersorgen. Wie er spielte und lernte, das alles rief lebhaftes Interesse hervor

und wenn Ottos lieber „Bub“ zum kaiserlichen Großoheim in die Hofburg oder in das Schönbrunner Lustschluß befohlen wurde, um vor dem greisen Monarchen Proben über die gemachten Fortschritte abzulegen, dann fand er immer vor dem Schlosse eine dichte Menschenmenge vor, die des kleinen Prüflings willen gekommen war und ihn herzlich begrüßte. Insbesondes eines interessierte die Wiener aufs lebhafteste, nämlich die Frage, welche Landessprachen der junge Erzherzog erlernt. Daß im Hause des Erzherzogs Otto ebenso wie im Hause des Kaisers und des Thronfolgers Deutsch die Umgangssprache war, wußte man, wie es auch bekannt war, daß sich Erzherzog Otto als Deutscher fühlte. Desto lebhafter war die Neugierde nach den Sprachkenntnissen des kleinen Erzherzogs Karl Franz Josef. Lernt er böhmisch, lernt er ungarisch? waren die Hauptfragen. Du lieber Himmel, so ein zukünftiger Kaiser der vielsprachigen habsburgischen Monarchie muß alle Sprachen seiner Völker lernen und vom Kaiser Franz Josef und dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand ist es bekannt, daß sie alle diese Sprachen beherrschen. Dem zukünftigen kleinen Thronerben „Erz Karl“ blieb daher ebenfalls nichts anderes übrig als alle diese Sprachen der Reihe nach zu erlernen. Ungarisch, das Kaiser Franz Josef sehr gut spricht, war die erste der verschiedenen Landessprachen mit welchen sich der „Bub“ Ottos sein kleines Köpfchen zerbrechen mußte. Als er zehn Jahre zählte, konnte er ungarisch, wenn auch noch mangelhaft, aber immerhin schon sprechen und sein kaiserlicher Großoheim war es, der ihn selbst in dieser Sprache eines Tages unvermutet prüfte. Es ist das eine der allerliebsten Prinzengeschichten, deren Bekanntwerden seinerzeit in Ungarn großes Entzücken hervorgerufen hatte. Der Kaiser hatte den zehnjährigen „Erz Karl“ in die Hofburg kommen lassen, um sich

von dem Fortschritte desselben in allen Unterrichtsfächern zu überzeugen. Der junge Prinz erschien stramm in seiner Matrosenkleidung bei dem Monarchen. Trotz seiner großen Kourage aber geriet er anfangs ein wenig außer Fassung, als ihn der Kaiser in ungarischer Sprache anredete, worauf er offenbar weder gefaßt noch vorbereitet war. Doch er faßte sich bald ein Herz und beantwortete die Fragen des Kaisers sodann in einem ganz fließenden und ziemlich korrekten Ungarisch, was den Monarchen veranlaßte, dem jungen Prinzen seine Anerkennung auszusprechen und ihn zum weiteren fleißigen Studium des Ungarischen anzufeuern. Diese Diskussion in ungarischer Sprache im Arbeitszimmer der Hofburg war übrigens eine Seltenheit, nachdem der Kaiser immer deutsch spricht und sich auch im Verkehre mit den ungarischen Ministern der deutschen Sprache bediente. Nur einmal, als Baron Banffy ungarischer Ministerpräsident wurde, von welchem es bekannt war, daß er nicht gut deutsch sprach, machte der Monarch eine Ausnahme und leitete die Konversation mit seinem neuen Premier in ungarischer Sprache ein. Baron Banffy erlaubte sich aber, wie er mir erzählte, Se. Majestät zu unterbrechen und zu sagen: „Belieben Ew. Majestät nur deutsch zu sprechen; ich werde mich bemühen, die deutsche Sprache besser zu erlernen!“

Erzherzog Karl Franz Josef, der Sohn des lebenslustigen Erzherzog Otto, hat den größten Teil seiner Jugend an der Seite seiner Mutter, der Erzherzogin Maria Josepha verlebt, welche so ganz das Gegenteil ihres ewig-heiteren Gemahls war. Siebzehnjährig kam Maria Josepha aus der Stille des sächsischen Hofes nach Wien. Man weiß, in welch' strenger Abgeschlossenheit der sächsische Hof unter König Georg dahinlebte, welch' tiefreligiöse Anschauungen an demselben herrschten und wie sie und ihre Geschwister von

diesen durchdrungen waren. Ihr Bruder Max hatte sogar der weltlichen Laufbahn entsagt und das Priesterkleid genommen. Die junge sächsische Prinzessin vermochte sich daher in das Wiener Milieu, das sie vorfand, nur schwer einzuleben und ihre rigorosen Lebensauffassungen standen in schroffem Gegensatze zu jenen, denen ihr sonniger, nach dem Becher der Freuden verlangende Gemahl huldigte. Sie strebte daher nach stiller Zurückgezogenheit, ging in der Sorge für ihre beiden kleinen Söhne, der Erzherzöge Karl und Max auf und huldigte ihrer Lieblingsbeschäftigung der Malerei. Im Augartenpalais in Wien und in der Villa Wartholz, die ihr nach dem Tode des Erzherzogs Karl Ludwig zur Verfügung gestellt war, konnte man sie stundenlang im Leinenkittel der Maler vor ihrer Staffellei sehen. Dieses zurückgezogene Leben fand aber zum Leidwesen der Erzherzogin Maria Josepha ein rasches Ende. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth und dem Ausscheiden der Kronprinzessin-Witwe Stephanie, die den Grafen Lonyay geheiratet hatte, aus dem habsburgischen Erzhause, avanzierte sie zur ersten Dame des Hofes und mußte nun in den Trubel des Hoflebens eintreten. Bei allen Hofbällen erschien sie am Arm des Kaisers, an allen festlichen Empfängen mußte sie teilnehmen und die vielen Monarchenbesuche nötigten sie, immer wieder aus der Villa Wartholz oder aus Miramare, wohin sie sich flüchtete, um sich und ihren Kindern allein leben zu können, nach Wien zu kommen und den Repräsentationspflichten genüge zu leisten. Damals erst wurde sie dem großen Publikum bekannt, das mit schmerzlichem Gefühle auf die schlanke, blauäugige Dame mit dem reichen blonden Haarschmuck blickte, die nach Österreich kam, ihr Glück zu suchen und nicht zu finden und der wir doch den künftigen Thronerben zu verdanken haben.

Die Erziehung, welche Maria Josepha ihren Söhnen Karl und Max angedeihen ließ, war eine sehr sorgfältige und insbesonders suchte sie, den religiösen Geist, der sie selbst so heiß durchströmte, in die jungen Kinderherzen zu verpflanzen. Die beiden ersten Erzieher der erzherzoglichen Knaben waren Graf Georg Wallis, der spätere Kommandant der kaiserlichen Leibgarde, ein altösterreichischer Aristokrat, dem man hohe Bildung und ruhige Überlegenheit nachrühmte, sowie Baron Mattencloit, einer der tüchtigsten österreichischen Offiziere. Wenn die Wahl, welche man diesbezüglich getroffen hatte, auch eine glückliche zu nennen war, so ließ es sich die Erzherzogin doch nicht nehmen, alle Maßnahmen der Erzieher zu überprüfen und ihre Söhne möglichst eng unter ihrem mütterlichen Schutz zu halten. In Reichenau sah man sie immer in Begleitung ihrer beiden Söhne, die sie nie von sich lassen wollte und darum schon lange vorher vor dem Augenblick bangte, da Erzherzog Karl Franz Josef ihrer Mutterhand entwachsen sein wird. Diese Grenze tritt nach den am österreichischen Hofe geübten Traditionen mit dem erreichten siebzehnten Lebensjahr ein, in welchem Alter jeder kaiserliche Prinz in die Armee eingereiht wird.

Für Erzherzogin Maria Josepha und den „Erz Karl“ war mit dem Herbste des Jahres 1905 der Tag des Scheidens gekommen. Erzherzog Karl Franz Josef war als Leutnant den Siebener Dragonern, die in Brandeis in Böhmen in Garnison lagen, zugeteilt worden und mußte die ferne Garnison beziehen. Das waren für seine Mutter schwere Stunden, die sich gar nicht darein schicken wollte, ihren Ältesten, den sie täglich und stündlich um sich gehabt hatte, allein in die Welt und ihre Gefahren hinauszulassen. Zärtlich nahm sie von dem Sohne Abschied, wie es in dem weiten Reiche zur Zeit der Einrückung zum Militär so viele

Mütter tun mußten, ermahnte ihn, brav zu bleiben und ihrer nicht zu vergessen. Der Sohn gelobte, recht oft, so bald es nur der Dienst erlaube, zu ihr auf Besuch zu kommen und dann ging es fort in die ferne Garnison. Freilich, dem Soldatenhandwerk allein, konnte sich „Erz Karl", der damals ein schlanker, hochaufgeschossener Jüngling war, nicht widmen, denn er hatte ja noch einen anderen Beruf, auf den er sich vorbereiten mußte: aufs Kaiserwerden. Neben dem Reiten, Fechten und dem Erlernen des Exerzierreglements hieß es auch noch, die verschiedenen Fächer der Wissenschaften studieren und ein Heer von Lehrern erschien auf dem Plan. Professor Braf, der gegenwärtige Ackerbauminister und Schwiegersohn des großen tschechischen Politikers Ladislaus Rieger, trug ihm Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Handelspolitik vor, Professor Ott kanonisches und Kirchenrecht, Professor Albrich und Professor Pfaff weihten ihn in die Rechtswissenschaften ein. Alle seine Lehrer stellten dem jugendlichen Erzherzog das Zeugnis eines sehr talentierten und sehr fleißigen Schülers aus und der Ernst, mit welchem er an seine Aufgabe schritt, scheint offenbar ein Erbteil seiner Mutter gewesen zu sein, für welche er bis heute eine schwärmerische Verehrung im Herzen bewahrt hatte.

Sein Gelöbnis, zur Mutter zurückzukehren, so oft es der Dienst nur gestattet, hielt er pünktlich ein. Schon zu Weihnachten pochte er an die Türe des Augartenpalais. Er wußte, wie heilig Mütterchen dieses Fest hielt und wollte sie an diesen Tagen nicht allein mit seinem kleinen Bruder Max lassen. Er nahm daher Urlaub und eilte spornstreichs in Mütterchen Arme. Stolz war er auf seinen Offiziersrock und das goldene Portepee und um die Mittagszeit, wenn sich der große Korso über Graben und Kärntnerstraße schob,

konnte man den jungen Prinzen glückstrahlend unter der heiter plaudernden Menge einherspazieren sehen, er zeigte sich seinen Wienern im Glanze des neuen Offizierskleides, die ihn als Knaben im Matrosenanzug und später als Jüngling mit steifem Hut und dem breiten weißen Umlegkragen gekannt und gehätschelt hatten. Forschenden Auges musterten die Herren und Damen den jungen Prinzen, grüßten herzlich. Welch' stattlicher Offizier war doch aus dem süßen „Buben" des unvergeßlichen Reitergenerals Otto geworden. Er hatte die schlanke biegsame Gestalt und das sonnige, ewig heitere Gemüt seines Vaters, des schönsten Erzherzogs geerbt, doch gemildert durch den streng-religiösen Sinn und den hohen Lebensernst seiner Mutter, so daß sein Leben in ruhigen, glatten Bahnen dahin lief und frei blieb von dem Überschwang, der seinem unglücklichen Vater zum Verderben war und den Pharisäern die erwünschte Gelegenheit darbot, über ihn den Stab zu brechen . . . Nicht nur Maria Josepha, sondern auch ganz Wien empfand an jenen Weihnachtstagen Freude und Stolz, daß „Erz Karl" als blühender, fescher Offizier in ihre Mitte zurückgekehrt war.

Leider sollte diese Freude bald darauf eine bittere Trübung erfahren. „Erz Karl" war ein passionierter Schlittschuhläufer und besuchte in seinen Knaben- und Jünglingstagen regelmäßig den Wiener Eislaufverein, wo er bereits ein alter Bekannter war. Der Neujahrstag 1906 war ein idealer Tag für Schlittschuhläufer. Glänzend stand die Sonne am endlos blauen Firmament und die trockene, scharfe Kälte schuf eine Eisbahn, wie sie sich idealer nicht denken ließ. Was Wunder, daß auch „Erz Karl" am Nachmittag seine Schlittschuhe vom Haken nahm und zum Eislaufverein wanderte, um wieder einmal an altgewohnter Stätte seinem liebgewordenen Sport nachzugehen. Das herrliche Wetter

hatte natürlich eine ungewöhnlich große Anzahl von Sportlustigen auf die Eisbahn hinausgelockt und nachdem an diesem Tage überdies auch noch die Schulen geschlossen waren, so stellte die Schuljugend ein weiteres Kontingent eifriger Schlittschuhläufer, das sich in wilder Lust auf der glatten Fläche herumtummelte. Erzherzog Karl Franz Josef, der nie wollte, daß für ihn Extrabestimmungen gemacht werden und es liebte, unerkannt zu bleiben oder zum mindesten gleich den anderen behandelt zu werden, mengte sich sogleich unter die fröhliche, lachende Schar der Sportlustigen und blieb in der Tat vielen, namentlich der Schuljugend, unbekannt, die ihn in seiner Uniform für nichts anderes als einen einfachen Leutnant hielt. „Erz Karl" absolvierte zuerst mit dem Sohne des General-Intendanten Freiherrn v. Plappart, den er zufällig am Eis getroffen hatte, ein paar Runden, um sich dann von ihm zu trennen und eine kurze Strecke allein zu laufen. Da begegnete er einem anderen Bekannten, dem Grafen Szechenyi. Der Prinz begrüßte den Grafen, reichte demselben die Hand und begann angelegentlich mit ihm zu plaudern. In diesem Augenblick kam ein Schuljunge, einer aus der so gefürchteten Gilde der wilden Läufer, in rasendem Tempo angefahren und stieß den Erzherzog so heftig von rückwärts an, daß dieser zu Fall kam. Graf Szechenyi und Freiherr v. Plappart, die den Erzherzog stürzen sahen und gleich zur Stelle waren, bemühten sich um den Gestürzten und wollten ihn aufheben. Erzherzog Karl Franz Josef wehrte zuerst ab und meinte lächelnd: „Es ist ja nichts geschehen!" Aber bald merkte er, daß er nicht im Stande sei, sich aus eigener Kraft zu erheben, auch fühlte er im rechten Bein erhebliche Schmerzen. Graf Szechenyi und Freiherr v. Plappart hatten den Prinzen inzwischen wohl aufgerichtet, allein derselbe konnte sich nicht

auf den Füßen halten, so daß man ihn in den für Hilfeleistungen reservierten Saal tragen mußte, von wo aus der diensthabende Polizeikommissär die Rettungsgesellschaft telephonisch berief. „Erz Karls" erste Gedanken aber waren trotz des Schmerzes und der Ungewißheit über sein Schicksal, bei seiner Mutter, der Erzherzogin Maria Josepha. Ausdrücklich ermahnte er den Polizeikommissär, als dieser ans Telephon ging, „ja nichts seiner Mutter zu melden, da sie sonst erschrecken könnte".

Gleich darauf war das Ambulanzautomobil der Rettungsgesellschaft mit dem Inspektionsarzt Dr. Zornlaib und drei Sanitätsdienern beim Eislaufplatze angelangt. Dr. Zornlaib fand den Erzherzog auf einer improvisierten Lagerstätte gebettet und konstatierte einen Beinbruch und zwar eine einfache Fraktur des rechten Unterschenkels. Der Inspektionsarzt legte dem Erzherzog sofort einen Verband an, nachdem er das gebrochene Bein wieder eingerichtet hatte, konnte aber weder eine äußere Verletzung noch einen Chok oder sonst eine Aufregung des von dem Unfall Betroffenen feststellen. Im Gegenteil, der Erzherzog ließ mit heroischer Seelenruhe alles über sich ergehen und als er hörte, daß er sich das Bein gebrochen hatte, quälte ihn nur eines: wie werde ich das meiner Mutter mitteilen, ohne daß sie erschrickt? Der Inspektionsarzt hatte die Überführung des Erzherzogs mittelst Automobil der Rettungsgesellschaft in das Augartenpalais angeordnet — welches Entsetzen würde die Erzherzogin Maria Josepha ergreifen, wenn sie plötzlich den Krankentransport sehen und der Sohn, den sie kurz vorher so gesund entlassen, auf der Krankenbahre heimgebracht werden würde? Nach langem Überlegen beschloß „Erz Karl", seinen jüngeren Bruder Max, welcher in Begleitung seines Erziehers, des Grafen Wallis, gleichfalls auf

die Eisbahn gekommen waren, mit diesem und dem Grafen Chorinsky vorher in das Augartenpalais zu entsenden und seiner Mutter schonend von dem Unfall, der ihm passierte, Kenntnis zu geben und sie auf seinen traurigen Einzug vorzubereiten. Erzherzog Max und die Grafen Wallis und Chorinsky fuhren ab, worauf sich „Erz Karl" in das Auto der Rettungsgesellschaft hinunter tragen ließ. Während der Fahrt in das Augartenpalais war er ziemlich heiter, da er glaubte, sein Bruder und die beiden Grafen werden ihre Mission geschickt durchführen und seine Mutter überzeugen, daß es sich nur um eine — Kleinigkeit handle. Aber eines drückte ihn doch noch, nämlich, wie lange die Heilung des gebrochenen Beines wohl dauern könnte? Während der Fahrt erkundigte er sich bei dem Inspektionsarzt, der neben ihm im Auto Platz genommen hatte, darnach und als dieser meinte, es werde jedenfalls mehrere Wochen dauern, bis der Erzherzog wieder gehen könne, wurde Erz Karl traurig. Den Kopf schüttelnd meinte er seufzend: „Ach Gott, so lange den Dienst vernachlässigen müssen!"

Erzherzogin Maria Josepha hatte die Verunglückung ihres Sohnes mit Entsetzen erfüllt, aber sie faßte sich rasch und traf sogleich alle Vorkehrungen für den Empfang ihres armen Lieblings. Telephonisch wurde Professor Doktor Hochenegg, der Hausarzt Primarius Dr. v. Gleich und der Chefarzt der Rettungsgesellschaft kaiserl. Rat Dr. Charas in das Augartenpalais berufen und als man den verunglückten Erzherzog auf der Bahre die Treppe emportrug, eilte ihm die besorgte Mutter angstvoll entgegen und beruhigte sich erst, als ihr der Patient lächelnd die Hand küßte und heiter sagte: „Habe keine Angst, Mama, es ist mir nicht viel geschehen!"

Der Erzherzog wurde nun entkleidet und zu Bette ge-

bracht. Professor Hochenegg untersuchte den Patienten, fand den Verband vollkommen korrekt und ordnete an, daß dieser bis auf weiteres intakt zu bleiben habe. Ruhig ließ der Erzherzog alles über sich ergehen, fügte sich willig in alle Anordnungen der Ärzte, dann aber fragte er den Chefarzt Dr. Charas lächelnd: „Aber jetzt, Herr Doktor, nachdem ich so brav war, erlauben Sie mir doch eine Zigarette?" Chefarzt Dr. Charas willigte natürlich ein und offerierte dem Erzherzog eine Zigarette, die dieser mit großem Behagen rauchte. Wie Dr. Charas damals versicherte, hatte er noch wenige Patienten gehabt, die ihr Malheur und ihre Schmerzen mit solcher Ruhe und Heiterkeit ertrugen, wie der junge „Erz Karl". Der Heilungsprozeß schritt übrigens rasch vorwärts, woran der aufopfernden Pflege, welche die Erzherzogin Maria Josepha ihrem Sohne angedeihen ließ, ein großer Anteil zukam. Tag und Nacht wich sie nicht von seinem Krankenlager und die ersten Gehversuche unternahm der Erzherzog am Arme seiner Mutter. Kaum daß Erzherzog Karl Franz Josef wieder hergestellt war, reiste er sofort zu seinem Regimente nach Brandeis zurück und meldete sich zum Dienstantritte. Er ist gemäß der habsburgischen Tradition Soldat durch und durch und hängt mit besonderer Liebe an dem österreichischen Soldatenstand. Er ist in dieser Beziehung ein wenig Lokalpatriot. Die österreichische Offiziersuniform scheint ihm die schönste zu sein, die in der österreichischen Armee üblichen Gebräuche die besten und zu seinem greisen Großonkel, den regierenden Kaiser sieht er mit einer Verehrung und heiligen Scheu auf, wie der letzte im Reiche. Er kann sich keinen schöneren und erhabeneren Augenblick vorstellen, als wenn sich die österreichischen Fahnen vor der ehrwürdigen Gestalt des Kaisers, nach dem er den Namen trägt, senken und die Militärkapellen die österreichische

Volkshymne intonieren. Das begeistert ihn und läßt ihm sein Herz aufgehen.

Erzherzog Karl Franz Josef ist mit Lust Soldat und erinnert auch darin lebhaft an seinen Vater, den verstorbenen schönsten Erzherzog, der jeden einzelnen Mann ehrte, weil er in ihm ein Mitglied der Armee, die er so liebte, sah und sich sagte, daß sie alle zusammen dieselbe erst ausmachen. Er kannte darum keinen Stolz und als einmal im Brucker Lager ein Soldat seines Regimentes so unglücklich vom Pferde stürzte, daß er liegen blieb, war es Erzherzog Otto, der dem Verunglückten als erster beistand und vom Boden aufzuheben versuchte. Als sich die Verletzung der Verunglückten so schwer erwies, daß seine Übertragung ins Feldlazarett sich als unabweislich herausstellte, ließ Erzherzog Otto rasch eine Tragbare bringen, auf welche man den verunglückten Soldaten legte. Drei Träger waren zur Hand, ein vierter fehlte aber. Da griff der Erzherzog selbst zu und trug den Mann weg. Man kann sich das Aufsehen denken, das dieser Krankentransport machte: auf der Bahre ein verunglückter Soldat, ein „Gemeiner" und als Träger drei Sanitätssoldaten und ein General, der überdies noch ein Erzherzog war. An diesen Krankentransport hatte der unglückliche Otto, der die Armee so geliebt hatte, vielleicht gedacht, als es mit ihm zu Ende ging, denn sein letzter Wunsch war, daß sein Leichnam nicht von Hoflakaien, sondern von Soldaten zur letzten Rast getragen werden möge . . . An diesen glänzenden Soldaten muß man denken, der keinen Rangunterschied kannte, wenn man die vielen amüsanten Geschichtchen hört, die sich in Brandeis und anderen Orten abgespielt haben und Ottos „Buben", den zukünftigen Thronfolger Erzherzog Karl, inmitten der Soldaten und Offiziere als einen Kameraden zeigt, der nichts anderes sein will als eben ein —

guter Kamerad. Obgleich er sich schwer und ungern von seinem Regimente und dem gewohnten Dienst trennte, so kam er in den nächsten Jahren doch oft auf Urlaub nach Wien oder Reichenau, um seine Mutter zu sehen. Ich war einmal Zeuge eines solchen Wiedersehens. Wie einfach und ohne allen höfische Zerremonien sich das abspielte. Es war zur Pfingst- oder zur Osterzeit, ich erinnere mich des Datums nicht mehr genau. Ort der Handlung: der Bahnhof in Payerbach, der dicht gedrängt von Touristen war, welche auf den vom Semmering kommenden Zug warteten, um wieder heim in das Wiener Häusermeer zu eilen. Unter den mit Rucksäcken bepackten Menschen, unter welchen auch einige Bauersleute hin- und herdrängten, schritt eine Dame in einfacher Witwenkleidung auf und nieder. Es war die Erzherzogin Maria Josepha, welche von der nahe gelegenen Villa Wartholz aus Reichenau gekommen war, um den Wiener Schnellzug zu erwarten, welcher ihren Sohn, den Erzherzog Karl Franz Josef, der wieder einmal Urlaub genommen hatte, um mit seiner Mutter ein paar Tage zusammen sein zu können, bringen sollte. Die wenigsten wußten, wer die Frau im Witwenkleide war. Bloß einzelne stießen sich an und raunten einander zu: „Die Erzherzogin!" Da mit einem Male ein Pfiff, alles drängt zum Bahngeleise in der Meinung, der Semmeringer Train komme. Die Menge staut jedoch wieder zurück, als von der entgegengesetzten Seite ein Zug in die Station pustet. „Der Wiener Schnellzug!" sagen alle enttäuscht. Er hält und die Dame im Witwenkleid drängt sich durch die Menge zu einem Coupé erster Klasse, an dessen Fenster die Gestalt eines Leutnants sichtbar wird. Ohne Begleitung, wie es sich für einen einfachen Leutnant ziemt, war der junge Offizier gekommen. Behend springt er die Treppe hinab, eilt auf die Dame im

Witwenkleid zu, küßt ihr die Hände, umarmt sie und gleich darauf verlassen beide Arm in Arm, sich durch die Menge durchringend, den vollgepfropften Perron. Mutter und Sohn, denken alle und freuen sich der einfachen und herzlichen Begrüßung, in welcher so viel Mutter- und Kindesliebe lag. Erst später erfährt man: das war ja Erzherzogin Maria Josepha und „Erz Karl", der zukünftige Erbe der habsburgischen Kaiserkrone.

Bald darauf hörte man aber, daß die häufigen Besuche, die Erzherzog Karl Franz Josef in Wien und Reichenau machte, nicht nur seiner Mutter allein gegolten hatten, sondern daß ihn auch noch eine andere Liebe aus seiner fernen Garnison fortdrängte, die Liebe zu Prinzessin Zita von Parma, an die er sein Herz verloren hatte und die heute als Erzherzogin Zita die glückliche Gemahlin des jungen Prinzen ist und als zukünftige Trägerin der österreichischen Kaiserkrone die erste Stelle am habsburgischen Hof einnimmt. Von der Prinzessin Zita von Parma, der zukünftigen Kaiserin, kann man nicht schweigen, wenn man vom Erzherzog Karl Franz Josef, dem nächsten Thronerben Habsburgs spricht.

Prinzessin Zita von Parma war den Wienern und der großen Öffentlichkeit überhaupt eine völlig Unbekannte und man hörte ihren Namen zum ersten Male, als die Kunde laut wurde, daß „Erz Karl" um ihre Hand geworben hatte. Wie Kaiserin Elisabeth, die Rose von Possenhofen, in der Stille des fernen Starnberger Sees aufgewachsen war und erst als Braut des jungen Kaisers der Öffentlichkeit bekannt wurde, so hatte man auch von der Existenz der Prinzessin Zita keine Kenntnis und niemand konnte ahnen, daß er der zukünftigen Kaiserin von Österreich von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden war, wenn er draußen im Wienerwald

einer lustigen Mädchenschar begegnet war, deren Lachen und Singen Wald und Flur durchdrangen. Nicht weit von Wien, auf halbem Wege zur Villa Wartholz in Reichenau liegt ihr Vaterhaus. In Schwarzau am Steinfelde befindet sich das Schloß des Herzogs von Parma, eine wahrhaft fürstliche Hofhaltung, aber über ihr lag doch der einfache Sinn des heiteren und idyllischen Familienlebens, welcher die Häuslichkeit des Erzherzogs Karl Ludwig so sehr auszeichnete und auf seinen Enkel, den Erzherzog Karl Franz Josef, vielleicht von bestimmender Einwirkung auf die Richtungnahme seiner Herzensgefühle war. Es war eine kinderreiche Ehe, in welcher Herzog Robert von Parma in der Abgeschlossenheit seines Fürstensitzes dahinlebte und die keine Trübungen kannte, da Herzog Robert der beste Vater und Gatte war. Und in diesem Milieu der Heiterkeit und des Familienglückes wuchsen die Kinder des Herzogs Robert heran, zwischen Spiel und Sport, Herzens- und Geistesbildung, in einem unmittelbaren Zusammenleben mit den ewigen Schönheiten und Wundern der Natur. Im jugendlichsten Alter wußten Prinzen und Prinzessinen des Parma'schen Hauses die Flinte zu handhaben, die Rosse zu bändigen und so sehr sie alle der ländlichen Bevölkerung von Schwarzau und Umgebung gute alte Bekannte waren, so wenig kannte sie die übrige Welt. Wie oft fuhren die Parma'schen Kinder im alten Zeiselwagen, dessen Dach sie mit Blumen und Reißig bekränzt hatten, in die zauberhafte Schöne des Wienerwaldes hinaus, wie oft begegneten Wiener Ausflügler diesem Gefährte und winkten den frohen Insassen zu, welche ihrer Herzenslust freien Lauf ließen, indem sie mit voller Kehle die ewig-neuen Volkslieder, die hier zu Lande im Schwung sind, in Gottes freie Natur hinausschmetterten, allein keiner machte sich weitere Gedanken darüber, wer und was die fröhlichen jungen Leute

sein könnten, Niemand konnte denken, daß sich unter dieser blühenden Mädchenschar die zukünftige Kaiserin von Österreich befinden könnte, daß sich just aus diesem Reigen Erzherzog Karl Franz Josef seine Braut und Lebensgefährtin erwählen werde.

Zumal Karl Franz Josef! Auf ihn hatten die Wiener wie auf ihren Augapfel geschaut und sich um sein tägliches Leben so sehr gekümmert, daß er förmlich vor ihren Augen aufwuchs. Als er noch in den Windeln lag, wollte man in ihm schon den kommenden Kaiser sehen und es ist bereits auf die verschiedenen Bestrebungen hingewiesen worden, welche am Werke waren, um den berufenen Thronerben Erzherzog Franz Ferdinand zu verdrängen und dem kleinen Karl den Weg zum Throne freizumachen. Als dann später die Thronfolgefrage in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise geregelt wurde, so daß in dem Erzherzog Karl Franz Josef nunmehr der nächste Thronfolger zu erblicken war, hatte die große Öffentlichkeit eine neue Sorge: die Sorge um die Vermählung des künftigen Thronfolgers. Wer wird seine Lebensgefährtin sein und damit einstmals Kaiserin von Österreich werden? Das war eine Frage, welche die Bevölkerung und alle Kreise und Schichten Österreichs in einem kaum glaublichen Maße beschäftigte und interessierte. Es war förmlich das Tagesgespräch, in den Salons der Hocharistokratie ebenso wie an den Stammtischen der einfachsten bürgerlichen Gesellschaft. Und die Folge von dieser übergroßen Anteilnahme an dem Geschicke des jungen Erzherzogs war, daß vielleicht noch kein Prinz wie gerade er, so oft von der Fama verlobt wurde. Alle im heiratsfähigen Alter stehenden Prinzessinen der verschiedenen europäischen Höfe wurden ihm der Reihe nach zur Braut gegeben, ja, man schreckte sogar vor dem blanken Unsinn nicht zurück, daß

man ihm die Enkelin des Kaisers und Tochter des verstorbenen Kronprinzen Rudolf als Braut zudachte, die um fünf Jahre älter war als er und auch lange vor ihm sich mit den Prinzen Otto zu Windischgraetz verheiratete. Dabei wußte man, daß eine solche Verlobung ein — Lieblingswunsch des greisen Kaisers sei, weil er dadurch doch seinen direkten Nachkommen auf den Thron verhelfen könnte! Jeder Monarchenbesuch, der in Wien erfolgte, war der Anlaß zu neuen Verlobungsgerüchten und die guten Wiener, welche die zukünftige Lebensgefährtin Erzherzogs Karl Franz Josefs und dereinstige Kaiserin auf allen möglichen Fürstenhöfen suchten, konnten wahrhaftig nicht daran denken, daß dieselbe in der Stille eines Wien so nahe und der Öffentlichkeit doch so entrückten Prinzenschlosses herangewachsen war. Zur selben Zeit, als „Erz Karl" seine Wahl schon getroffen und den diversen Heiratsplänen, welche die Allgemeinheit für ihn unablässig schmiedete, ein definitives Ende gemacht hatte, war er von der Fama gerade mit der Tochter des deutschen Kaisers verlobt worden. Die offizielle Verlautbarung seiner Verlobung mit Prinzessin Zita von Parma schlug daher wie eine Bombe ein und anfangs wollte man gar nicht daran glauben. Dann aber wendete sich das ganze Interesse der unbekannten Braut zu und alles fragte: wer ist Prinzessin Zita von Parma eigentlich und wer hat diesen Ehebund gestiftet, eine politische Hand oder der kleine Liebesgott, welcher auch die Herzen der auf den steilsten Höhen des menschlichen Lebens wandelnden Fürsten zu treffen weiß?

Bald wußte man indeß, daß man vor einer Liebesheirat stand, die sich nun zum dritten Male am österreichischen Kaiserhof abspielte. Der jugendliche Kaiser Franz Josef hatte damals sein Herz sprechen lassen, als er die ihm zugedachte Braut ausschlug und um die Hand Elisabeths, der

Rose von Possenhofen warb und sein Nachfolger Erzherzog Franz Ferdinand folgte gleichfalls dem Zuge seines Herzens, indem er die Gräfin Sophie Chotek zu seiner Gemahlin erkor. Nun hatte auch der dritte Habsburger, der jugendliche Erzherzog Franz Josef, welcher bestimmt ist, nach seinem Oheim Erzherzog Franz Ferdinand den kaiserlichen Thron zu besteigen, derjenigen die Hand gereicht, welcher sein Herz und seine Liebe gehörte. Nachdem die Braut einem ebenbürtigen Hause entstammte und Erzherzog Karl Franz Josef daher eine vollgültige Ehe eingehen konnte, hat man in seiner Gemahlin Erzherzogin Zita die künftige Kaiserin zu erblicken, werden aus dieser Ehe, falls dieselbe mit Kindern gesegnet werden sollte, die direkten Nachkommen des habsburgischen Erzhauses ersprossen. Der kleine Liebesroman des Erzherzogs Karl nahm in dem stillen Palais des verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig seinen Anfang, dort hat sie „Erz Karl" zum ersten Mal gesehen. Dort war Prinzessin Zita des öfteren zu Gast, denn das Karl Ludwig'sche Palais in der Wiener Favoritenstraße ist durch verwandtschaftliche Bande mit dem Schlosse des Herzogs von Parma in Schwarzau am Steinfelde verknüpft. Die Großmutter des Erzherzogs Karl Franz Josef ist nämlich eine Tante der Prinzessin Zita und wenn man nach Wien kam, so machte man in der Favoritenstraße regelmäßig Besuch. Namentlich seit dem Jahre 1907, in welchem der Herzog Robert von Parma gestorben war, war dessen Witwe häufig in Wien zu Besuch und in der letzten Zeit zumeist in Begleitung der Prinzessin Zita, welche die Großmutter des Erzherzogs Karl, Erzherzogin Maria Theresia, die, wie schon gesagt gleichzeitig die Tante der jungen Prinzessin war, ungemein lieb gewonnen hatte.

Prinzessin Zita präsentierte sich damals als ein zartes blutjunges Geschöpf, an welchem alles Maienblüte und

Sonnenschein war. Eine schlanke, biegsame Gestalt, das feine Oval des Gesichtchens von verträumten Augen, die den treuen Blick des Rehes haben, beseelt und von dunkelblondem Haar umkränzt, war das heitere und immer zum Lachen aufgelegte junge Geschöpfchen förmlich das Urbild einer prinzlichen Braut. Geistig und seelisch gebildet, war es nicht zu verwundern, daß Erzherzog Karl von den vielen Reizen, die sein kleines Kousinchen ausstrahlte, sogleich gefangen genommen worden war, als er im Salon des Karl Ludwig'schen Palais in der Favoritenstraße, wohin er zum Besuche seiner Großmutter, der Erzherzogin Maria Theresia, gekommen war, der jungen Prinzessin gegenübertrat. Von da ab wußte es Erzherzog Karl so einzurichten, daß auch er im Palais Karl Ludwig oder im Palais Leopold Salvator erscheinen konnte, wenn er wußte, daß Prinzessin Zita dort sein werde. Als im Fasching darauf Prinzessin Zita zum ersten Male an dem Hofball teilnahm, war auch „Erz Karl" zur Stelle und zeichnete die Prinzessin Zita so aus, daß er fast nur mit ihr tanzte. Bald übersiedelte die Herzogin von Parma mit ihrer Lieblingstochter Zita nach ihrem italienischen Witwensitze Schloß Pianore und nicht lange darauf trafen dortselbst — es war im Sommer 1911 — Erzherzogin Maria Josepha und ihr Sohn Erzherzog Karl Franz Josef ein und der junge Prinz trat als Bewerber um die Hand seiner Erwählten vor die Herzogin-Mutter. Im kleinen Familienkreise wurde dann die Verlobung gefeiert und die kleine illustre Gesellschaft, Herzogin Maria Antonia, Prinzessin Zita, Erzherzogin Josepha und „Erz Karl" reisten wieder nach Österreich, respektive nach Schloß Schwarzau und Schloß Wartholz zurück. Rasch entwickelte sich nun alles. Der Liebesidylle und maienhaft verträumten Brautzeit folgte, da der Herbst zur Rüste ging und der winterliche Ernst im

Leben der Natur seinen Anfang nahm, das Wechseln der Eheringe vor dem Traualtar. Es war eine Liebesheirat in optima forma und der greise Kaiser hob diesen Umstand auch deutlich in dem Trinkspruch, mit welchem er die Neuvermählten begrüßte, hervor, indem er sagte: „Erzherzog Karl hat sich die Prinzessin Zita von Parma zur Lebensgefährtin erkoren. Ich beglückwünsche ihn zu dieser Wahl seines Herzens und begrüße Erzherzogin Zita mit inniger Freude als Mitglied meines Hauses."

Die große Öffentlichkeit war paff. Namentlich die Wiener. Da hatte man sich so viele Jahre über den Kopf zerbrochen, um für den „Buben" Ottos eine Gemahlin zu finden, hatte ihn dutzendmale ver- und entlobt und da geht er nun hin, verliebt sich und holt sich seine Braut selbst. Aber schließlich mußte man ihm recht geben und zu seiner selbständigen Wahl beglückwünschen und die ganze Zärtlichkeit, welche man gerade für diesen Prinzen empfindet, machte sich nun in Glückwunsch-Telegrammen und Adressen Luft, die auf das Brautpaar einströmten und sich zu Bergen türmten .... Und dann, an dieser Heirat ist man mit interessiert, die Empfindung war in allen lebendig, daß das im Schmucke zarter Jugend prangende Brautpaar von dem Schicksal dazu ausersehen sei, dereinst die stolze, altehrwürdige Habsburgerkrone zu tragen. Gewiß, ein Großneffe des greisen Monarchen, ein Sohn des schneidigen und unvergeßlichen Reitergenerals Erzherzogs Otto reicht der Auserwählten seines Herzens die Hand zum ewigen Bund fürs Leben, aus welchem der habsburgischen Monarchie und den nachkommenden Generationen die zukünftigen Herrscher entsprießen sollen, das ist mehr als ein Tag höfischen Gepräges, als ein Familienfest des Herrscherhauses.

Entsprechend ihrer großen Bedeutung wurde der Ver-

mählung des jugendlichen Erzherzogs auch ein prunkvoller Rahmen gegeben, der greise Monarch nahm an derselben persönlich Teil und drückte seinen Großneffen als erster Gratulant ans Herz. Ob er dabei nicht an jene ferne, längst entschwundene Zeit gedacht haben mochte, da er unter dem Jubel seiner Völker die Rose von Possenhofen heimholte, ebenso einem romantischen Zug des Herzens folgend wie seines Bruders Enkelkind, Erzherzog Karl Franz Josef, der seine geliebte Lebensgefährtin aus dem stillen, verträumten Schloß Schwarzau dem prunkvollen Hofleben zuführte und ihr das Diadem der zukünftigen Herrscherin Österreich-Ungarns auf das jugendgeschmückte Haupt setzte? Auch Erzherzog Franz Ferdinand war zu der Vermählung seines Neffen gekommen, wie denn das kleine Örtchen Schwarzau am Steinfelde, von dem sonst nie wer gesprochen hatte, vollgepfropft war von Menschenmassen, die mit Anteil nehmen wollten an diesem Hochzeitsfeste, und alles in seinen engen Mauern vereinigt sah, was Glanz, Namen und Bedeutung in Österreich-Ungarn hat. In dem Augenblicke, da Monsignore Bisletti, der Majordomus des Papstes, die Hände des jungen Brautpaares zum Bunde fürs Leben in einander legte, mag wohl ein großes Erinnern an vergangene Zeiten die in der kleinen Schloßkapelle vereinte Gesellschaft erfaßt haben, mochte der Genius der Liebe, des hehrsten Gefühles, das Menschenbrust bewegt und alle Standesunterschiede und Schranken, die Gesellschaftsordnung und Etiquette aufgerichtet, niederzureißen vermag, durch den weihrauchgeschwängerten Raum geschwebt haben.

Die ursprüngliche Absicht, die Hochzeitsfeierlichkeiten in die ungleich prunkvolleren Räume der Wiener Hofburg zu verlegen, wurde fallen gelassen, da die Parma'sche Familie ihren Liebling nicht als Braut, sondern als angetraute Frau

aus der Stille des Elternhauses ziehen lassen wollte und weil es überdies einer schönen Familientradition entspricht, die Töchter des Parma'schen Hauses unter väterlichem Dache zu vermählen. So fand auch die Vermählung der Prinzessin Beatrix von Parma mit dem Grafen Lucchesi-Palli vor vier Jahren in derselben Schloßkapelle statt und auch damals war es der Majordomus des heiligen Vaters Monsignore Bisletti, welcher die Trauung des jungen Paares vornahm. Daß Franz Josef I. diesen Wünschen des Parma'schen Hauses sogleich Rechnung trug und trotz seines hohen Alters sich zur Fahrt nach dem Schlosse Schwarzau bereit erklärte, zeigte die angeborene Ritterlichkeit dieses Monarchen und seine Achtung vor den Gebräuchen und Traditionen anderer Familien in neuem Lichte. Rührend war der Abschied, welchen die Jungvermählte von ihrer Mutter nahm. Im Schwarzauer Schloßhofe stand das Automobil bereit, welches das junge Ehepaar nach der Villa Wartholz entführen sollte. Die Mutter und die Hochzeitsgäste hatten der jungen Frau bis in den Hof das Geleite gegeben, neben dem Auto stand schon der junge Gatte, um der frisch Angetrauten beim Einsteigen behilflich zu sein, da umarmte Erzherzogin Zita schluchzend ihre Mutter und hielt sie lange in ihren Armen. Auch der Herzogin waren Tränen in die Augen getreten... Dann trat Erzherzogin Zita die Fahrt an, die Fahrt hinaus in ein neues Leben, von dem man doch nie wissen kann, ob es Glück oder Unheil bringen wird.

Diese Frage beschäftigte die Öffentlichkeit sehr bald. Das junge Ehepaar, welches die Flitterwochen teils in der großväterlichen Villa Wartholz in Reichenau, teils auf einer Hochzeitsreise, die es durch den Süden Österreichs führte, verbracht hatte, war nach Brandeis, wo das Regiment des Erzherzogs in Garnison lag, zu vorläufig ständigem Aufent-

halte übersiedelt und nicht lange darauf munkelte die besorgte Fama, daß Prinzessin Zita das erhoffte Eheglück nicht gefunden, daß die Liebe verflogen, das Eheglück in Scherben läge und dergleichen mehr. Ja, man wußte bereits, daß beide sich mit dem Gedanken trügen, wieder aus einander zu gehen und daß „Erz Karl" eine Weltreise antreten wolle, während welcher seine junge Gemahlin das Elternhaus in Schwarzau oder den Witwensitz ihrer Mutter, Schloß Pianore in Italien, aufsuchen werde. Wie man seinerzeit in allen Salons und an allen Stammtischen nichts anderes zu tun hatte, als dem Erzherzog Karl Franz Josef eine Braut zu suchen und ihn zu verloben, so war jetzt seine junge Ehe die Frage aller Fragen, eine ganze Legendenbildung hub an, festen Fuß zu fassen und die Ganzgescheiten erklärten, daß diese Heirat gar keine Liebesheirat war, sondern eine höfische Konvenienzheirat und daß man daher ihr unglückliches Ende hätte voraussehen können. Wie müssen wohl Erzherzog Karl Franz Josef und Erzherzogin Zita gelacht haben, als sie von diesem Tratsch hörten, jene zwei Menschen, die weit eher einen Kampf um das Beisammenbleiben als um ihre Trennung zu führen haben. Man wird das nicht recht verstehen und doch ist es so. „Erz Karl" hat seine eigenen Auffassungen. Er sieht in der Erzherzogin Zita, die ein so herzliches einfaches Wesen hat, das frei ist von Geziertheit und Überhebung, seine Frau wie es jeder Bürgerliche täte. Nun ist aber Erzherzogin Zita nicht nur die Frau des Erzherzogs, sondern auch die zukünftige Kaiserin, an der das Reich und seine Völker auch ihren Anteil haben. Man wünscht, daß wenigstens in der dritten Generation die Erbfolge in direkter Linie verbleiben möge und diese Interessen machen dem „Erz Karl" seine liebe Frau gewissermaßen streitig. Man besorgt, daß die zarte Konstitution der Erz-

herzogin den in sie gesetzten Hoffnungen am Ende nicht Rechnung tragen würden, wenn — wie soll man sich nur ausdrücken? — „Erz Karl" in seiner Gemahlin nicht etwas weniger seine Frau sehen würde. Und so tauchte der wohlwollende Rat auf, er möge seiner Gemahlin einen kurzen Urlaub gewähren, den sie in Schwarzau oder Pianore zubringen soll, während er den Marsch mit seinem Regimente nach Kolomea mitmache. Daraus entstanden nun jene Gerüchte von dem Ende seines Eheglückes und als „Erz Karl" sich mit Rücksicht auf den fernen Garnisonsort Kolomea in Galizien scherzend äußerte, er müsse jetzt nach Asien reisen, war im Nu das Gericht von einer bevorstehenden Weltreise des Erzherzogs flügge geworden. Die Wahrheit aber ist, daß Erzherzog Karl und seine Gemahlin die wohlwollenden Ratschläge einer vorübergehenden kurzen Trennung ganz entschieden ablehnten und erklärten, auch fürder Mann und Frau zu bleiben. Ja „Erz Karl" verstieg sich sogar, als man weiter mit diesen Ratschlägen in ihn drang, zu der liebenswürdigen Drohung, daß er unter solchen Umständen seine Frau einfach entführen würde und es dann sehr lange dauern dürfte, bis man ihn und seine Frau auffände. Man erzählt, daß der greise Kaiser, als er von dieser Drohung seines Großneffen gehört hatte, herzlich lachte und dahin entschied, daß man die jungen Leute fürder „in Ruhe lasse".

Seit damals haben die Beiden auch Ruhe und Erzherzogin Zita brauchte nicht in Schwarzau oder Pianore abzuwarten, bis ihr Gemahl aus Kolomea, von seiner „Weltreise" zurückkehrt, sondern durfte ihn nach dieser fernen Garnisonsstadt begleiten, wo sie sich beide ein einfaches aber trauliches Heim mit einem — horribile dictu — gemeinsamen Schlafzimmer eingerichtet haben, das übrigens zum

Entsetzen mancher Kreise auch auf Schloß Brandeis zu finden war, wo Erzherzog Karl und Erzherzogin Zita bis jetzt gelebt hatten. Jedenfalls ist „Erz Karl“ derselbe galante und ritterliche Gatte geworden, wie er Prinzessin Zita ein galanter und ritterlicher Bräutigam war und es wäre wirklich zu traurig gewesen, wenn dieser schöne Traum einer jungen Liebe so rasch verflogen wäre. In der Brautzeit war ja „Erz Karl“ fortwährend auf dem Wege nach Schwarzau, weil ihn die Sehnsucht zu dem schlanken Prinzeßlein trieb und auf jeder Photographie, die von dem Brautpaar und jungen Ehepaar aufgenommen wurde, sieht „Erz Karl“ seiner Zita so treuherzig ins Gesicht, lächelt sie ihn so verliebt an, daß es einem wehe hätte tun müssen, wenn sich jene Gerüchte von dem Zerschlagen des jungen Eheglückes bewahrheitet hätten. Gottlob, daß dem nicht so ist! Ja, der Marsch, den Erzherzog Karl Franz Josef von Brandeis mit seinem Regimente nach Kolomea machte, zauberte noch liebenswürdigere Bilder vor die Augen der Österreichischen, die ja immer so besorgt um ihren „Erz Karl“, um Ottos süßen „Buben“ waren. Dieser Marsch, der sechs Wochen in Anspruch nahm, wurde ettappenweise durchgeführt. Am frühen Morgen brach man auf, übernachtete im nächsten Quartiersort, um am anderen Morgen wieder weiterzureiten. Natürlich lief in den kleinen weltverborgenen Städtchen, die man dabei passierte, stets die gesamte Bevölkerung herbei, um „Erz Karl“, den zukünftigen Kaiser an der Spitze seiner Eskadron einmarschieren zu sehen. Und unter den Neugierigen, welche die Soldaten und ihren Eskadronschef erwarteten, befand sich immer eine zarte Frauengestalt, die mit Blumen in der Hand auf die Neuner-Dragoner wartete: Erzherzogin Zita, die Kaiserin von dereinst, welche dem Gatten als treuer Kamerad von Ort zu Ort nachfolgte, da-

mit er nach den Mühen und Anstrengungen des Tages Erheiterung und Zerstreuung bei ihr fände . . .

Ein Kapitel echter und seltener Gattenliebe spielte sich in diesen sechs Wochen ab und man kann nur wünschen, daß dieselbe standhaft bleiben und die zwei Augenpaare, auf welche die ganze Monarchie mit so großen und so vielfachen Hoffnungen sieht, bis in das späteste Alter begleiten möge.

V.

Die Männer der Zukunft.

Die ungelösten Probleme — Männer von gestern — Dr. Lueger — Seine Pläne — Die Weckung des österreichischen Selbstbewußtseins — Die Armeefrage — Freiherr Konrad v. Hötzendorf — Seine Verdienste um die Armee — Konrad v. Hötzendorf und Graf Beck — Wie Konrad v. Hötzendorf „entdeckt" wurde — Frhr. v. Hötzendorf als Generalstabschef — Sein Sturz — Generalstabschef Schemua — Die Dalmatiner See- und Landungsmanöver — Ihre Folgen — Blaue Bogen — Die Verjüngung der Armee — Generale in Unterhosen — Freiherr v. Auffenberg — G. d. J. Ritter v. Potiorek — Der Kampf um die Reservisten-Resolution — Eine Titelfrage — Der Salongeneral Schönaich — Oberst v. Brosch — Oberst Dr. Bardolff — Freiherr v. Rumerskirch — Graf Berchtold — Persönliches vom Grafen Berchtold — Erzherzog Franz Ferdinand und Ungarn — Weihbischof Dr. Lanyi — Graf Eugen Karacsonyi — Graf Ladislaus Szapary — Graf Johann Zichy Graf Mensdorff-Pouilly — Graf Sylva-Tarouca.

Wenn man den Blick von der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft lenken und die Richtlinien erfassen will, welchen das habsburgische Reich in den kommenden Zeiten zustreben wird, dann sucht das Auge unwillkürlich nach jenen Männern, welche berufen sein könnten, dieser neuen Zeit ihren Stempel aufzudrücken und die Rolle der Führer auf allen Gebieten zu spielen. Und da drängt sich die Frage auf: wird das neue Österreich über Männer ver-

fügen, welchen es getrost sein Schicksal anvertrauen kann, und wer sind diese? Das vielsprachige und vielgestaltige Österreich ist zweifelsohne der am schwersten zu regierende Staat und der Probleme, die zur Lösung drängen, gibt es eine schwere Menge. Der deutsch-tschechische Sprachenstreit, der Urgrund der innerösterreichischen Verwicklungen, welcher die Kraft der Monarchie auch nach außen lähmt, ist bis heute trotz der emsigen Arbeit von mehr als sechzig Jahren nicht beigelegt worden, ungelöst starrt uns die böhmische Frage an, zu welcher nun auch das südslawische Problem hinzugetreten ist, das seit der Annexion Bosniens und der Herzegowina förmlich zu einer Frage des Sein oder Nichtseins der habsburgischen Monarchie wurde. Die ungarische Frage, die anfangs mit der Schaffung des Dualismus für immerwährende Zeiten geregelt schien, drängt nach einer definitiven Neuordnung und über allen diesen Problemen steht der Komplex der ebenfalls noch immer ungelösten Armeefragen, deren endgiltige Bereinigung mit jedem Tage dringender wird; dazu noch die vielen kleinen Fragen, die sich in den einzelnen Provinzen der Monarchie abspielen, mehr oder minder den Charakter lokaler Erscheinungen tragen und doch für die Zukunft und das Schicksal der habsburgischen Monarchie von großer und wichtiger Bedeutung sind — kurz, der Probleme und der Arbeit, sie zu lösen, mangelt es wahrlich nicht und es ist nur zu begreiflich, wenn das suchende Auge, vielleicht sogar mit etwas Ängstlichkeit, Umschau hält, ob in den weiten Gefilden der Donaumonarchie der Männer genug vorhanden seien, welche über die nötige geistige Höhe, über Kraft und Verständnis verfügen, um der Herkulesarbeit, welche die kommende Zeit darzubieten verspricht, gewachsen zu sein.

Das alte Österreich, das Österreich von gestern und

heute, hatte leider keine großen Genies hervorgebracht, was es auf den Plan stellte, waren Mittelmäßigkeiten, hier und da kleine hübsche Talente, die aber den Riesenaufgaben ihrer Zeit nicht gewachsen waren und ihre Kraft in dem täglichen Kampfe, in der Schaffung von Provisorien, in der Anwendung von Palliativmitteln erschöpften, sie zersplitterten, indem sie sich heute an diesem, morgen an jenem Probleme versuchten, weil ihnen die überragende Größe fehlte, die Übel an der Wurzel zu fassen und mit eherner Hand ein Problem nach dem andern restlos zu lösen. Von Generation auf Generation ging das Erbe der ungelösten Probleme über und heute gilt dieselbe Frage wie vor Dezennien, nur dringlicher und ernster: wo sind die Männer, welche ihren Völkern kluge aber auch uneigennützige Führer sein können, wo jene, die durch ihren Geist und ihre Ideen berufen sind, an der Spitze des Staates zu stehen und deren Kraft ausreicht, endlich zu lösen, was schon längst hätte gelöst werden sollen? Wird auch das zukünftige Österreich nichts anderes gebären, als Mittelmäßigkeiten und kleine, liebenswürdige Talente? Und vor allem, wo und wer sind jene, die das Österreich von heute in das Österreich von morgen führen und dieses ausmachen werden?

Ein Gestirn stand groß und glänzend am Himmel, schien der berufene Führer Österreichs zu sein und war der einzige große und wirklich überragende Mann: Dr. Karl Lueger. Es gibt niemanden, der dies heute leugnen würde. Selbst die Gegner von ehemals, standen später im Banne seiner Persönlichkeit und erwarteten von ihm, den einzigen Großen, den das Österreich unserer Tage hervorgebracht hatte, das Heil des Reiches. Und Dr. Lueger schickte sich auch an, kaum daß er das Wiener Rathaus erobert und als Herr in dasselbe eingezogen war, aus allen Völkern des

Reiches eine große Staatspartei herauszuschneiden, die ihm begeisterte Gefolgschaft geleistet hätte bei der Lösung aller österreichischen Probleme, die er eines nach dem andern zur definitiven Ausgleichung zu führen gedachte. Große, weltbewegende Ideen schlummerten in diesem schönen Haupte mit der hohen Stirne, von denen vielleicht nicht einmal die Vertrautesten seiner zänkischen, habsüchtigen Jünger, die nur die Ehrfurcht vor seinem überragenden Geist, den sie ja gar nicht begriffen und verstanden, zusammenhielt, eine Ahnung hatten. Sie wären eben mitgeritten, begeistert und weitere Begeisterung erweckend, weil sie ihrem Führer blind vertrauten und wußten, daß der Weg, den er wählt, zum Ziele führt . . . Ja, Dr. Lueger hätte alle österreichischen Probleme spielend gelöst, er hätte aufgeräumt mit der fatalen Erbschaft, welche uns von den dahingesunkenen Generationen hinterlassen wurde und freie Bahn geschaffen für eine neue Zeit. Leider war Dr. Lueger aber schon ein gebrochener Mann, als er sich zum Siege durchgerungen hatte. Als Wien ihm huldigte und ganz Österreich auf ihn blickte, Taten, Rettung, Erlösung von ihm erwartend, trug er schon den Keim seiner Todeskrankheit in sich — der Kampf um das Empor hatte ihn getötet, vorzeitig seine Kräfte gelähmt. Der Kranke konnte freilich die Ideen das Recken nicht mehr ausführen und als man ihn nach einem langjährigen Siechtum wie einen Herrscher zu Grabe trug, da wußte man, daß man auch einen ganzen Strauß von Hoffnungen in die Grube gelegt hatte. So hat eigentlich auch der einzige große Mann, den das Österreich Franz Josefs I. hervorgebracht hatte, vergeblich gelebt und wurde nicht, wie er meinte und viele hofften, der Führer, welcher das Österreich von heute in die neue Zeit hinübergeleitet und dessen Zukunft vorbereitet hätte. Denn abgesehen von seinen großen Schöp-

fungen als Bürgermeister von Wien, welche aber schließlich doch in den Rahmen lokaler Errungenschaften gehören, wird von seinem emsigen Wirken dem zukünftigen Österreich nichts bleiben als eines: die Weckung des österreichischen Gefühles und damit das Wiedererwachen des Verständnisses für den österreichischen Staatsgedanken. Dr. Lueger war der erste, welcher das in Acht und Bann getane Österreichertum wieder ans Licht der Sonne zog, der sich stolz als „Schwarzgelber" proklamierte und es zu Wege brachte, daß sich die Volksmassen, welche sich förmlich schämten, Österreicher zu sein, wieder als solche fühlten. Keine Frage, daß sich die Partei Dr. Luegers in ihre Atome auflösen und daß nach wenigen Jahren — es soll an anderer Stelle darüber noch ausführlich gesprochen werden — von ihr keine Spur mehr zu erblicken sein wird, allein das österreichische Selbstbewußtsein, das Empfinden, daß es noch immer ein österreichisches Vaterland gibt, sowie das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Völker, welches Dr. Lueger geweckt, wird bleiben und den späteren Bauherren, wenn sie klug vorzugehen und dieses Fühlen und Empfinden zu schätzen und zu schützen wissen werden, eine sehr gesunde und tragfähige Basis zum Auf- und Ausbau einer besseren Zukunft bieten.

Die Frage, ob es nach dem Fühlen und Empfinden der Völker Habsburgs ein Österreich gibt oder geben soll, wird zweifelsohne in den nächsten Jahren eine der wichtigsten Rollen spielen. Nicht nur im innerösterreichischen Belangen, sondern auch im Hinblicke auf die auswärtige und internationale Gestaltung. Es sind der Probleme zu viele, die zur Lösung drängen, so daß man an der Grundfrage, ob die Völker Österreichs — Österreich überhaupt wollen, nicht ungehört wird vorbeigehen können. Breit und mächtig steht die Hauptfrage im Vordergrunde, die Frage der österreichi-

schen Armee. Wer wüßte es nicht, daß von dem Bestande der einheitlichen österreichischen Armee der Bestand des habsburgischen Reiches abhängt und daß gerade auf diesem Gebiete die Festlegung der Zukunft am notwendigsten ist? Deshalb wird das suchende Auge, welches Umschau hält nach den Männern der Zukunft, auch darüber zunächst Beruhigung haben wollen, ob unter den Generalen der Armee jene Kräfte vorhanden sind, welche stark und befähigt genug sind, die Einheit derselben aufrecht zu erhalten, ihre Ausgestaltung durchzusetzen und sie im gegebenen Falle auch dem Siege zuzuführen.

In dieser Richtung darf man nun beruhigt sein, denn das suchende Auge fällt da auf eine Reihe jüngerer Generale, welche allen diesen Anforderungen zu entsprechen scheinen. Da ist vor allem der gegenwärtige Infanterietruppen-Inspektor Freiherr Konrad von Hötzendorf, der seinerzeit so vielfach angefeindete Generalstabschef. In ihm wird man den zukünftigen Kriegsminister und Armeeführer erblicken müssen, sollte Österreich-Ungarn in der Folge gezwungen werden, sein Schwert zu ziehen. Konrad v. Hötzendorf ist einer der jüngsten Generäle, eine stramme militärische Erscheiung, kein Salonoffizier, sondern wirklicher Soldat, der die Strapazen des Felddienstes kennt, weiß, was ein Mann zu leisten im Stande ist und was nicht, und der mit den Truppen so verwachsen ist, daß er als der berufene Feldherr betrachtet werden muß. Aus der Wiener Neustädter Militärakademie hervorgegangen, genießt er den Ruf eines außerordentlichen Strategen und Taktikers und sein unter der Chiffre H. C. v. H. geschriebenes Lehrbuch der Taktik hat nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern auch in allen anderen Armeen die größte Beachtung hervorgerufen und den Ruf Hötzendorfs als Autorität auf dem Gebiete der Taktik begründet.

Das Verdienst, Freiherrn v. Hötzendorf „entdeckt" zu haben, kommt dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand zu, welchem man nachrühmen muß, daß er überhaupt einen sicheren Blick für Talente hat. Bei den Kaisermanövern in Südböhmen im Jahre 1904 wählte sich Erzherzog Franz Ferdinand den jungen General, von dessen Fähigkeiten in den militärischen Kreisen schon damals viel gesprochen wurde, zu seinem Generalstabschef, um sich von diesen zu überzeugen. Konrad v. Hötzendorf rechtfertigte damals die in ihn gesetzten Erwartungen nach jeder Richtung hin und gewann sich damit das Vertrauen und das Wohlwollen des Thronfolgers, zu dessen obersten militärischen Ratgebern er seit jenen Tagen gehört. Freiherr von Hötzendorf darf sich aber nicht nur des vollsten Vertrauens des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinands rühmen, sondern er besitzt auch das Vertrauen der gesamten Armee und der großen Bevölkerung. Er ist der populärste General, den Österreich heute kennt, man erblickt in ihm eine Persönlichkeit, die über den Rahmen des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen weit hinausgreift. Als er in Innsbruck in seiner Eigenschaft als Kommandant der 8. Infanterietruppen-Division residierte, war er dort bei Zivil und Militär so beliebt, daß man ihm nachweinte, als er 1906 zum Generalstabschef ernannt, nach Wien übersiedelte. Soldaten und Zivilisten hatten über ihn nur ein Urteil: „Generale haben wir ja genug, Hötzendorf aber nur einen", sagten sie. Dieses Urteil der Innsbrucker ist dann später zum Urteil der weitesten Kreise geworden.

Und das mit Recht. Was Hötzendorf für die Armee und die Sicherheit der Monarchie während der Zeit seines Truppenkommandos in Innsbruck geleistet hat, davon macht sich die Allgemeinheit vielleicht kaum eine Vorstellung. Die Schaffung der österreichischen Alpenjägertruppe ist nicht nur

der Intiative Hötzendorfs zu verdanken, sondern auch ihre Ausbildung hat er durchgesetzt. Dieses Alpenjägerkorps ist eine der exzellentesten Truppenabteilungen der österreichisch-ungarischen Armee und das förmliche Ausdenboden-Stampfen einer solchen exzellenten Truppe war keine leichte Aufgabe und doch gelangt es. Daß es gelang, ist wohl aber auch zum Teile der Lust und Freude zuzuschreiben, mit welcher Mannschaft und Offiziere an die ihnen zugewiesene Aufgabe schritten, was freilich wiederum nur möglich war, weil es Hötzendorf verstand, die ihm unterstellten Truppen zu begeistern und zu erhöhter Tätigkeit anzuspornen. Auf den schwierigsten Märschen war General v. Hötzendorf zu finden, er teilte Arbeit und Brot mit seinen Leuten und war anspruchslos wie der letzte Mann. Mit einer unerbittlichen Strenge sah er darauf, daß jeder Mann seine volle Verpflegung bekam, duldete er kein Schuhriegeln und Maltretieren der Mannschaften. Unangemeldet kam er in die Kasernen und sah nach, ob alles in Ordnung sei, fragte die Soldaten, ob sie satt seien, keine Wünsche oder Beschwerden hätten — ja, das weckt Begeisterung! Die achte Infanterie-Truppendivision Konrad v. Hötzendorfs war dafür bekannt, daß bei ihr das Kapitel „Soldatenselbstmorde und Desertion" ausgelöscht war. Dazu kam noch Hötzendorfs glückliche Hand als Truppenführer, die sich bei jedem Anlasse bewährte und Soldaten und Offiziere veranlaßte, mit doppeltem Elan unter den Befehlen „unseres Hötzendorf" fortzustürmen. Als die serbische Kriegsgefahr heraufzog und die Habsburgische Monarchie Vorbereitungen für den Ernstfall treffen mußte, da waren alle Augen auf Konrad v. Hötzendorf gerichtet, die Armee und die Völker erblickten ganz von selbst in ihm den Feldherrn, jeder hatte den Glauben, daß er, nur er, die Fahnen zum Siege wird führen können. Es

liegt etwas wie Radetzky'sche Tradition in Konrad v. Hötzendorf und die große Masse, welche ein so feines Verständnis für Menschengröße und Menschentalent besitzt, sieht in ihm einen Nachfolger der großen ruhmreichen österreichischen Feldherrn, einen zukünftigen Laudon, Prinz Eugen oder Radetzky.

Als Freiherr von Hötzendorf Ende Oktober 1906 auf Vorschlag des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand zum Chef des Generalstabes ernannt wurde, ging's durch Armee und Zivil wie ein Aufatmen: der rechte Mann am rechten Platz. Kein Wunder, fünfundzwanzig Jahre lang war ein anderer an dieser Stelle gesessen, dem es in dem Vierteljahrhundert dieser seiner Wirksamkeit nicht gelungen war, das Herz der Armee oder der Bevölkerung zu erobern, ein glatter, eleganter Mann, wohlbewandert auf dem Gebiete der hohen Intrige, wohlvertraut mit dem Hofparkett — Graf Beck. Es hat in Österreich keinen zweiten gegeben, welcher es verstanden hätte, das Vertrauen des Kaisers in solchem Maße zu erringen und durch so lange Zeit festzuhalten, wie Graf Beck. Er war nicht nur der allmächtige Generalstabschefs, sondern eine Macht an sich und im grauen Hause am Hof wandelten die Kriegsminister nur in seinem Schatten, da diese kamen und gingen, er aber den bleibenden Punkt in der wilden Flucht der Erscheinungen bildete. Es war eine fabelhafte Karriere, welche dieser Offizier, der nicht einmal ein Österreicher, sondern ein Badenser war, zurückgelegt hatte. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, kam er aus seiner reichsdeutschen Heimat herüber, um in der kaiserlichen Armee Dienst zu nehmen und zu finden. Aus guter bürgerlicher Familie stammend, hatte er wohl auf den im Karrieremachen so wichtigen Glücksumstand „Protektion" nicht zu rechnen. Er machte als junger Offizier den Winterfeldzug

1848 in Ungarn mit, kam dann nach Italien, wo er 1849 sich recht tapfer schlug und rückte allmählich zum Hauptmann auf, ohne durch besondere Eigenschaften die Aufmerksamkeit der höheren Kreise auf sich gelenkt zu haben. In der Kriegsschule war er nicht einmal der besten einer und doch ging eines Tages plötzlich und unerwartet die Sonne für ihn auf. Das Auge des Chefs des Generalquartiermeisterstabes Feldmarschall Heß fiel auf den jungen Generalstabshauptmann, er wählte ihn zu seinem Ablatus und war seit damals sein Gönner und Förderer. Durch dieses mächtigen Feldherrens Einfluß gelangte Beck in die Generaladjutantur des Kaisers und hier war es, wo der Monarch ihn als einen absolut diskreten und treuergebenen Mann kennen lernte, dessen Fleiß, Ordnungsliebe und Geschäftskenntnis so verblüffend waren, daß Beck, der später in den Grafenstand erhoben wurde, allen bald unentbehrlich schien und alles, was um ihn her agierte, hoch überragte. Im Jahre 1861 war er in die Generaladjutantur des Kaisers eingetreten und zwanzig Jahre später, im Jahre 1881 zog er als ein Nachfolger seines ehemaligen Gönners, Feldmarschall Heß, in das Reichskriegsministerium als Generalstabschef ein, welches Amt er, wie gesagt, fünfundzwanzig Jahre inne hatte, um es dann an Freiherrn v. Hötzendorf abgeben zu müssen. Graf Beck hat als Generalstabschef sehr vieles geleistet, was selbst seinen Gegnern Anerkennung abringen müßte und doch, als er ging, war weder in der Bevölkerung noch in der Armee selbst irgend eine Bewegung wahrzunehmen, mit vollster Gleichgiltigkeit sah man ihn ziehen. Warum? Er war eben ein Salongeneral gewesen, welcher der Bevölkerung und der Armee fremd blieb. Auf der Straße zeigte man ihn sich, wie Soldaten und Offiziere sich ihn im Manövergelände zeigten, wenn er an der Seite des Kaisers mit dem Generalstab

ausgerückt war. „Das ist der Beck, der allmächtige Beck," sagte man sich und sah forschend nach der schmächtigen, kleinen Gestalt dieses Mannes von überragendem Einflusse. Der Truppe wurde er immer fremder und als er die brutale Ära des Kriegsministers Krieghammer, der den Beinamen des häßlichsten Generals der Armee trug, über Offiziere und Mannschaften niedersausen ließ und keinen Finger rührte, um dieser bösen Willkürherrschaft, die den Geist des Offizierskorps zu untergraben drohte und das Gefühl der Rechtslosigkeit, Mißstimmung und Verbitterung schuf, eröffnete sich zwischen dem Grafen Beck und der Armee eine weite breite Kluft und der diplomatisierende General, der es verstanden hatte, über all' die vielen Intrigen, die seine Stellung umbrandeten, immer wieder zu siegen, sah nun innerhalb der Armee nur mehr eisige Gesichter und die Kälte, welche von dort ausstrahlte, griff auf die Bevölkerung über und tötete jede Begeisterung. Unter solchen Verhältnissen ging Graf Beck in den Ruhestand, kam Konrad v. Hötzendorf aus der frischen Luft des wirklichen Soldatenlebens, mit dem Lorbeerreis echter Popularität geschmückt, an seine Stelle. Seine Ernennung zum Generalstabschef war für die Armee ein Jubeltag und die Stimmung innerhalb derselben schlug im Handumdrehen um. Da war wirklich der richtige Mann auf den richtigen Platz gesetzt worden. Mit Feuereifer ging er daran, die Schlagfertigkeit der Armee zu erhöhen, den guten Geist, den er in seiner Truppe zu erziehen wußte, dem ganzen Heer einzuimpfen, Luft und Licht, Bewegung und Leben kam in die stillen Kanzleien des Generalstabes — da war es wirklich Lust, Soldat zu sein. Und Österreich fühlte, daß es eine Armee hatte, eine bewegliche, schlagfertige Truppe. Es würde zu weit führen, wenn an dieser Stelle alles angeführt werden sollte, was Konrad von

Hötzendorf in taktischer Hinsicht, auf dem Gebiete der Grenzbefestigungen der Monarchie geleistet, wie er mit dem Einsatze seiner ganzen Persönlichkeit für die Ausgestaltung und Erhaltung der Einheit der Armee eingetreten war. Seine persönliche Stellung galt ihm nichts, die Sache, das Ziel alles. Zähe und unnachgiebig verfocht er seine Ideen, strebte er seinem Ziele zu. Als er aber sah, daß er auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß und vor der Frage stand, von dem für recht erkannten Weg abzuweichen oder zurückzutreten, wählte er in echt soldatischer Gradheit das letztere und ging. Über die Gründe seines Sturzes soll an anderer Stelle noch gesprochen werden, hier sei nur gesagt, daß er das volle Vertrauen des Kaisers und des Thronfolgers, der Armee und der gesamten Bevölkerung in seinen neuen Wirkungskreis mit hinüber nahm. Konrad von Hötzendorf ist kein Toter, keine gestürzte Säule, sondern einer jener, die berufen scheinen, in der Zukunft Österreichs eine allererste Rolle zu spielen.

Sein Nachfolger im Generalstabsamte wurde General Schemua, auch einer von jenen, die in den Kreis der Männer der Zukunft gehören und dessen Karriere mit seiner heutigen Stellung keineswegs abgeschlossen ist. General Schemua kam gleichfalls aus dem wirklichen Soldatenleben in sein Amt und ist weder der Armee noch der Bevölkerung ein Fremder. Aus kleinen Verhältnissen stammend, fehlt ihm das Verständnis für die Bedürfnisse der Soldaten nicht, vermag er unter denselben Begeisterung zu wecken und das gute Verhältnis zwischen Militär und Zivil zu würdigen und zu fördern. Daß er ohne jede Protektion bis zum Generalmajor aufrückte und das noch in jungen Jahren, ist ein Beweis für seine Fähigkeiten. Das Verdienst, ihn entdeckt zu haben, kommt ebenfalls dem Thronfolger Erz-

herzog Franz Ferdinand zu, welcher nicht auf Rang und Abstammung sieht, sondern seine Leute nach ihrem Können und Wissen wählt. Anläßlich der großen Manöver, die im September 1906 unter dem Oberbefehl des Thronfolgers stattfanden und die letzten waren, welche Graf Beck als Generalstabschef mitmachte, sah Erzherzog Franz Ferdinand den General Schemua an der Arbeit und wandte demselben sein Vertrauen zu. Die Annahme für jene großen kombinierten See- und Landungsmanöver in Dalmatien, welche auch aus anderen Gründen von weitgehender Bedeutung waren, ging dahin, daß ein Westgegner eine Landung in der Nähe von Ragusa durchzuführen und zu trachten habe, möglichst viel Kräfte des Verteidigers, des Ostgegners, auf sich zu ziehen. Demgemäß ergab sich als Annahme für den Verteidiger, diese Landung zu verhindern, respektive ihr so lange Widerstand zu leisten, bis Verstärkungen eingetroffen seien, um damit im Verein mit diesen den gelandeten Gegner wieder auf seine Schiffe zurückzuwerfen. Generalmajor Schemua war der Kommandant der Landungsdivision und hatte die in dem Manöverplane vorgesehene Landungsmission zu vollführen. Er löste seine Aufgabe glänzend. Seine Truppen hatte er in vier Kolonnen geteilt und diese den Aufstieg auf die Höhen östlich von Ragusa durchführen lassen. Tatsächlich gelang es auch den Kolonnen Schemuas noch im Laufe des ersten Tages die Höhen zu besetzen und die schwachen Beobachtungsposten und Truppen des Verteidigers FML. Baron Weigl zurückzudrängen. Nun rückte Baron Weigl mit immer neuen Truppen gegen den Feind los, der sich nach der Annahme in ein Verteidigungslager zurückzog und alle verfügbaren Kräfte des Gegners auf sich lockte. Aber vergeblich war jeder Ansturm. Die Stellung, welche Generalmajor Schemua gewählt hatte, mußte als uneinnehmbar

bezeichnet werden und nur ein übermächtiger Angriff hätte Aussicht auf Erfolg geboten, wobei es vielleicht Tage gedauert haben würde, ehe es gelungen wäre, Schemua aus seiner Stellung herauszumanöverieren. In dieser Situation ließ Erzherzog Franz Ferdinand abblasen. General Schemua war nicht nur der Sieger geblieben, sondern er hatte vor den Augen des Thronfolgers und zukünftigen allerhöchsten Kriegsherrn solche Beweise seiner Fähigkeiten erbracht, daß er sich dessen Vertrauen in raschem Zuge errang.

Dieser glänzende Sieg Generalmajor Schemuas war aber vielleicht das einzig Erfreuliche der damaligen großen See- und Landungsmanöver, welche den Thronfolger sonst in keiner Weise befriedigt hatten. Verschiedene Mängel in Führung, Taktik und Verpflegung traten zu Tage, der vom Grafen Beck geleitete Generalstab erwies sich nicht auf der Höhe seiner Anfgaben stehend und was fehlte und befremdend wirkte, war der Elan, die Begeisterung der Truppen. Es schien, wie wenn Truppe und Generalstab nicht ein, sondern zwei Körper wären, ein merkbarer Riß klaffte zwischen beiden und ließ so manches nicht klappen. Sehr mißgestimmt kam Erzherzog Franz Ferdinand, der kein Beschöniger oder Vertuscher ist, sondern offen und mannhaft den Finger auf die Wunde legt, nach Wien und erstattete seinem kaiserlichen Oheim Bericht über das Gesehene, wobei er nicht unterließ, zu tadeln, was zu tadeln war. Die damaligen Dalmatiner See- und Landungsmanöver wurden für manchen zum Abschluß der Karriere und in den Armeekreisen, in welchen man schon längst unter dem verknöcherten und verrosteten Bürokratismus, der sich im grauen Hause am Hof einzuleben versuchte und den ganzen Heeresorganismus wie ein lähmendes Gift durchrieselte, seufzte und stöhnte, sagte man damals schmunzelnd, daß die Dalmatiner Manö-

ver zur Hebung der Papierindustrie wesentlich beigetragen hätten. Man spielte mit diesem Witzwort auf die vielen „blauen Bogen“ an, welche nach der Audienz des Thronfolgers beim Kaiser niedergingen. Einer der ersten, welcher von diesem Geschick getroffen wurde, war der langjährige Generalstabschef Graf Beck selbst, welcher nunmehr, zum Gardekapitän ernannt, in die Stille des Gardepalais am Rennweg einziehen mußte.

Damals wurde auch ein Wort flügge, das noch heute stark kursiert aber schon auf andere Gebiete eine Ausdehnung erfahren hat, nämlich das Wort von der Verjüngung der Armee. Den alten Generalen klang es immer wie Höllenmelodie im Ohr und sie haben sich jederzeit diesen Verjüngungsplänen auf das nachdrücklichste widersetzt, zumeist auch mit dem Erfolge, daß von diesen Plänen schließlich doch Abstand genommen wurde. Schon zu den Lebzeiten des Kronprinzen Rudolf, der sich einmal sehr lebhaft dagegen ausgesprochen hatte, daß die Armee von Mummelgreisen befehligt werde, war an die Verjüngung der Armee gedacht worden und einigen alten Herren wurde der blaue Bogen geschickt. Unter den Verabschiedeten befanden sich auch ein paar Ungarn und die Folge davon war, daß sich der ungarische Reichstag der Pensionisten annahm und von der Besorgnis ausgehend, daß diese Verabschiedungen nicht militärischen, sondern nationalen Gesichtspunkten entsprungen seien, von der ungarischen Regierung Aufklärung verlangte. Damals war Baron Geza Fejervary noch ungarischer Honvedminister, ein junger, schneidiger General. Er gab sofort die gewünschte Aufklärung und antwortete auf den Vorhalt, daß die Pensionierten noch ganz stramme Leute gewesen wären, mit den trefflichen Worten: „Ich will ja zugeben, daß die pensionierten Herren in ihren Uniformen noch einen

ganz respektablen Eindruck gemacht haben können, aber ich möchte die Redner doch fragen, ob sie die betreffenden Generale schon in den — Unterhosen gesehen haben?"

Baron Fejervary erntete damals viel Heiterkeit und hatte die Lacher auf seiner Seite. Mit dieser trefflichen Bemerkung tat er eine Sache ab, die sich zu einem ernsten Konfliktspunkt zwischen Regierung und Opposition hinauszuwachsen drohte und alles gab ihm recht. Die Generale in den Unterhosen! Ja, darauf kommt es an. So ein Krieger, der in den Unterhosen das Bild eines erbarmungswürdigen Greises darbietet und erst des Glanzes der Generalsuniform bedarf, um die Illusion eines streitbaren Mannes hervorrufen zu können, gehört in die Pension und darf den Platz nicht jenen versitzen, die noch Tatkraft in den Sehnen haben und der Armee das sein können, was sie ihr sein sollen: Führer und Lenker. Deshalb darf man es freudig begrüßen, daß das Wort von der Verjüngung der Armee nach jenen großen See- und Landungsmanövern in Dalmatien wieder flügge geworden ist und auch auf alle anderen Gebiete des Staatswesens sich auszubreiten beginnt. Alle Achtung nnd Ehrfurcht vor dem Alter und seiner Erfahrung, allein die treibenden Kräfte der Jugend und des reifen Mannesalter dürfen nicht zu seinem Gunsten lahmgelegt werden. Der Geist der Zuversicht und Schaffungsfreude, welcher heute durch die österreichische Armee leuchtet, ist ein Kind dieser Verjüngungstheorie, die in dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand einen warmen Sachwalter gefunden hat und der mit Konsequenz und Energie seinem Ziele zuschreitet. Die Zeit jener Generale in den Unterhosen ist vorbei und es will scheinen, daß auch auf allen anderen Gebieten eine neue Zeit anzuheben beginnt. Das Witzwort, welches nach den dalmatiner See- und Landungs-

manöver vom Jahre 1906 von der Hebung der österreichischen Papierindustrie sprach, indem es auf die vielen „blauen Bogen“ anspielte, wird wohl in einer nicht allzufernen Zukunft eine kräftige Auferstehung feiern können.

Hat man in Freiherrn v. Hötzendorf den ersten militärischen Vertrauensmann des künftigen Kaisers zu erblicken, so müssen neben dem gegenwärtigen Generalstabschef Schemua auch noch der derzeitige Kriegsminister General Auffenberg und der Landeskommandant von Bosnien, General Potiorek, als jene jüngeren Generale genannt werden, welche das vollste Vertrauen des Thronfolgers besitzen und berufen erscheinen, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen. Beide, Ritter von Auffenberg und General Potiorek, sind keine Salongenerale, sondern Offiziere, die im Felddienst herangewachsen sind und in engem Kontakt mit den Mannschaften und der Bevölkerung stehen. Solche Männer gehören unzweifelhaft an die Spitze der Armee, weil sie dieselbe davor bewahren, daß sie etwa bürokratisch verknöchert und zu einem Fremdkörper im Leben der Völker wird. Die diplomatisierenden Generale — und Österreich hat deren leider gar viele gehabt — haben sich nicht bewährt und man darf es getrost aussprechen, daß die Wehrreform, die sich wie eine Seeschlange durch die jahrelangen Verhandlungen zwischen Österreich und Ungarn hindurchwindet, längst durchgeführt und manche Zugeständnisse auf Kosten der Einheitlichkeit der Armee nicht erfolgt wären, wenn in den kritischen Zeiten nicht diplomatisierende Generale an der Spitze der Heeresverwaltung gestanden wären, die ihre Tätigkeit in dem Ersinnen von bürokratischem Formelkram erschöpften und damit wohl ihre Ministerherrlichkeit verlängerten, der Sache aber selbst schweren Schaden brachten. Freilich hat der General, welcher sich nicht auf den Eiertanz in der politi-

schen Arena versteht, einen unvergleichlich schwierigeren Standpunkt in den parlamentarischen Körperschaften und wird leichter zu Falle kommen als sein diplomatisierender Kollege, allein es kommt ja nicht darauf an, daß er sich möglichst lange im Sattel hält, sondern vielmehr darauf, daß er die ihm übertragene Mission durchführt. Und das Hinwerfen des Portefeuilles und der Stellung im kritischen Augenblick fällt gar tief in die Wagschale und vermag Wunder zu wirken. Das haben Ritter v. Auffenberg und Generalstabschef Schemua glänzend bewiesen, als sie gegen den Pakt des Kabinettes Khuen mit der Kossuthpartei, durch welchen das Kronrecht bezüglich der Einberufung der Reservisten an einen Beschluß des ungarischen Reichstages gebunden werden sollte, Protest einlegten und ihre Demission für den Fall der Sanktionierung dieses Paktes anboten. Damit schlugen sie einen gewaltigen Angriff auf die Armee zurück, denn jene Reservistenresolution bedeutete nichts anderes als den ersten Stein zur Umwandlung der kaiserlich-königlichen Armee in ein Parlamentsheer zu legen. Seit damals ist Ritter v. Auffenberg, der sich unerschrocken vor die Bresche stellte, die in den Charakter des Heeres geschossen werden sollte, ein viel angefeindeter Mann und es ist möglich, daß dieser Soldat, der kein Diplomat ist und nach parlamentarischen Triumphen nicht lechzt, auf dem Boden der Delegationen abgeschlachtet oder sonstwie zum Rücktritt gezwungen werden wird. Beruhigt vermag er aber aus dem grauen Haus am Hof zu scheiden, denn er hat seine Mission erfüllt, im kritischen Moment den Anschlag auf den Charakter der Armee abgewiesen und fällt als Sieger auf dem Schlachtfelde der Ehre, wie es Soldatenpflicht ist. Einen Abgetanen oder Toten aber wird man trotzdem in Ritter v. Auffenberg nicht erblicken dürfen. Er hat übrigens noch eine Frage,

die schon seit Jahrzehnten zwischen Österreich und Ungarn spielt und bisher zu keiner Austragung gelangen konnte, mit raschem Griff gelöst. So kleinlich solche Dinge dem Auslande auch erscheinen mögen, in Österreich-Ungarn spielen sie eine große Rolle, haben sie höchste Bedeutung. Diese Frage betraf den Titel des Kriegsministers, der ursprünglich Reichs-Kriegsminister lautete. Nachdem infolge des Dualismus aus dem Reiche eine Doppelmonarchie geworden war, legte Ungarn gegen den Titel Reichskriegsminister Verwahrung ein und stellte sich auf den Standpunkt, daß es nunmehr keine Reichs- sondern nur bloß gemeinsame Minister geben dürfe. Österreich hielt an dem alten Titel der Reichsminister fest und in allen amtlichen Publikationen war stets von einem Reichskriegsministerium und einem Reichskriegsminister die Rede. Über die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser Titelführung wogte nun der Streit zwischen Österreich und Ungarn hin und her, ohne daß es zu einem Ende gekommen wäre. Im ungarischen Parlament, im österreichischen Reichsrat, in den Delegationen gab es keine Session, in welcher diese Frage nicht regelmäßig aufgeworfen und in der leidenschaftlichsten Weise erörtert worden wäre. Die giftigen Pfeile flogen hin und her, von einem Ufer der Leitha zum anderen, bis Schönaich, der Salongeneral und Vorgänger Auffenbergs, Kriegsminister wurde. Er fand für diese Frage eine Lösung, wie sie jämmerlicher nicht gedacht werden konnte. Das kaiserliche Handschreiben, durch welches er ernannt wurde, bezeichnete ihn als k. u. k. Reichskriegsminister. In Österreich blieb er das auch. In Ungarn aber verwandelte er sich in einen gemeinsamen Kriegsminister. Es kam so weit, daß die amtlichen Verlautbarungen, welche für Österreich bestimmt waren, von einem k. u. k. Reichskriegsministerium, die für Ungarn bestimmten aber von einem

k. u. k. gemeinsamen Kriegsministerium sprachen. Schönaich unterzeichnete auch die an die österreichische Regierung und die österreichischen Vertretungskörperschaften gerichteten Aktenstücke als Reichskriegsminister, die an die ungarische Regierung und die dortigen Vertretungen gerichteter aber als gemeinsamer Kriegsminister. Ja, es kam so weit, daß er auf Anfragen in der österreichischen Delegation erklärte, er sei zum k. u. k. Reichskriegsminister ernannt und bleibe es, während er auf die Anfragen in der ungarischen Delegation das Gegenteil erklärte, indem er sagte, er sei nicht Reichskriegsminister sondern gemeinsamer Kriegsminister. Dieses schmähliche Komödienspiel dauerte so lange, bis Schönaich ging und Auffenberg kam. Kurz und rasch löste er diese Frage, indem er sich einfach k. u. k. Kriegsminister nannte. Schon das Handschreiben des Kaisers, durch welches er berufen wurde, sprach von ihm als k. u. k. Kriegsminister. Dieser Entschluß rief zwar in Ungarn sowohl als auch in Österreich einige Aufregung hervor, allein diese geradezu peinliche Titelfrage, welche jahrzehntelang sich dahin schleppte, erfuhr durch Ritter v. Auffenberg die entgiltige Lösung.

Zu den jüngeren, befähigteren Offizieren, von welchen man erwarten kann, daß sie in dem Österreich der Zukunft wichtige Rollen spielen oder einflußreiche Stellen bekleiden werden, gehört der langjährige Vorstand der Militärkanzlei des Thronfolgers, Oberst Brosch v. Arnau, welcher erst jüngst zum Truppendienste wieder zurückgekehrt ist, sowie der derzeitige Vorstand der erzherzoglichen Militärkanzlei Oberst Dr. Bardolff. Es läßt sich denken, daß der Thronfolger auf diese wichtigen Posten nur solche Männer beruft, die sein vollstes Vertrauen besitzen und von deren Fähigkeiten er nicht nur überzeugt ist, sondern sich auch überzeugt hat.

Und daß er diese Männer dermal nicht auch weiter in seiner nächsten Umgebung halten und ihnen als Kaiser das Vertrauen nicht entziehen wird, welches er ihnen als Thronfolger entgegengebracht hatte, ist selbstverständlich. Die Namen Brosch v. Arnau und Dr. Bardolff wird man sich darum merken müssen, denn sie werden uns in der Geschichte des zukünftigen Österreichs noch des Öfteren begegnen. Übrigens sind beide hochgebildete Offiziere, durchaus modern denkende Menschen, die nichts gemein haben mit jenem Muckertume, das sich so oft an die Höfe herandrängt. Und das ist eigentlich das Auffallende: alle Persönlichkeiten, die Erzherzog Franz Ferdinand in seine Nähe zieht oder die seine Umgebung ausmachen, sind durchwegs Menschen mit offenem, freien Blick, Menschen von Geist und Bildung, die keineswegs dem Fortschritte im Wege stehen und doch will das alte Lied nicht verstummen, welches den zukünftigen Kaiser der habsburgischen Monarchie als Finsterling und Reaktionär besingt. Wie lächerlich, in Erzherzog Franz Ferdinand, diesem Manne voller Wissen, Geist und Bildung, einen Finsterling, einen Reaktionär erblicken zu wollen. Wenn etwas diese Legenden Lügen strafen kann, so mußte es ein Blick auf seine Umgebung, auf jene Männer, denen er sein Vertrauen geschenkt hat, tun, unter welcher nicht ein einziger zu finden ist, welcher den Titel des Finsterlings oder Reaktionärs verdiente.

Und wenn man den Blick auf diesen Kreis von Menschen gerichtet hält, welche schon heute dazu berufen sind, die Ratgeber und Arbeitshelfer des zukünftigen Kaisers zu sein, so kann insbesonders eine Persönlichkeit nicht übersehen werden, die sozusagen Erzherzog Franz Ferdinand am allernächsten steht: sein langjähriger Obersthofmeister Baron Rumerskirch. Seinem erzherzoglichen Herrn treu ergeben,

genießt er dessen Vertrauen in vollstem Maße und scheint wohl dazu ausersehen, einst der Obersthofmeister des kommenden Kaisers zu werden. Baron Rumerskirch, welcher den Rang eines Majors a. D. bekleidet, entstammt einem altösterreichischen Adelsgeschlechte und ist ein noch junger, eleganter Weltmann, welcher mit einer umfassenden Bildung liebenswürdige Manieren und Umgangsformen verbindet und zu seinem jetzigen und einem noch höheren Hofamte förmlich prädistiniert erscheint.

Die Leitung der auswärtigen Politik ist erst in diesen Tagen aus den Händen des verstorbenen Grafen Aehrenthal in die des Grafen Berchtold übergegangen. Graf Berchtold, der neue Minister des Äußern und des kaiserlichen Hauses, zählte schon lange zu jenen jüngeren Diplomaten, von welchen man erwartete, daß sie einst an maßgebender Stelle stehen würden. Graf Berchtold, der sowohl das Vertrauen des Kaisers wie des Thronfolgers genießt, wurde vorzeitig und gegen seinen Wunsch in dem Augenblick zum Minister des Äußeren ernannt, als sein Vorgänger Graf Aehrenthal die Augen für immer schloß. Er wurde berufen, die großen und schweren Fehler des Grafen Aehrenthal wieder gut zu machen und man wird in dem Grafen Berchtold eine Persönlichkeit erblicken müssen, welche lange im Vordergrund der österreichischen Zeitgeschichte stehen wird. Graf Berchtold war der Nachfolger Aehrenthals auf dessen Botschafterposten in Petersburg, welchen er aber verließ, als nach der serbischen Kriegsgefahr die Wege der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns und Rußlands immer weiter aus einander gingen und Berchtolds Ratschläge am Wiener Ballhausplatze auf taube Ohren stießen. Seit damals lebte Graf Berchtold ganz seinen Passionen als Privatmann und obwohl er nicht die Absicht hatte, sein beschauliches Privatleben sobald zu

verlassen, drang sein Name immer wieder als der Nachfolger Aehrenthals am Ballhausplatze in die Öffentlichkeit, bis das Gerücht eines Tages zur Tatsache geworden war. Graf Berchtold ist Ungar, aber einer jener ungarischen Magnaten, die auch in der österreichischen Gesellschaft bekannt und populär sind. Er ist mit der Gräfin Ferdinanda Karolyi verheiratet, mit welcher er in einer mustergiltigen Ehe lebt, der drei Kinder entsprossen sind. Der älteste Sohn Graf Louis steht gegenwärtig im achtzehnten Lebensjahr und besucht die achte Klasse des deutschen Obergymnasiums in Ungarisch-Hradrisch in Mähren; der zweite Sohn, Graf Bela, der erst zehn Jahre alt ist, genießt eine durchaus ungarische Erziehung, was hervorgehoben zu werden verdient, weil die ungarischen Chauvinisten das Ungarntum des Grafen Berchtold nicht recht anerkennen wollen und ihm vorwerfen, daß er auch seine Kinder nicht in ungarischem, sondern im deutschen und österreichischen Sinne erziehe. Sein dritter Sohn, Graf Bela, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, ist vor einigen Jahren gestorben. Graf Berchtold gehört zu den reichsten Magnaten und der Stammsitz seines Hauses ist Schloß Buchlau in Mähren, das durch die Buchlauer Abmachungen in der Annexionsfrage zu einer historischen Berühmtheit geworden war. Graf Berchtold stand zur Zeit, als er Botschafter in Petersburg war, in hohem Ansehen bei der dortigen Gesellschaft und unterhielt mit dem damaligen russischen Minister des Äußern, Herrn Iswolski, freundschaftliche Beziehungen, so daß derselbe zweimal nach Schloß Buchlau kam, um als Gast des Grafen in dessen ausgedehnten Forsten nach Hochwild zu jagen. Als dann die Annexion Bosniens in die Erscheinung trat, arrangierte Graf Berchtold eine Zusammenkunft zwischen dem Grafen Aehrenthal und Herrn Iswolski auf Schloß Buchlau, bei

welcher die später berühmt gewordenen Abmachungen betreffs der Annexion Bosniens zwischen den beiden leitenden Staatsmännern Österreich-Ungarns und Rußlands zustande kamen. Von russischer Seite wurden wohl diese Abmachungen späterhin abzuleugnen versucht, aber die kleine Marmortafel, welche Graf Berchtold über dem Kamin jenes Zimmerchens, in welchem die eingehende Besprechung der beiden Staatsmänner stattfand, einsetzen ließ, ist hier der klassische Zeuge. In goldenen Lettern verkündet sie der Nachwelt: „Hier war es, wo Se. Exzellenz der russische Minister Herr Iswolski und Se. Exzellenz Graf Aehrenthal die Annexion Bosniens besprochen haben."

Graf Berchtold führt ein sehr einfaches, seiner Familie, seinem Studium und Humanitätssinne gewidmetes Leben und wir finden bei ihm dieselben Traditionen, die im Hause des Erzherzogs Carl Ludwig heilig gehalten wurden und auf den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand übergegangen sind und sehen ihn daher wie die meisten, welche zu den Vertrauten des letzteren gehören, auf den gleichen Lebenspfaden wie diesen wandeln gleich ihm dieselben Lebensprinzipien hochhaltend. Als Gutsherr ist Graf Berchtold der Vater seiner Beamten und das Dorf Buchlowitz verdankt alle seine Wohlfahrtseinrichtungen der Municifenz des Schloßherrn. Aber das ist wie gesagt schon Tradition und überrascht bei den Berchtolds nicht mehr. War ja doch schon des Grafen Urgroßvater, Graf Leopold v. Berchtold, als Wohltäter seiner Gegend berühmt. Während der französischen Kriege verwandelte er sein Buchlauer Schloß in ein Spital, das an der Stirnseite eine Tafel trug, auf welcher die schönen Worte, das Bekenntnis einer wahrhaft edlen Menschenseele zu lesen waren: „Jeder, der von hier gesund in seine Heimat zurückgekehrt, schicke uns zum Danke für seine Genesung einen Kranken."

Im Jahre 1809 starb dieser edle Mann an einer Infektion, die er sich in diesem Spital selbst geholt hatte. Spät abends brachte man nämlich einen Soldaten im sterbenden Zustand in das Krankenhaus und als der alte Graf, dem der Tod des Soldaten keine Ruhe ließ, zur Totenkammer hinabschritt, um den Verstorbenen zu untersuchen und die Todesursache festzustellen, zog er sich eine Infektion zu, der er erlag .... Dieser Geist der Menschenfreundlichkeit ist noch heute lebendig im Hause Berchtold und Gräfin Ferdinandea hat erst vor vier Jahren in windgeschützter Lage hinter Buchlau ein großes, modernes Krankenhaus für die Armen und Enterbten erbauen lassen. Weilt das gräfliche Paar auf Schloß Buchlau, so wird in der Schloßkapelle jeden Morgen eine Messe gelesen, bei welcher die jungen Grafen ministrieren. In Wien bewohnt das gräfliche Paar ihr im neunten Bezirke gelegenes Palais Strudelhof, in welchem sich eine reiche Bibliothek befindet. Auch Schloß Buchlau hat seine großangelegte Bibliothek, neben einem weit und breit berühmten Schloßarchiv und der prachtvollen Mineralsammlung, welche die erlesensten Seltenheiten aufweist .... So ist denn in die Hände eines feinsinnigen ungarischen Kavaliers die Leitung der auswärtigen Politik der Monarchie gelegt worden, eines Kavaliers, der sich zu jener Richtung ungarischer Politiker bekennt, welche das Heil ihres engeren Vaterlandes und ihrer Nation nicht in einem uferlosen Kampfe gegen Österreich, sondern im harmonischen Zusammenwirken aller Völker unter habsburgischem Szepter gelegen erachten. Diese Richtung hat wohl in den letzten Dezenien eine starke und stete Zurückdrängung durch den immer mehr überwuchernden Chauvinismus erfahren, aber ausgestorben ist sie keinesfalls. Im Gegenteil, man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Zeit noch

kommen wird, in welcher sich diese Richtung zum Segen der Monarchie wieder zum Worte melden und in den Vordergrund treten wird.

Wenn man diesen Gedanken erwägt, drängt sich einem ganz von selbst die Frage auf, wo sind in Ungarn die Männer der Zukunft, gibt es dort solche? Diese Frage ist eine umso wichtigere und auch interessantere, weil ja ganz allgemein der Thronfolger als ein Gegner der Ungarn verschrien ist und in dieser Richtung seit vielen Jahren die seltsamsten Märchen Verbreitung und vielfach auch Glauben gefunden haben. Wären diese Märchen Wahrheit, dann hätte sich der Thronfolger doch wohl mit aller Kraft dagegen stemmen müssen, daß die Leitung der auswärtigen Politik und das Ministerium des kaiserlichen Hauses in die Hände eines ungarischen Magnaten gelangte, dann hätte er nie einem Grafen Berchtold sein Vertrauen in so hohem Maße zuwenden können. Aber noch mehr, dann würden die Männer der Zukunft in Ungarn nicht unter den Ungarn, sondern lediglich unter den Führern der ungarischen Nationalitäten zu suchen sein. Was wir aber sehen, ist, daß Erzherzog Franz Ferdinand eine ganze Reihe ungarischer Kavaliere und Politiker mit seinem Vertrauen und auch mit seiner Freundschaft beehrt. Der „Ungarnhaß" des Thronfolgers kann unmöglich so groß sein als es vielfach behauptet wurde, weil er, kaum daß er das Belvedere als Residenz bezogen hatte, sofort einen Ungarn als Sprachmeister an seinen Hof berief. Es war das der päpstliche Kämmerer Dr. Josef Lányi, welcher lange Jahre im Belvedere wirkte und so sehr das Vertrauen des Erzherzogs gewann, daß er eine gar einflußreiche Rolle zu spielen in die Lage kam. Als er später zum Nachfolger des Bischofs Rimely ernannt wurde und die Leker Abtei übernahm, sah der Thronfolger diesen un-

garischen Kirchenfürsten nur mit tiefem Bedauern von seinem Hofe scheiden. Dr. Lányi war die ganze Zeit über, die er am Belvedere wirkte, Gegenstand zahlreicher und heftiger Angriffe seiner chauvinistischen Landsleute und erst als er Wien verließ und als Weihbischof nach Ungarn zurückkehrte, brach man in Klagen darüber aus, daß der „letzte ungarische Berater den erzherzoglichen Hof verlassen habe" und Ungarn an demselben keinen „Fürsprecher" mehr hätte. Weihbischof Dr. Lányi nahm aber das Vertrauen des Thronfolgers auf seinen Posten mit sich und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß der Erzherzog noch oft und gerne die Ratschläge dieses hochgebildeten und weltklugen Kirchenfürsten in Anspruch nahm.

Wenn dies aber auch nicht der Fall gewesen wäre, so gab es immerhin noch eine ganze Reihe anderer ungarischer Politiker, welche jederzeit Zutritt zum Thronfolger hatten und auch heute noch haben. Da ist in erster Linie der ungarische Reichstagsabgeordnete Graf Eugen Karacsonyi zu nennen, welchen Erzherzog Franz Ferdinand geradezu mit seiner Freundschaft auszeichnet, dann Graf Ladislaus Szapary und nicht zuletzt Graf Johann Zichy, wie denn überhaupt die gräfliche Familie Zichy am Hoflager des Thronfolgers sich der größten Beliebtheit und Wertschätzung erfreut. Als Erzherzog Franz Ferdinand vor zehn Jahren seine bekannte Petersburger Reise antrat, welche der Anbahnung besserer Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland galt und in der Tat auch mit den, den bedrohten Balkanfrieden schützenden Mürzsteger Abmachungen abschloß, entschied er sich dafür, um auch der Parität Ungarns bei diesem höfischen Akte Ausdruck zu verleihen, je ein Mitglied der österreichischen und der ungarischen Aristokratie als Ehrenkavaliere in sein Gefolge aufzunehmen. Er bestimmte hierfür den Fürsten

Windischgraetz und den Grafen Johann Zichy. Leider hatte diese gute Absicht des Thronfolgers ihren Zweck verfehlt und führte Dank des Überschwanges der damaligen ungarischen liberalen Regierungspartei und der Taktlosigkeit des damaligen ungarischen Kabinettschefs Koloman v. Szell zu den peinlichsten Weiterungen. Graf Johann Zichy wurde nicht goutiert, weil er der Führer der ungarischen Katholiken, also ein „Klerikaler“ war und Koloman v. Szell schwang sich über Drängen seiner Partei zu einem Protest auf und das erst zu einer Zeit, als schon die Einladungen des Thronfolgers durch das erzherzogliche Obersthofmeisteramt an die beiden in Aussicht genommenen Kavaliere abgegangen waren. Man verlangte, wenn der Erzherzog schon einen Führer der ungarischen Katholiken mitnehme, so müsse er auch einen Vertreter der Protestanten und einen der Liberalen, also drei statt einen, in sein Gefolge aufnehmen. Dies wurde natürlich abgelehnt und schließlich mußte auch Graf Zichy daheim bleiben. Das Ende war Verstimmungen nach allen Seiten und die vermehrte Neuauflage der Gerüchte über die Ungarnfeindlichkeit des Erzherzogs Franz Ferdinand. Wie weit diese Gerüchte berechtigt sind, geht aus dem Umstande zur Genüge hervor, daß der Draht, welcher vom Belvedere, der Residenz des Thronfolgers, in das ungarische Lager läuft, nicht abgerissen ist, daß ein solcher, obwohl gewöhnlich geleugnet, überhaupt existiert und daß es auch in Ungarn eine Reihe von Persönlichkeiten gibt, die das Epitheton „Männer der Zukunft“ verdienen.

In der gleichen Weise wie zur ungarischen Aristokratie unterhält Erzherzog Franz Ferdinand auch zu der österreichischen enge und freundschaftliche Beziehungen. Aus der letzteren sind schon viele große Staatsmänner, schöne und richtunggebende Talente hervorgegangen. Wie Dr. Ladis-

laus Rieger, der größte Sohn des böhmischen Volkes, vor Dezennien in Bezug auf den österreichischen Hochadel sagte: „O, wir sehen in seinem Nachwuchse tüchtige Talente und da vor allem die jungen Grafen Franz Thun und Friedrich Schönborn", so darf man auch heute manches von dem österreichischen Hochadel erwarten. Graf Mendsdorff-Pouilly ist ein heller politischer Kopf, in dem ein tüchtiges Stück staatsmännisches Talent steckt. Er gehört derzeit dem Herrenhaus an, gilt als ein ausgezeichneter Kenner des deutsch-tschechischen Sprachenproblemes und steht auf streng österreichischer Basis. Unerschrocken verficht er publizistisch seine politischen Ideen und versteht es, auch im gegnerischen Lager Achtung und Anerkennung zu erringen. Graf Mensdorff-Poullih darf sich rühmen, die freundschaftliche Zuneigung des Thronfolgers zu besitzen und ein on dit behauptet, daß er mit dem Erben der habsburgischen Krone sogar auf dem Dufuße stünde.

Ein nicht minder hervorragendes politisches Talent ist Graf Ernst Sylva-Tarouca, welcher früher dem Abgeordnetenhause angehörte und eine Zeitlang die Führerschaft des konservativen Klubs inne hatte. Graf Sylva-Tarouca, welcher gleichfalls zu den Vertrauensmännern des Thronfolgers gehört, ist ein glänzender Redner, ein Mann von umfassendem Wissen und liebenswürdigen Umgangsformen, die geeignet sind, auch den Gegner zu versöhnen und zu entwaffen. Als er sich nach der Wahlreform, durch welche das Kurienparlament in das jetzige Volkshaus verwandelt wurde, aus demselben zurückzog, sah man ihn allgemein mit Bedauern scheiden.

Wollte man ein umfassendes Bild aller jener Persönlichkeiten geben, die durch ihr Können und Wissen, Talent und Beziehungen berufen erscheinen, in der Zukunft Öster-

reichs eine hervorragende Rolle zu spielen, oder doch wenigstens mit ihrem Rat die Wege öffnen und ebnen zu helfen, die bestritten werden sollen, dann würde das den Rahmen dieser Erörterungen weit überschreiten, wie man ja auch bei Behandlung gerade dieser Materie sich in gewissen Grenzen halten muß und nicht übersehen darf, daß nur ein mehr in allgemeinen Umrissen gehaltenes Bild geboten werden kann. So birgt neben dem Hochadel auch die österreichische Bureaukratie manch' prächtige Blüte, manch' schönes Talent, so daß der Österreicher keineswegs mit Pessimismus in die Zukunft zu blicken braucht. Es wird sich nur darum handeln, alle diese Talente auch zu entdecken, sie heranzuziehen und auf den rechten Platz zu stellen verstehen. Daß dies aber geschehen wird, darauf wird man sich wohl verlassen können. Österreichs Zukunft ist in guter Hut und wir haben keinen Grund, an ihr zu verzweifeln!

VI.

Dualismus, Trialismus oder Einheitsstaat.

Die Gegner des Dualismus — Die alten Centralisten — Die föderalistische Idee — Die Deutschen und der Dualismus — Das Los von Ungarn — Die Antidualisten in Ungarn — Die 48ger Parteien — Die Personal-Union — Der Zusammenbruch der 67ger Richtung — Groß-Österreich — Die Großösterreichische Propaganda und die österr. Völker — Die Furcht vor Groß-Österreich — Absagen über Absagen — Groß-Österreich und die Südslaven — Die Fiumaner Resolution — Die serbisch-kroatische Koalition — Ihre Hetze gegen Wien u. Österreich — Hochverräterische Umtriebe — Der Vatikan und Groß-Österreich — Die Christlich-Sozialen und Groß-Österreich — Das Ende Groß-Österreichs — Die trialistische Idee — Was ist der Trialismus und wohin führt er? — Groß-serbische Träume und Pläne — Die Hinterabsichten Belgrads — Die Aufgaben der serbisch-kroatischen Koalition — Wie die Koalition in Kroatien herrschte — Unaufrichtigkeit und Doppelspiel — Was will die Koalition? — Warum die Koalitionisten Trialisten wurden — Die Hetze gegen Banus Cuvaj — Seine Ernennung zum königl. Kommissär — Wer trägt die Schuld? — Die falschen Freunde Österreichs und der Dynastie — Die Gefahren des Trialismus Wer will den Trialismus? — Die Mission der kroatischen Bane — Der Trialismus ein totgebornes Kind — Ein Wort des Kaisers — Die Vorakten des Ausgleiches — Ein gesunder Dualismus.

Der Dualismus, die große Schöpfung Kaiser Franz Josefs, durch welche die habsburgische Monarchie vor fünfundvierzig Jahren auf neue Grundlage gestellt wurde und der einen endgiltigen Friedensschluß für ewige Zeiten dar-

stellen sollte, hat von allem Anfange an der Gegner genug besessen. Die alten Zentralisten konnten sich trotz des Ausgleiches, der in den sechziger Jahren zwischen den Deutschen Österreichs und den Ungarn zustande gekommen war und beide Teile zu den Trägern und Schützern des Dualismus machte, in die Zweiteilung der Monarchie nicht hineinfinden und predigten die Rückkehr zum alten einheitlichen österreichischen Kaiserstaate. In Österreich stießen sie damit auf wenig Verständnis, denn die Deutschen waren in das Lager der dualistischen Idee abgerückt und die nichtdeutschen Völker der österreichischen Reichshälfte vermochten sich für den alten Zentralismus nicht zu erwärmen, weil sie seine germanisatorischen Tendenzen fürchteten und die Zeit für gekommen hielten, um den Dualismus zum Föderalismus umgestalten zu können. Lange Jahre beherrschte die föderalistische Idee die nichtdeutschen Völker Österreichs und es gab viele ernste Männer, welche in ihr die Zukunft der habsburgischen Monarchie erblickten und fest davon überzeugt waren, daß es zu einer solchen Umgestaltung derselben kommen werde. Hatten die alten Zentralisten unter den ungarischen Nationalitäten der Anhänger genug gefunden, die sich nach der Rückkehr zum alten kaiserlichen Österreich sehnten und fanden sie in dem Fortleben des Unabhängigkeitsgedankens in Ungarn, welcher den im Jahre 1867 geschlossenen Ausgleich mit Wien nicht anerkennen wollte, eine Bekräftigung für ihre Auffassung, daß der Dualismus kein endgiltiges Friedenswerk sein könne und man den Weg zu den Verhältnissen vor dem Jahre 1867 wieder zurück werde gehen müssen, so verdrängte in den späteren Jahren die föderalistische Propaganda die zentralistische Idee immer mehr, bis letztere gänzlich aus der öffentlichen Diskussion verschwand. Die Föderalisten hatten auch den Weg zu den ungarischen Na-

tionalitäten gefunden und die nachwachsenden Generationen gebaren keine Zentralisten mehr. Einer seiner Gegner, den Zentralismus, hatte der Dualismus überlebt und da es der in Ungarn herrschenden liberalen Partei gelang, die Unabhängigkeitsidee im Lande zurückzudrängen, ihre Anhänger zu dezimieren, so war damit eines der Hauptargumente beseitigt, auf welches sich die Zentralisten mit ihren Ideen und Prophezeiungen stützten. Auf einzelnen Schlössern, in den Wiener Palästen des Hochadels, in der Stille mancher Staatskanzleien fand man noch hie und da einen alten Herrn, der sich als Zentralist bekannte und das Sterben dieser Idee nicht begreifen konnte. Der Dualismus aber hatte von ihr nichts mehr zu fürchten, sie war bereits ein überwundener Standpunkt.

Um so heftiger setzte dafür die föderalistische Propaganda ein. Tschechen und Slowenen, Serben und Kroaten, Rumänen und Ruthenen standen im Banne dieser Idee und riefen ungestüm nach einer Umgestaltung Österreich-Ungarns auf föderalistischer Grundlage. Die Erhaltung des Dualismus war damals aber starres Staatsprinzip, an dem man nicht rütteln ließ. Der Hof, die gemeinsame Regierung und die beiden Kabinette von Cis und Trans marschierten in geschlossener Schlachtreihe, um den Ansturm der Föderalisten zurückzuweisen und den Dualismus zu erhalten. Von den Völkern Österreichs standen fast alle auf der Seite der Föderalisten, waren die Deutschen die einzigen, welche mit Unterstützung der Polen das dualistische Staatsprinzip verteidigten. Heute ist auch der Föderialismus, welcher einst die dualistische Idee so sehr bedrängte, ein überwundener Standpunkt, er zerschellte an dem eisernen Willen der regierenden Kreise, an der dualistischen Grundlage der Monarchie nicht rütteln zu lassen und kurze Jahre hindurch

konnte sich der Dualismus seines Sieges erfreuen, alle Gegner niedergerungen zu haben.

Dieses Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Das gute Verhältnis zwischen den Deutschen Österreichs und den Ungarn hatte mehrfache Trübungen erfahren, die Kämpfe, welche Ungarn um Errungenschaften auf dem Gebiete des Heereswesens und der gemeinsamen Belange führte, ließen ernste Verstimmungen zwischen beiden Reichshälften auftreten und zudem begann die Unabhängigkeitsidee in Ungarn neuen Boden zu gewinnen. Der Föderalismus war in Österreich wohl begraben worden, allein die antiungarische Stimmung war unter den nichtdeutschen Völkern der österreichischen Reichshälfte erhalten geblieben und schäumte auf, als sich in Ungarn die staatsrechtlichen Querelen türmten und ein staatsrechtlicher Konflikt den anderen jagte und griff auch auf die deutschen Kreise über, die bisher in Cisleithanien die festesten Stützen des Dualismus waren. Das „Los-von-Ungarn“, welches bis dahin nur eine Parole der Nichtdeutschen war, hallte mit einem Male auch im deutschen Lager wider, das sich schrittweise vom Dualismus abzukehren begann. Die Christlich-Sozialen waren die ersten, welche sich der ungarischen Nationalitäten annahmen und das „Los-von-Ungarn“ unter die Deutschen Österreichs verpflanzten. Der Dualismus war unversehens in eine sehr ernste Gefahr geraten. In Österreich waren alle Völker und alle Parteien zu Gegnern des dualistischen Prinzipes geworden und in Ungarn selbst erwuchs demselben nebst den Nationalitäten in der Unabhängigkeitspartei ein grimmiger Gegner, der täglich im Lande an Umfang gewann und an Stelle der dualistischen Staatsform die Trennung Ungarns von Österreich setzen wollte. Wer war noch für den Dualismus? Niemand als die alte liberale Partei Ungarns, die mit den

sogenannten 48gern einen Kampf auf Tod und Leben um die Erhaltung der 67 ger Ausgleichsideen und den darauf basierenden Dualismus führte.

Was die sogenannten 48 ger an die Stelle des Dualismus setzen wollten, wußte man: ein vollständig selbständiges Königreich Ungarn mit eigener Armee, Zoll- und Finanzwirtschaft, das nur durch die Gemeinschaft mit demselben Herrscher mit Österreich verbunden sein sollte. Statt Dualismus also Personalunion. In Österreich dagegen schrie man unisono „Los-von-Ungarn“, aber darüber, was an Stelle des Dualismus gesetzt werden sollte, war sich niemand klar. Den alten Zentralismus konnte man aus der politischen Rumpelkammer nicht hervorholen, weil die nichtdeutschen Völker Österreichs von ihm ebensowenig etwas wissen wollten wie die Nationalitäten Ungarns und der Glaube an den allein selig machenden Föderalismus, welcher Deutsche und Polen zu den entschiedensten Gegnern hatte, war längst verflogen. Und so rief man denn nach einer Revision des Dualismus, nach einer Neugestaltung des Verhältnisses zu Ungarn, während die Dritten einfach erklärten, Österreich müsse marschieren und Ungarn noch einmal — erobern! Nur das kleine Häuflein der Alldeutschen hatte sich zu diesem Vers seine Melodie gemacht. Die Alldeutschen akzeptierten das Programm der ungarischen 48 ger und verlangten gleichfalls die Ersetzung des Dualismus durch die Personalunion und als Entgelt hierfür die Zollgemeinschaft mit dem deutschen Reiche.

Jedenfalls, fest stand der dualistische Gedanke damals nicht mehr. Alle seine Freunde und Anhänger hatten ihn verlassen und aus diesem Milieu heraus wuchsen dann die verschiedenen Probleme, welche heute den Staatsbürger die Frage tun lassen, auf welche Basis wohl in Zukunft die

habsburgische Monarchie gestellt sein wird, auf dualistische oder tridalistische, oder ob es am Ende gar wieder zurück geht zum alten kaiserlichen Einheitsstaat?

Zu allem Unglücke für den Dualismus war in Ungarn die siebenundsechziger Richtung zusammengebrochen. Seit Banffys Rücktritt von der Ministerpräsidentschaft wütete im ungarischen Reichstag die Obstruktion, drohte die Unabhängigkeitspartei die Anhänger des Dualismus niederzuringen. Koloman v. Szell, der Baron Banffy in der Regierung nachgefolgt war, hatte das Haus aufgelöst, allein seine „reinen" Wahlen brachten eine solche Anschwellung des Machtbesitzes der Unabhängigkeitspartei, daß alle Freunde der dualistischen Staatsform mit Erschrecken in die Zukunft sahen. Als dann Graf Tißa mit eiserner Faust der Obstruktion ein Ende machen wollte und sich schließlich gezwungen sah, gleichfalls an die Wähler zu appellieren, kam es zur Katastrophe, die Baron Banffy lange vorher vorausgesehen hatte. Mit prophetischer Geste sagte er mir, kurz nachdem er sich von den Staatsgeschäften auf den Posten eines ungarischen Obersthofmeisters zurückgezogen hatte: „Glauben Sie mir, ich war der letzte dualistische Ministerpräsident Sr. Majestät!" . . . Er behielt recht. Die Neuwahlen, die sein zweiter Nachfolger, Graf Tißa, durchführte, ergaben das Ende der dualistischen siebenundsechziger Partei. Alle ihre Häupter blieben als Besiegte auf der Wahlstatt zurück, die Unabhängigkeitspartei hatte den Reichstag und das Land erobert, das Los war gegen den Dualismus gefallen. Wer sollte ihn retten, nachdem sich selbst Ungarn gegen ihn ausgesprochen hatte und vor allem, was sollte an seine Stelle gesetzt werden? Damals schoß plötzlich eine neue Bewegung aus dem Erdboden hervor. In Wien hatte sich eine Gruppe von Männern zusammengetan und das Losungswort Groß=

österreich ausgegeben: Der alte habsburgische Einheitsstaat sollte auf neuer autonomistischer Grundlage wieder ins Leben gerufen werden und die von aller Welt verlassene dualistische Staatsform ablösen. Mit großer Begeisterung gingen die Apostel Groß-Österreichs an ihr Werk. Ein großösterreichischer Reichsausschuß war rasch gebildet und an alle Völker des Habsburgerreiches gingen die Proklamationen hinaus, in welchen dieselben aufgefordert wurden, sich in den Dienst der neuen Idee zu stellen. Allein, es zeigte sich bald, daß der von allen verlassene Dualismus, der in Ungarn selbst zusammengebrochen war, mehr Lebenskraft in sich hatte, als die neue großösterreichische Idee. Nicht nur die Völker Österreich-Ungarns standen derselben indifferent oder ablehnend gegenüber, sondern auch alle anderen Einflüsse, deren man zur Durchsetzung solch' großer Pläne bedurft hätte, blieben der groß-österreichischen Propaganda gegenüber kühl bis ans Herz hinan.

Die ersten, welche den großösterreichischen Gedanken ablehnten, waren die Deutschen. Sie erblickten in ihm die Gefahren des Föderalismus und fürchteten, daß ihr Einfluß in einem einheitlichen Großösterreich, in welchem sie gegenüber den nichtdeutschen Völkern allerdings die verschwindende Minorität bilden würden, gleich Null sein müßte und sie einer ewigen Majorisierung entgegengetrieben werden würden. Da zogen sie nun freilich den Fortbestand des Dualismus vor und meinten, daß sie über eine Revidierung desselben nicht hinausgehen wollen. Die gleiche Haltung nahmen die Polen ein. Sie befürchteten, daß ihnen das auf autonomistischer Grundlage stehende Großösterreich, das, wenn es allen seinen Völkern gegenüber gerecht sein wollte, nicht die Länder- sondern die Völkerautonomie in den Vordergrund stellen mußte, die Herrschaft in Galizien eindämmen und die

Ruthenen über den Kopf wachsen lassen wird. Auch von ihrer dominierenden Stellung, die sie im österreichischen Reichsrate seit Jahrzehnten inne haben, wollten sie nicht Abschied nehmen und sie mit der ungewissen Rolle vertauschen, welche sie in einem großösterreichischen Zentralparlamente zu spielen gehabt hätten. Auch sie zogen die Erhaltung des dualistischen Österreich-Ungarns dem Schaffen eines Groß-Österreichs vor. Die Tschechen, welche in dem antiungarischen Chorus die lautesten Rufer waren und sich einst für die föderalistische Umgestaltung der Monarchie auf das Lebhafteste einsetzten, enttäuschten einfach: sie wollten von einem großösterreichischen Einheitsstaate überhaupt nichts wissen und hatten für ihre ablehnende Haltung nur die eine Begründung, daß hinter der großösterreichischen Agitation germanisatorische Absichten stecken. Blieben also die Südslaven in Cis und Trans, von welchen man erwartet hatte, daß sie sich in hellen Scharen unter die großösterreichischen Fahnen stellen werden.

Die Südslaven enttäuschten aber am meisten. Während die groß-österreichischen Pläne von Deutschen, Tschechen und Polen ruhig abgelehnt worden war, stießen sie bei dem größten Teile der Südslaven auf leidenschaftlichen, ja haßerfüllten Widerstand. Mit Ausnahme der slovenischen Volkspartei und der Frank'schen kroatischen Rechtspartei war der gesamte slavische Süden der erbittertste Feind der großösterreichischen Idee. Die Proklamationen des groß-österreichischen Reichsausschusses wurden von den Serben und Kroaten mit Hohn aufgenommen und die Zeitungen Dalmatiens und Kroatiens begannen einen blindwütenden Kampf gegen Groß-Österreich, in welchem die groß-österreichischen Aposteln als Knechte der Kamarilla, als schwarzgelbe Lakaien beschimpft und ihnen gesagt wurde, daß Österreich und Wien

das Südslaventum jahrzehntelang ausgenützt und genarrt habe und man weder von Wien und Österreich, noch weniger aber von Großösterreich unter den Südslaven etwas mehr wissen wolle. Die Südslaven werden ohne Wien und wenn es sein müsse gegen Wien ihren Weg gehen und ihr Ziel erreichen. Über die Südslaven, welche sich in den Dienst der groß-österreichischen Idee stellten, wurde das Anathema verhängt und dieselben als Verräter am Südslaventume stigmatisiert. Als ein kroatischer Geistlicher in Wien eine Versammlung einberief, um in derselben das groß-österreichische Programm zu entwickeln, fand sich die gesamte serbokroatische Studentschaft Wiens in derselben ein und schrie ihn nieder. Nur sein Priesterkleid und die von einigen Besonnenen ausgegebenen Parole, daß er ein Narr sei, schützte ihn vor Tätlichkeiten. In einer anderen von dem großösterreichischen Reichsausschusse einberufenen Volksversammlung sprach ein Serbe aus Kroatien in der heftigsten Weise gegen Österreich, nannte es einen „Kadaver", mit welchem sich das Südslaventum zu verbünden ablehne und beschimpfte unter dem Beifalle seiner Gesinnungsgenossen und einiger anwesenden — alldeutschen Studenten die Propagandisten der groß-österreichischen Idee als schwarzgelbe Lakaien und Sendlinge der Wiener Kamarilla.

Was war geschehen, daß das Südslaventum, welches von den Großösterreichern mit den stärksten Accenten und unter Anrufung ihrer traditionellen dynastischen Treue zur Rückkehr unter die österreichischen Fahnen zu bewegen versucht wurde, so vollständig versagte? Die Parteien der serbisch-kroatischen Koalition, welche zur Zeit, da sie gegen den Banus Khuen-Hedervary in Opposition standen, vor Austrophilismus trieften und die damals herrschende Nationalpartei wegen ihres Magyarophilimus leidenschaftlich be-

kämpften, hatten sich auf dem Boden der sogenannten Fiumaner Resolution plötzlich gegen Österreich und die habsburgische Dynastie zusammengeschlossen und sich mit der gegen Wien in heftigstem Kampfe liegenden ungarischen Unabhängigkeitspartei verbrüdert. Was wollte die Fiumaner Resolution und was war sie? Sie wollte nicht mehr und nicht weniger als die Losreißung aller südslavischen Länder von Österreich und deren Zusammenschluß zu einem eigenen südslavischen Reiche, das mit dem selbständig gewordenen Königreiche Ungarn in einem Bundesverhältnis stehen sollte — also nackter Hochverrat. Herr Peter von Serbien war natürlich mit im Spiele, er sah den großserbischen Weizen aufblühen, hatte man doch Belgrad als die Zentrale des mit Hilfe der ungarischen Unabhängigkeitspartei zu schaffenden selbständigen Südslavenreiches proklamiert, pilgerten doch die Apostel der serbisch-kroatischen Koalition und der ungarischen Unabhängigkeitspartei unausgesetzt nach Belgrad, um sich dort mit dem Großserbentume gegen Österreich und die habsburgische Dynastie zu verbrüdern. Die allslavische Propaganda, die damals gleichfalls in vollster Blüte stand, half wacker mit, daß Feuer gegen Österreich zu schüren und so griff denn die antiösterreichische und antidynastische Agitation der serbisch-kroatischen Koalitionisten immer weiter um sich, eroberte Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina und griff selbst bis nach Krain und Steiermark über, wo die von dem seither vom politischen Schauplatz verschwundenen Laibacher Bürgermeister Hribar geführten liberalen Slovenen vollends in das panslavistische Lager übergegangen waren und wie hypnotisiert nach Belgrad starrten. Die warnenden Stimmen der sogenannten klerikalen Slovenen und der kroatischen Rechtspartei verhallten wirkungslos und als Dr. Josip Frank Miene machte, mit der groß-öster-

reichischen Idee zu paktieren, fielen die Blätter der serbisch-kroatischen Koalition wie die Wölfe über ihn her, beschuldigten ihn des Verrates an dem kroatischen Volke und goßen die Schale des Zornes und der Verachtung über diesen Mann, der es wagen wollte, sich mit Wien, dem mit einem Male so verhaßten Wien, zu verbinden!

Unter solchen Umständen war es klar, daß die groß-österreichische Idee nicht reüssieren werde. In Ungarn fürchtete man sich eigentlich ganz umsonst. Die groß-österreichische Trompete blies wohl zur Sammlung, allein niemand meldete sich, um sich für die groß-österreichischen Fahnen anwerben zu lassen — die Völker und Parteien an die man sich wandte, zogen es vor, mit Ungarn in der einen oder der anderen Weise sich abzufinden. Aber auch die außerhalb oder über den Parteien liegenden Einflüsse wollten sich aus verschiedenen Erwägungen für die groß-österreichische Idee nicht erwärmen und versprachen sich von einer neuerlichen Ordnung auf der Basis des Dualismus, der um jene Zeit so ziemlich von allen Völkern abgelehnt worden war, mehr Erfolg. Man kann über diese Dinge nur mit allgemeinen Andeutungen hinweggehen, weil man, wollte man detailierte Mitteilungen machen, Indiskretionen begehen müßte, die angesichts dieser heiklen Materie doch wohl unterbleiben müssen. Es sei nur darauf verwiesen, daß alle staatlichen Faktoren auf dem Standpunkte der Aufrechterhaltung des Dualismus standen und trotz des Niederbruches der dualistischen Richtung in Ungarn darauf hinarbeiteten, daß das Verhältnis der beiden Länder wieder auf der Grundlage des dualistischen Ausgleiches aufgebaut werde, welcher damals, wie schon früher einmal erwähnt, abgelaufen war und weder in Österreich noch in Ungarn eine Erneuerung erfuhr, sondern nur durch ein Machtwort des Kaisers von

Jahr zu Jahr eine provisorische Verlängerung erhielt. Als dann auch noch von maßgebender katholischer Seite an die großösterreichischen Führer der Wink kam, daß man auf den Einfluß von dieser für die großösterreichische Idee nicht rechnen dürfe, schien auch dieser Gegner des Dualismus abgetan, welchem ein neuerlicher Freund erstanden war. Einem der groß-österreichischen Führer wurde nämlich von autoritativer Seite mitgeteilt, daß die Kurie in der Zertrümmerung Ungarns keinen Vorteil für die katholische Sache erblicken könne, nachdem damit die Gefahr einer Zertrümmerung des ungarischen Episkopates verbunden sei und ernstlich zu erwägen wäre, ob die groß-österreichische Idee nicht mehr der Orthodoxie als der katholischen Kirche nützen würde. Die katholischen Ungarn gegen die orthodoxen Serben und Rumänen auszuwechseln, dazu habe man in Rom weder Interesse noch Veranlassung .... also auch Rom wandte Groß-Österreich den Rücken und zog die Aufrechterhaltung der dualistischen Staatsform den Neuschaffungen vor .... mit wem und vor allem für wen sollte das Groß-Österreich gemacht werden? Tiefe Mißstimmung ergriff die Reihen der Großösterreicher, die bald darauf die Konsequenz aus allen diesen Erscheinungen ziehen konnten: das von der ungarischen Koalition so heftig befehdete Kabinett Fejerváry war entlassen worden und die Koalition zur Regierung in Ungarn gelangt. Kaiser Franz Josef empfing den Sohn jenes Kossuths, der im Jahre 1848 das Haus Habsburg der ungarischen Krone für verlustigt erklärt hatte, in der Hofburg und machte ihn zu seinem Minister.

Mißmutig wollten die großösterreichischen Führer schon ihre Fahne einrollen, als ein neues Ereignis eintrat, welches der großösterreichischen Idee eine kurze Renaissance verlieh: ein Teil der christlich-sozialen Partei griff das großöster-

reichische Programm auf und es schien, als sollte es jetzt aus dem toten Wasser in die lebendige Strömung gelangen. Unter den ungarischen Nationalitäten erwachte neue Begeisterung, in den Kreisen der kroatischen Rechtspartei und der slovenischen Volkspartei begann man sich angelegentlicher mit dem groß-österreichischen Gedanken zu befassen — da traten neue Ereignisse ein, welche den groß-österreichischen Plänen ein radikales Ende bereiteten. Dem österreichischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck war es gelungen, mit dem ungarischen Koalitionsministerium Wekerle den Ausgleich auf dualistischer Basis bis zum Jahre 1917 zu erneuern und die Christlich-Sozialen waren unter Geßmanns Führung in die Regierung und Regierungsmehrheit eingetreten und setzten ihre Unterschriften unter das Ausgleichswerk, durch welches der Fortbestand des Dualismus auf eine Reihe von Jahren hinaus gesichert und allen antidualistischen Pläne für diese Zeit wenigstens ein Ende gemacht wurde. Damit war nicht nur der Glaube der ungarischen Nationalitäten — genau gesprochen der Slovaken und Rumänen — an ein Groß-Österreich entschwunden, sondern auch der Glaube der großösterreichischen Führer an die Möglichkeit des Gelingens ihrer Ideen vorbei und die großösterreichische Fahne sank nieder.

Zudem war von einem der Führer der Christlich-Sozialen, dem Prinzen Liechtenstein, ein neues Schlagwort ausgegeben worden, das Schlagwort vom Trialismus. Es fand anfangs wenig Beachtung, was nicht weiter zu verwundern war, nachdem man dem südslavischen Problem in Österreich immer mit größter Gleichgültigkeit gegenüber stand und in dieser Richtung eine Unorientiertheit zeigte, die staunenswert ist. Auch heute ist es nicht besser in dieser Hinsicht und es gibt nur sehr wenige, die sich in den Irrwegen der

südslavischen Frage zurecht zu finden vermögen. Nur so ist es möglich, daß der Trialismus diese verheerende Wirkung in der Donaumonarchie anrichten konnte, die uns in den neuesten Ereignissen in Kroatien entgegentreten, nur so ist es zu verstehen, daß es in Österreich und außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle so viele gedankenlose Nachbeter des trialistischen Schlagwortes geben kann, nur so ist es erklärlich, daß diese eine Sache zu verteidigen vermögen, welche für Österreich das trojanische Roß ist, daß man Feinden der Monarchie und Dynastie die Freundeshand reicht und glauben kann, im Interesse dieser beiden zu handeln.

Nach der Annexion Bosniens, durch welche das südslavische Gepräge Österreich-Ungarns unzweifelhaft eine bedeutende Verstärkung erfahren hatte, wurde das Schlagwort vom Trialismus von österreichischer südslavischer Seite aufgenommen und gegenüber den staatsrechtlichen Ansprüchen, welche Ungarn auf die annektierten Länder erhob, die Umgestaltung der habsburgischen Monarchie auf trialistischer Grundlage gefordert, das heißt, die von den Südslaven bewohnten Länder sollen Österreich-Ungarn aus dem Leibe geschnitten und zu einem eigenen Staate umgeformt werden, so daß das zukünftige Habsburgerreich nicht mehr aus zwei gleichberechtigten Teilen, einem österreichischen und einem ungarischen, sondern aus drei gleichberechtigten Teilen, einem österreichischen, einem ungarischen und einen südslavischen zu bestehen hätte. Und ehe man sichs versah, war der Trialismus zu einer Forderung geworden, die bald aus dieser oder jener Ecke der südslavischen Welt erhoben wurde. Nachdem die trialistische Idee unzweifelhaft eine Gefährdung des Dualismus ist und antiungarische Tendenzen hat, wurde sie blindlings von allen jenen übernommen, welche den Ungarn eins am Zeug flicken wollen, und als die zukünftige

Staatsidee bezeichnet, welcher die habsburgische Monarchie zusteuert. Es ist eine sehr bedauerliche Tatsache, die aber konstatiert werden muß, nämlich, daß die österreichischen Politiker nichts weiter kennen als die sogenannte Wiener Frage und den deutsch-tschechischen Sprachenstreit. Damit ist ihre politische Weisheit zu Ende. Der ungarischen Frage stehen sie schon fremd gegenüber und können hier nichts mehr als gegen den Dualismus wettern und Los-von-Ungarn schreien. Was aber an Stelle des Dualismus gesetzt, ob oder wie das mit so vieler Mühe geschaffene und erhaltene Lebenswerk des Kaisers Franz Josef umgestaltet oder ausgebaut werden könnte, darüber herrscht in unseren politischen Köpfen vollstes Dunkel. Das südslavische Problem und die Balkanverhältnisse sind den österreichischen Politikern erst recht terra incognita und nur so ist es möglich, daß man in Österreich in gewissen Parteikreisen sich für den Trialismus begeistern und die großen und ernsten Gefahren übersehen konnte, welche in dieser Idee stecken, wie man offenbar auch die Ziele und die treibenden Kräfte nicht kennt, denen der Trialismus zustrebt und die ihm dienen. An den maßgebenden Stellen im Staate aber weiß man das alles genau und jene, welche heute schon ihre Hoffnungen darauf setzen, daß das zukünftige Habsburgerreich ein trialistisches sein werde, werden eine bittere Enttäuschung erleben: eine weitere Zerstückelung der Monarchie und ihrer gemeinsamen Einrichtungen wird nicht zugelassen werden und wenn man heute der Ansicht ist, daß der Dualismus nicht die beste Lösung der ungarischen Frage war, so muß gesagt werden, daß die Ersetzung des Dualismus durch den Trialismus geradezu ein Unglück für die Monarchie und die Dynastie wäre. In der Theorie mag ja die

trialistische Idee manch' gewinnende Seiten aufzuweisen haben praktisch betrachtet aber erweist sie sich als undurchführbar, als etwas, das, wollte man ihre Ausführung erzwingen, zur Katastrophe für die habsburgische Donaumonarchie werden müßte, weil am Ende des Trialismus der Verlust aller südslavischen Länder für die habsburgische Krone steht.

Darüber ein offenes Wort zu sprechen, ist heute angesichts des Umstandes, daß die trialistische Idee in manchen österreichischen Köpfen so reichliche Verwirrung angerichtet hat, Pflicht und Notwendigkeit. Die Errichtung eines großen selbständigen südslavischen Reiches ist ein Traum, welchem die südslavischen Völker seit mehr als hundert Jahren anhängen. Einmal war Belgrad, dann wieder einmal Cettinje die Bruttstätte dieser Träume, immer aber standen diese Träume im Banne des Großserbentumes und waren gegen Österreich gerichtet. Das alte serbische Zarenreich Duschans wollte man wieder erstehen lassen, doch machtvoller und glänzender als je, im Osten bis an die Tore Konstantinopels, im Westen über die Donau und Drina, bis tief in das Herz Europas reichend. Diese Träume fanden ihre Widersacher in der großbulgarischen Idee, welche für sich den ganzen Balkan beanspruchte, und in der großkroatischen, welche den Süden der habsburgischen Monarchie und Bosnien als ihr Territorium bezeichnete und gegenüber dem slavisch-orthodoxen Balkan im Rahmen der habsburgischen Monarchie ein katholisches Großkroatien errichten wollte. Der großserbische Chauvinismus trieb seinerzeit den König Milan in den Krieg mit dem jung erstandenen Bulgarien, durch welchen der großserbischen Idee der Weg durch den ganzen Balkan offen gehalten und die großbulgarischen Aspirationen im Keime erstickt werden sollten. Es kam anders. Serbiens Träume von seiner Mission als balkanisches Piemont wurden auf den

Schlachtfeldern bei Slivnitza endgiltig zerstört und je mehr sich Bulgarien konsolidierte und das Bulgarentum den Beweis lieferte, daß es dem Serbentum überlegen sei, desto mehr wandte der serbische Größenwahn sein Auge vom Balkan ab und dem südslavischen Besitz Österreich-Ungarns zu. Wie den großserbischen Plänen auf der Balkanhalbinsel der Bulgarismus als unübersteigbarer Wall entgegensteht, so stießen sie auf der anderen Seite auf die Kroaten und deren großkroatischen Träume, welche sich weder serbisieren lassen noch der Orthodoxie unterwerfen wollten. Als mit der Annexion Bosniens und der zur gleichen Zeit erfolgten Proklamierung Bulgariens zum unabhängigen Königreiche jede Aussicht geschwunden war, die großserbischen Träume auf rein großserbischer Basis einer Verwirklichung zuführen zu können, entfernte man mit sehr geschickter Hand die großserbischen Spitzen und Kanten aus den Zukunftsträumen und schwärmte nicht mehr von einem zukünftigen Großserbien, sondern von einem großen südslavischen Reiche, welches den Serben, Kroaten und Slovenen gemeinschaftlich gehören sollte. Belgrad wäre natürlich der Kristallisationspunkt und die „ruhmreiche" Dynastie König Peters die Herrscherfamilie dieses neuen Reiches geworden.

Daß man die großserbische Idee plötzlich in dieser Verkleidung auf den politischen Markt trug, geschah deshalb, um die Kroaten kaptivieren zu können, was teilweise ja auch gelang, indem die serbisch-kroatische Koalition Österreich und dem Hause Habsburg den Fehdehandschuh hinwarf und mit fliegenden Fahnen in das Belgrader Lager überging. Das, was die ungarische Koalition in Ungarn zu vollführen hatte, die dort regierende dualistische Partei zu stürzen, war in Kroatien die Aufgabe der serbisch-kroatischen Koalition. Dort sollte die dualistische Nationalpartei gestürzt werden,

um die Bahn für das erträumte Südslavenreich König Peters freizumachen. Als dann der Friedensschluß zwischen Wien und Budapest erfolgte und in Ungarn die Koalition zur Regierung gelangte, zog die ungarische Unabhängigkeitspartei ihren Verbündeten, die serbisch-kroatische Koalition in Kroatien, gleichfalls an die Oberfläche. Ihre Führer waren der Erfinder der Fiumaner Resolution Supilo, der Serbe Bogdan Medakovic und die Abgeordneten Budisavljevic und Pribicevic, Namen, welche später durch den Agramer Hochverratsprozeß Europa bekannt wurden. Die Neuwahlen vom Jahre 1906 brachten der serbisch-kroatischen Koalition die Majorität im kroatischen Landtage und damit war das Ende der dualistischen kroatischen Nationalpartei und die Berufung der serbisch-kroatischen Koalition zur Regierung gekommen. Dieser Wechsel erfolgte in demselben Augenblick, als die Regierung der Nationalpartei einer von Belgrad zur Insurrektion Bosniens ausgehenden staatsgefährlichen Propaganda auf die Spur gekommen war, in welche die serbisch-kroatische Koalition verwickelt war. Die Sache stand bereits so, daß sich der damalige Vizebanus Levin v. Chavrak genötigt sah, die Aufmerksamkeit aller Behörden in einem Rundschreiben auf diese Umtriebe zu lenken und hieß es, daß gegen einzelne Führer der Koalition, darunter auch gegen Supilo und Bodban Medakovic, so viel gravierendes Material vorlag, daß man bereits zu deren Verhaftung schreiten wollte. In diesem Augenblicke stürzte die Regierung der Nationalpartei und wurden die Hochverräter von gestern zu den Herren von heute. Dr. v. Nikolic, auch ein Führer der Koalition, wurde Vizebanus und der eigentliche Herr des Landes, Bogdan Medakovic Präsident des kroatischen Landtages und Supilo, der Erfinder der Fiumaner Resolution, durch welche die Kroaten der habsburgischen Monarchie und Dynastie abwendig ge-

macht und in die Arme der Belgrader großserbischen Aspirationen geführt werden sollten, richtete sich eine Art Nebenregierung ein und gerierte sich als der ungekrönte König Kroatiens. Die erste Tat dieser Herren war natürlich, daß sie die von der vorigen Regierung gegen sie inszenierten Maßregeln wegen Hochverrates unterdrückten. Dann setzten sie sich breit zu Tische.

Als Kämpfer gegen Österreich, gegen die Dynastie und gegen den Dualismus waren sie von der ungarischen Unabhängigkeitspartei in den Sattel gehoben worden, wie sollten sie jetzt dynastische und dualistische Politik machen und regierungsfähig sein? Den Wählern hatte man versprochen, daß die erste Tat des kroatischen Landtages die Proklamierung des Zusammenschlusses Bosniens und Dalmatiens mit Kroatien-Slavonien auf der Basis der Fiumaner Resolution, das heißt ihre Lostrennung von Österreich und Wien und deren Anschluß an Ungarn, sein werde. Die ungarische Regierung war aber vom Kaiser verpflichtet worden, die dualistische Politik fortzusetzen und vor allem im Süden der Monarchie geordnete und gesicherte Verhältnisse herzustellen und den großserbischen Umtrieben entgegenzutreten. Daß Dr. Wekerle, der Chef des ungarischen Koalitionskabinettes, der immer ein aufrichtiger und treuer Diener des Kaisers und der habsburgischen Dynastie war, mit den Herren von der serbisch-kroatischen Koalition ein ganz energisches Wörtlein gesprochen haben wird, bevor er ihnen die Regierungsmacht in Kroatien auslieferte, kann man sich denken und daraus, daß die Herren auf die den Wählern versprochene „erste Tat" des kroatischen Landtages sofort vergaßen, kann man ermessen, was sie in Budapest und Wien alles zugesagt haben mußten. Offiziell taten sie so viel Wasser in ihren Wein, als man in Budapest und Wien eben wollte, inoffi-

ziell aber blieben sie die alten. Nicht einmal ihre engen Beziehungen zu Belgrad schränkten sie ein und waren schamlos genug, mit dem Wiener serbischen Gesandten Dr. Vuic und dem eigens zu diesem Zwecke nach Wien entsendeten Dr. Milovanovic in regen politischen Verkehr zu treten, als sie in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der damals in Wien tagenden Delegation dorthin kamen. Ja, zwei dieser Herren, der Präsident des kroatischen Landtages, Bogdan Medakovic, und der ungekrönte Vizekönig von Kroatien, Herr Supilo, nahmen sogar an einem am Gedenktage der Wahl Peters zum Könige von Serbien in der serbischen Gesandtschaft in Wien veranstalteten Festbankett teil, bei dem Toaste auf die Gesundheit König Peters als König von Serbien und südslavischer (!!) König ausgebracht wurden. Die Herren nannten sich eine nationale Regierung, waren aber national im Sinne König Peters und machten in Agram — Belgrader Politik. Nach Muster der Belgrader Regierungen verkauften die neuen Herren der Landesregierung auch die Beamtenstellen, ernannten zu Obergespänen Leute, die hierfür keinen anderen Beruf besaßen als ihre Verwandtschaft zu den aktiven Machthabern und führten ein förmlich politisches Avancement ein. Die jüngsten Beamten übersprangen ihre Vordermänner, wenn sie sich als eifrige Anhänger der regierenden Koalition auszeichneten, während gegen die unliebsamen Beamten ein politisches Verfolgungssystem in Anwendung kam. Die Herren der Koalition debütierten damit, daß sie eine ganze Reise pflichteifriger Beamten von höheren Posten nur deshalb enthoben, weil sie diese Posten für Leute brauchten, die sich das Vertrauen und den Dank ihrer Partei erworben hatten. Die Bezirksvorsteher wurden in Massen versetzt und es kam vor, daß an einem einzigen Tage bei vierzig Transferierungen zu verzeichnen waren. Dazu der

unerhörte Handel, der mit der Erteilung von Konzessionen und behördlichen Bewilligungen getrieben wurde. Kurz es gab in Kroatien seit seinem Bestande keine korruptere Verwaltung als jene, welche die serbisch-kroatische Koalition eingeführt hatte und die skrupellos über Recht und Gesetz dahin schritt und nur eines kannte, mit allen Mitteln der Gewalt und Hinterlist ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, die köstlichen Tage der Macht zu verlängern.

Dieses System der Korruption und politischen Unaufrichtigkeit konnte naturgemäß nicht von langer Dauer sein und mußte über seiner inneren Lügenhaftigkeit zusammenbrechen. Der ungarischen Regierung und der zur Regierungspartei gewordenen Achtundvierzigern war die Bundesgenossenschaft mit der serbisch-kroatischen eine Pein und Verlegenheit und man suchte nach einem Mittel, um diese Gesellschaft von den Frackschößen zu schütteln. Über die von Franz Kossuth, der als Führer der Unabhängigkeitspartei in das Koalitionskabinett Wekerle als Handelsminister eingetreten war, eingebrachte Eisenbahnerdienstpragmatik entstand dann jener Konflikt, welcher zum Sturze der serbisch-kroatischen Koalition und zur Rückkehr zu der unionistischen Richtung in Kroatien führte. Baron Rauch, der neue Banus hatte die Aufgabe, der antidynastischen und antimonarchistischen Propaganda der serbisch-kroatischen Koalition entgegenzuwirken und die unionistischen Elemente des Landes um sich zu sammeln. Der wüste Kampf, welchen die serbisch-kroatische Koalition gegen Baron Rauch führte, steht ja noch in aller Erinnerung. Die Bevölkerung hatten sie gegen ihn derart aufgewühlt und durch die Lüge, daß ihr Regime binnen Kurzem wieder erstehen und dann niemanden Pardon gegeben werde, derart eingeschüchtert, daß die Neuwahlen für den Landtag eine Majorität der serbisch-kroatischen Koalition

ergaben. Gleichzeitig hatten sie aber versucht, Baron Rauch in Wien als Magyarenknecht zu denunzieren und sich der Budapester Regierung noch billiger angeboten, das heißt, sie erklärten sich bereit, für noch weniger Zugeständnisse in Kroatien eine noch magyarophilere Politik als Baron Rauch zu machen. Dieses System der Roßtäuscherei setzt die serbisch-kroatische Koalition bis heute fort. Den Landtag verhindert man an seiner legislatorischen Tätigkeit und zwang dadurch das Land in einen gesetzlosen Zustand hinein. Alle Versuche, die serbisch-kroatische Koalition zu einer Unterstützung der dringendsten Arbeiten des Landtages zu bewegen und eine Ausgleichung der Gegensätze auf sachlicher Basis zu finden, wurden und werden schroff zurückgewiesen, man kennt nur einen Lösungsmodus: die Wiederaufrichtung der Herrschaft der serbisch-kroatischen Koalition. Und weil weder Wien noch Budapest den Herrschaftsgelüsten dieser gefährlichen Geschäftspolitiker Rechnung tragen will, darum Räuber und Mörder.

Baron Rauch wurde nach langen Kämpfen gestürzt, sein System aber blieb und sollte bleiben, weil es eben bleiben müßte, weil ein neuerliches Paktieren mit der Koalition ein Verhängnis wäre. Alle späteren Versuche derselben, sich in Wien als loyale Partei aufzuspielen, blieben erfolglos, weil man den Treuschwüren der Koalitionisten, die kurz vorher Österreich und der Dynastie den Fehdehandschuh zugeworfen und sich in die bedenklichsten Machenschaften gegen die Monarchie eingelassen hatten, nicht glauben konnte, die sie auf einmal wieder nach Wien zu schicken begannen und weil man in Wien sehr gut wußte, daß sie gleichzeitig in Budapest die Türen der Ministerien und der Parteiklubs einrannten, um sich dort gegen Wien anzubieten. Als dann das Schlagwort vom Trialismus auftauchte, stürzten sich

die serbisch-kroatischen Koalitionisten wie hungrige Hunde auf dasselbe, glaubten sie doch damit die Achse gefunden zu haben, mit welcher sie die Welt aus den Angeln heben können. Als Trialisten meinten sie einerseits in Wien akzeptiert zu werden und andererseits Ungarn zwingen zu können, aus Furcht vor dem Trialismus mit ihnen zu paktieren. Als dann Banus Tomasic stürzte und Cuvaj kam, welcher das bisherige System fortzusetzen hatte, kannte die Wut der enttäuschten Koalitionisten keine Grenzen mehr und sie entfesselten gegen den neuen Mann einen Kampf, wie ihn selbst das an Parteileidenschaften so sehr gewöhnte Kroatien noch nicht gesehen hat. Die Fiumaner Resolution wurde eingerollt und das trialistische Banner gehißt. Hatte man ein paar Jahre vorher Los von Österreich geschrieen und nicht genug über die schwarz-gelben Lakaien und den Verrat der Kamarilla schimpfen können, so begann man jetzt mit derselben Ehrlichkeit Los von Ungarn zu schreien, über die magyarische Knechtschaft zu schimpfen und sich Wien anzubiedern. Selbst mit der Rechtspartei, welche das strikte Gegenteil der serbisch-kroatischen Koalition ist, schloß man ein Bündnis auf der Basis der Negation der ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetze und wie vor ein paar Jahren die erste Tat des kroatischen Landtages unter der Führung der serbisch-kroatischen Koalition die Proklamierung der Losreißung Dalmatiens und Bosniens von Österreich sein sollte, so verkündet dieselbe Koalition heute, daß die erste Tat des neugewählten kroatischen Landtages die Auflösung der Union mit Ungarn, welche nicht nur auf den ungarisch-kroatischen Ausgleichgesetzen, sondern auch auf der pragmatischen Sanktion beruht, sein werde. Diese Taktik der Koalitionisten verfolgt einen doppelten Zweck. Einerseits will man dadurch die antidualistischen Elemente Österreichs für die Ziele

der serbisch-kroatischen Koalition einfangen und anderenteils Ungarn Schrecken einjagen, damit es doch endlich die persönlichen Aspirationen der Koalitionsführer erfülle. Auf den Kenner der Verhältnisse wirkt es geradezu abstoßend, dieselben Leute, welche sich vor Kurzem mit den extremsten Elementen Ungarns in den Armen lagen und über Österreich nicht genug schimpfen konnten, als Ankläger Ungarns und des Magyarentums funktionieren zu sehen. Banus Cuvaj, welcher einer der glänzendsten Verwaltungsbeamten Kroatiens ist, sich als schweigsamer und gewandter Diplomat bewährt hat und im ganzen Lande als ein korrekter, objektiver und die Gesetze peinlich respektierender Mann bekannt ist, hat immer als ein bis ins Mark dynastisch gesinnter Staatsmann gegolten. Es ist einfach unerhört, diesen Mann als Feind der Dynastie, als Knecht Ungarns und als Terroristen hinzustellen und ihn vor dem Auslande als Gewaltmenschen anzuklagen, der in Kroatien den Absolutismus eingeführt habe und die Gesetze mit Füßen tritt.

Wenn heute in Kroatien die Verfassung aufgehoben und Banus Cuvaj zum königlichen Kommissär ernannt werden mußte, so liegt die Schuld einzig und allein in den persönlichen Ambitionen der Koalition, welche, um diese durchzusetzen, das Land in einen Zustand des Aufruhrs versetzt hat, dem ein Ende gemacht werden mußte. Bis zu welchem Grade von Wahnwitz die von der Koalition betriebene Hetze unter der Bevölkerung gediehen war, bewies nichts klarer als jene Kinderdemonstrationen, die darin gipfelten, daß Knaben und Mädchen der kroatischen Mittelschulen politische Kundgebungen gegen die Regierung veranstalteten. Und wenn die Koalitionsführer heute vor dem Auslande Klage führen über die in Kroatien herrschenden Zustände, so muß ihnen geantwortet werden, daß sie diese nur selbst

verschuldet und herbeigeführt haben. Es ist wahr, daß in Kroatien schon seit einiger Zeit ohne ein ordentlich bewilligtes Budget regiert wird. Die Ursache hierfür liegt aber darin, daß die Koalition sich weigerte, der legal ernannten Regierung das Budget zu votieren, obgleich jene Regierung — es war die des Banus Dr. v. Tomasic — die gesetzlichen Forderungen der Koalition akzeptierte und sich zu deren Durchführung verpflichtete. Selbst die Regelung der Bezüge der Volksschullehrer verhinderte die Koalition, obgleich diese Angelegenheit sicherlich nicht eine Frage des Vertrauens zu der Regierung bilden konnte. Die Koalition, welche bereit wäre, unter den gleichen Verhältnissen wie die jetzigen, eine Regierung zu unterstützen, die aus ihren Kreisen hervorgegangen wäre, rief den budgetlosen Zustand eben nur zu diesem Zwecke hervor und hielt ihn aufrecht, zu dem Zwecke nämlich, um die Berufung einer solchen Regierung zu erzwingen. Zu diesem Behufe sind die Koalitionisten auf einmal wieder Freunde Österreichs geworden und paradieren in der Rolle von Trialisten, wobei sie in das Volk die Lüge tragen, daß der kommende Kaiser ein Trialist wäre und der habsburgischen Monarchie den Trialismus bringen werde.

Die Koalitionisten, welche zur Verbreitung dieser Lüge von Niemandem autorisiert wurden, werden auch in dieser Hinsicht eine bittere Enttäuschung erleben. Ebenso wie man in Wien und zwar in der Hofburg ebenso wie im Belvedere, darauf nie vergessen wird, daß die serbisch-kroatische Koalition die Erfinderin der antiösterreichischen und antidynastischen Fiumaner Resolution war und zur Zeit ihrer Herrschaft in Kroatien sich in die schlimmsten Machenschaften gegen die Monarchie einließ, ebenso ist man an diesen

beiden Stellen sehr genau über die Gefährlichkeit des Trialismus unterrichtet und es darf gesagt werden, daß kein Kaiser aus dem Hause Habsburg sich zu Experimenten hergeben wird, welche eine Zerschlagung der Monarchie in kleinere Teile zum Ziele hat. Als man den Dualismus schuf, schwebte einem der Gedanke vor Augen, die Monarchie in zwei gleichberechtigte Teile zu zerlegen, über welchen das Machtwort des Monarchen stehen soll in allen jenen Fällen, in welchen die beiden zu keiner Ausgleichung kommen würden, so daß eine Majorisierung des einen Teiles durch den andern ebenso ausgeschlossen wäre wie die Majorisierung der Krone durch einen der beiden Teile. Die Geschichte des Dualismus, die so überreich an Krisen und Konflikten ist, hat bewiesen, welche Schwierigkeiten schon möglich sind, wenn das Majorisierungsprinzip ausgeschlossen ist. Welche furchtbaren Kämpfe und Verwicklungen müßte nun erst der Trialismus bringen, welcher doch direkt auf dem Majorisierungsprinzip aufgebaut ist? Es ist tote Gewißheit, daß von den drei Staaten, aus welchen die Monarchie dann bestände, zwei immer gegen den einen stehen und ihn majorisieren würden. Welche Stellung müßte da die Krone einnehmen? Sie müßte sich wohl immer für die Auffassung und Forderung der zwei gegen den einen aussprechen, weil sie ja Gefahr liefe, im anderen Falle selbst majorisiert zu werden. Und tritt einmal der eiserne Muß ein, daß die Krone versuchen sollte, sich für den einen und gegen die beiden anderen auszusprechen, welche Konflikte von unabsehbarer Tragweite müßten dann entstehen?

Schon diese Erwägungen allein lassen den Trialismus als ein Experiment erscheinen, das von obenher niemals gewünscht und begünstigt werden könnte. Real besehen, fehlen aber auch alle Voraussetzungen für die Durchführungsmög-

lichkeit. Wäre der Trialismus ein Gedanke, für den sich alle Völker der Monarchie begeisterten, so könnte man annehmen, daß die Völker schließlich die Krone auch gegen ihren Willen veranlassen könnten, sich an dieses Experiment heranzuwagen. Allein wer will den Trialismus? Wer in Österreich? Wer in Ungarn? Die Deutschen sind die schärfsten Gegner des Trialismus, weil er ihnen den Weg an die Adria versperren und manches Stück guten deutschen Landes in dem südslawischen Meer untergehen lassen würde. Nicht minder scharfe Gegner der trialistischen Idee sind die Tschechen, weil sie den Stimmen der Südslawen im österreichischen Reichsrate nicht entraten können, wollen sie nicht, daß in demselben wieder eine deutsche Majorität entsteht. Überdies würde ihr Einfluß auf die Gesamtmonarchie eine bedeutende Abschwächung erfahren, wenn sich neben dem ungarischen Staate noch ein südslawischer aufmachte. Die gleichen Gründe sind es, welche die Polen veranlassen, dem Trialismus entweder ablehnend oder kühl bis ans Herz hinan gegenüber zu stehen. Die Italiener aber sehen in dem Trialismus vollends ihren nationalen Tod. In Ungarn sind es die Magyaren, welche den Trialismus auf das nachdrücklichste ablehnen und bekämpfen, während die ungarischen Nationalitäten, Deutsche, Rumänen und Slowaken gleichfalls zu den stillen Gegnern der trialistischen Idee gehören, weil sie durch die Loslösung Kroatien-Slavoniens von der Union mit Ungarn mit den Magyaren im Reichstage allein gelassen werden würden, was jedenfalls zu einer Verbesserung ihrer Situation nicht beizutragen im Stande wäre. Bleiben also nur noch die Südslawen allein. Da ist es nun doch schon Wahnsinn zu glauben, daß diese allein stark genug wären, um den Trialismus, den alle anderen Völker der Monarchie ablehnen und nicht wollen, dem Habsburgerreiche aufzwingen zu können.

Aber wollen denn auch alle Südslawen den Trialismus? Auch da muß mit einem lauten nein geantwortet werden. In Bosnien und Dalmatien befinden sich die Kroaten in der Minorität, nur im Königreich Kroatien-Slavonien sind sie die Herren. Kommt es aber zum Trialismus, wird Bosnien und Dalmatien an Kroatien-Slavonien angegliedert, so gelangen die Kroaten in die Minorität und die Herren des dritten Staates der Monarchie werden die Serben sein. Das orthodoxe Serbentum wird über die katholischen Kroaten triumphieren und wir hätten nichts erreicht, als die erste Etappe zur Schaffung eines großserbisch-orthodoxen Reiches gelegt, das uns um unseren südslawischen Besitz bringen und das katholisch-dynastische Kroatentum der nationalen Vernichtung preisgeben würde. Die Drangsalierungen und Verfolgungen, welche die Kroaten unter dem serbophilen Regime Baron Burians in Bosnien ausgesetzt waren, bieten dem Kroatentum einen Vorgeschmack dessen, was ihnen in einem von den Serben regierten trialistischen Staate drohen würde. Alle einsichtigen kroatischen und slowenischen Elemente sind daher auch Gegner des Trialismus und würden ihn erst dann wollen, wenn das Kroatentum in Bosnien einmal soweit gestärkt sein wird, daß es auch dort die Majorität besitzt. Freunde und Förderer des trialistischen Gedankens sind nur die Anhänger der serbisch-kroatischen Koalition und ihre Belgrader Hintermänner, denen wir auf dem Umwege über den Trialismus Großserbien errichten helfen sollen.

Geht aus dem allem klar und deutlich hervor, welchem Zwecke die serbisch-kroatische Koalition eigentlich zusteuert, so vermag man daraus andererseits erkennen, wie nahe die nationale Gefahr den Kroaten gerückt ist, die sich von einigen Geschäftspolitikern aufs Eis führen ließen. Diese Umtriebe

enthüllen aber auch die großen Gefahren, welche der habsburgischen Monarchie drohen, dessen südöstlicher Besitz in Frage gestellt ist, wenn es nicht gelingt, die Macht, welche die serbisch-kroatische Koalition gegenwärtig auf die Bevölkerung Kroatiens ausübt, zu brechen und die Kroaten auf den Boden einer wirklichen kroatisch-nationalen Politik zurückzuführen. Darin liegt auch das Geheimnis, warum der Kurs in Kroatien immer derselbe blieb. Man täusche sich nicht: solange die ungarisch-kroatischen Ausgleichgesetze und die pragmatischen Sanktion Giltigkeit haben, ist in Agram immer nur ein unionistischer Banus möglich, aber es ist ein Irrwahn zu glauben, daß dieser Banus in Kroatien nur — ungarische Politik macht. Im Gegenteil, die kroatischen Bane sind trotz Union und Ausgleichgesetze die Verteidiger des dynastischen Gedankens und der Interessen der Gesamtmonarchie und jene, welche das Sturmlaufen der serbisch-kroatischen Koalition gegen die unionistischen Bane unterstützen, leisten unbewußt den staatsfeindlichen Bestrebungen Vorschub, fördern die Aspirationen des Großserbentums.

Der Trialismus muß solcherart also als ein totgeborenes Kind angesehen werden, auf seinen Grundlagen ist die Zukunft der habsburgischen Monarchie nicht möglich. Wie die Bestrebungen, den alten kaiserlichen Einheitsstaat wieder herzustellen, geendet haben und warum sie so endeten, ist bereits ausgeführt worden. Was nun? Es bleibt nichts als die Ausgestaltung des Dualismus, des Lebenswerkes des Kaisers Franz Josef. Diese Ausgestaltung kann wohl nur darin gefunden werden, daß die gemeinsamen Belange der Monarchie aus dem Kreise der staatsrechtlichen Streitigkeiten ein für alle Male ausgeschaltet werden und daß sich

Österreich und Ungarn loyal zusammen finden, um das, was gemeinsam geblieben ist, im Sinne der Gemeinsamkeit zu verfestigen und auszubauen. Die Politik der Konzessionen muß ein endgiltiges Ende finden. Es gibt einen Weg, der dahin führt, und niemand geringerer als Kaiser Franz Josef hat ihn schon einmal angedeutet. Als zur Zeit des großen Kampfes der ungarischen Koalition der Dualismus vernichtet schien, sagte der Kaiser: „Die Herren scheinen die Vorakten des Ausgleiches nicht zu kennen!“ Diese Vorakten sind sehr lehrreich, sie zeigen uns den Dualismus als ein Werk, in welchem die mit dem Ausgleich hinausgegebenen Konzessionen den Schlußpunkt bildeten und das gemeinsam Verbliebene einer Ausgestaltung zugeführt werden sollte. Ein gesunder Dualismus blickt uns aus dem Vorakten des Ausgleiches entgegen und einen solchen zu schaffen, dürfte wohl die nächste Aufgabe der Zukunft sein. Die so viel erörterte Frage, ob Dualismus, Trialismus oder Einheitsstaat, kann wohl damit am besten beantwortet werden, wenn man sagt: zurück zu den Vorakten des Ausgleiches, zu einem gesunden Dualismus.

VII.

Dreibund oder Dreikaiserbündnis?

Was der Dreibund sein sollte — Dreibund oder Dreikaiserbündnis? — Der deutsch-österreichische Herzensbund — Das Verhältnis zu Italien — Die Irredenta — Die Achillesferse des Dreibundes — Das offizielle und das nichtoffizielle Italien — Die Parole des Vertuschens — Die Irredenta ist tot — General Canzio über die Irredenta — Österreichs blindes Vertrauen — Das Gespenst des italienischen Krieges — Wie Graf Goluchowski die Irredenta schützte — Nochmals die dalmatiner See- und Landungsmanöver — Italiens Rüstungen — Goluchowskis Sturz — Die Mission Aehrenthals — Aehrenthal als Botschafter in Petersburg — Aehrenthal-Goluchowski-Zettel — Der österreichische Bismarck — Das Sandschakbahnprojekt und andere Mißgriffe — Die Wahrheit über die Annexion Bosniens Aehrenthal und Baron Burian — Aehrenthals Intrigen gegen Deutschland — Seine Verbrüderung mit Wessilitzky — Aehrenthals italienische Politik — Die Angst vor dem Schicksale Goluchowskis — Aehrenthal geht Italien in die Falle — Ein Gefangener Italiens — Die Irredenta wütet weiter — Der Märdtyrer Oberdank — Der Konflikt Aehrenthal-Hötzendorf — Das Märchen von der Kriegspartei und den zwei Höfen — Die Mission Berchtolds — Dreibund, Dreikaiserbündnis oder Vierbund!

Neben dem Dualismus, gegen welchen von so vielen Seiten zu Felde geritten wird, ist der Dreibund der zweite Teil des Lebenswerkes Kaiser Franz Josefs, das Ergebnis einer mühevollen Arbeit langer Jahre, das Ausklingen des Schlachtendonners zur Harmonie des Friedens. Ein Bund

für immerwährende Zeiten, ein Hort des Friedens sollte die Vereinigung der beiden Kaiserreiche im Herzen Europas mit dem italienischen Königsstaate sein und Kaiser Franz Josef, welcher in jungen Jahren dem deutschen Fürstentag in Frankfurt am Main präsidiert und in Mailand an der Seite des greisen Feldmarschalls Radetzky unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug hielt, mag es nicht leicht gewesen sein, auf gewisse Hoffnungen zu verzichten und den Gegnern von gestern die Hand zum Freundschaftsbunde zu reichen, allein da er sich im Interesse seiner Völker und der friedlichen Entwicklung Europas dazu entschloß, schien der Dreibund wirklich die Säule werden zu wollen, die den Frieden Europas zu tragen haben wird, konnte man glauben, daß das von den drei Herrschern geschlossene Bündnis zu einem ewigen Herzensbunde der Völker sich entwickeln werde. Und doch, der Dreibund ist heute in Gefahr, die Meinungen und Urteile über ihn gehen weit auseinander und die Frage: Dreibund oder Dreikaiserbündnis beherrscht seit langem schon die öffentliche Diskussion Europas. Langsam wuchs sie aus den Beziehungen der Staaten zu einander heraus und drängt zu einer Entscheidung, so daß es töricht wäre, an ihr vorübergehen zu wollen. Dreibund oder Dreikaiserbündnis — ist heute in der Tat die Frage und die Staatsbürger wollen wissen, wohin wir steuern.

Wenn man die Ursachen feststellen will, welche die Schuld dafür tragen, daß der Dreibund das nicht wurde, was man von ihm hoffte, so braucht man nicht weit zu suchen: sie liegen ausschließlich in dem Verhältnisse Italiens zu Österreich-Ungarn begründet, dem bis heute das fehlte, was den Bund zweier Staaten fest und unverbrüchlich machen kann: Treue und Loyalität. Während sich das Bündnis zwischen dem Deutschen Reiche und der habs-

burgischen Monarchie mit jedem Jahre vertiefte und schließlich zu einem wirklichen und wahren Herzensbund der Völker wurde, so daß heute an die Lockerung oder Lösung desselben nur ein Wahnsinniger denken könnte, ist das Verhältnis Italiens zu Österreich-Ungarn den verkehrten Weg gegangen. Deutschland und Österreich-Ungarn wurden aber Freunde, ehrliche, loyale Freunde, die allen Aspirationen gegeneinander entsagten, Italien schloß mit uns aber nur einen Staatsvertrag und behielt sich seine gegen uns gerichteten Aspirationen vor. Nicht offen und ehrlich, sondern versteckt und hinterhältig. Offiziell waren wir mit der Unterzeichnung des Bundesvertrages Freunde geworden, inoffiziell aber glühte der Haß gegen uns und das Verlangen nach den noch „unerlösten italienischen Provinzen" weiter. Hier lag die ewig schwärende Wunde des Dreibundes und die Irredenta ward die Achillesferse desselben. Was vor Jahren noch niemand auszusprechen wagte und förmlich als Staatsverrat galt, ist heute eine offenkundige Sache und das Verdienst, daß dem so ist und mit der Methode des Vertuschens und des Blindekuh-Spielens gründlich gebrochen wurde, kommt niemanden geringeren zu, als dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, welcher die Gefahren, die Österreich und dem europäischen Frieden aus der italienischen Ecke drohen, kundigen Auges erkannt hatte und sich nicht scheute, sich mannhaft in die Bresche zu stellen. Den Staatsmännern aber, die seit dem Grafen Andrassy das Steuerruder der österreichischen auswärtigen Politik in Händen hatten, muß dagegen der Vorwurf gemacht werden, daß sie untätig zusahen, wie das irredentistische Unkraut in die Halme schoß, daß sie den Mantel christlicher Nächstenliebe darüber deckten und sich blind stellten gegen alles, was die Stellung der habsburgischen Monarchie an der Adria und im

Süden des Reiches bedrohte. Hätte man damals den Mut gefunden, Italien zu einem loyalen und treuen Verhalten Österreich-Ungarn gegenüber zu veranlassen, wäre es vielleicht geglückt, die irredentistische Saat im Keime zu ersticken, die Eiterbeule auszudrücken, welche an dem Körper des Dreibundes zehrte, und diesen auf eine gesunde Basis zu stellen. Das wurde aber in einer unbegreiflichen Kurzsichtigkeit versäumt, man klammerte sich krampfhaft an den diplomatisierenden Unterschied zwischen dem offiziellen und dem nichtoffiziellen Italien und brachte es schließlich soweit, daß Österreich-Ungarns einziger und gefährlichster Feind sein Bundesgenosse Italiens wurde!

Vor sechs Jahren hatte ich in einer kleinen Schrift*) auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die dem Bestande des Dreibundes aus der irredentistischen Ecke drohen und nach einer rechtzeitigen Ausgleichung der Gegensätze gerufen. Allein mein Ruf verhallte ungehört, denn damals galt noch die Parole des Vertuschens und von Wien und Rom aus erging die Losung: Die Irredenta ist tot! War die Irredenta aber wirklich jemals gestorben? Für die Sehenden gewiß nicht. Nein, sie lebte immer und nie war sie so lebenskräftig als gerade in jenen Tagen, in welchen man sie offiziell totsagen zu müssen glaubte. Wie könnte sie auch so leicht sterben, wenn sie wirklich das ist, was General Canzio, der Schwiegersohn des alten Garibaldi, von ihr behauptete, indem er sagte: „Der Irredentismus ist ein integrierender Bestandteil der italienischen Volksseele, der zur Vollendung der italienischen Einheit niemals abgetan werden darf." Wie kann dieser Irredentismus sterben, wenn demselben die italienischen Behörden nicht nur freien Spielraum

*) Die Irredenta — die Achillesferse des Dreibundes von Bresnitz v. Sydacoff, Verlag von B. Elischer Nachf. in Leipzig.

gewähren, sondern ihm stützend und fördernd zur Seite stehen? Wie kann er endlich sterben, wenn selbst der österreichische Italiener unter dem Hochdrucke dieser wüsten Agitation steht und es die österreichischen Behörden nicht einmal wagen, auf heimischen Boden der irredentistischen Hydra der Kopf abzuschlagen, weil sie das Stirnrunzeln der Machthaber unseres Verbündeten in Italien zu fürchten haben? Und so wühlt denn ungehindert und ungestört im Süden Österreichs die Agitation zu Gunsten der Befreiung des „unerlösten Italiens" und alljährlich wandern aus Triest und Südtirol Deputationen mit schwarzumflorten Fahnen nach Italien hinüber, um bald vor dem König von Italien, bald vor einem italienischen Minister oder irgend einem italienischen Podesta zum Ausdruck zu bringen, daß die Italiener Österreichs keinen anderen Wunsch hegen, als möglichst bald von der „österreichischen Knechtschaft" erlöst zu werden.

Jahrzehntelang hatte man dieser Agitation der Irredenta lächelnd zugesehen und sich dabei beruhigt, daß man ja doch des offiziellen Italiens sicher sei. Die Irredentisten waren ein „paar jugendliche Hitzköpfe" und die Irredenta selbst ein „Spielzeug für politische Kinder". Die Warner schob man lachend beiseite und war ganz Vertrauen und Sicherheit. Oben im Nordosten baute man Festungen um Festungen gegen Rußland, häufte an der galizischen Grenze alles Truppenmaterial auf, während der Süden entblößt dalag, lediglich durch den Bündnisvertrag mit Italien geschützt. Und da gab es eines Tages für das gutmütige und kurzsichtige Österreich-Ungarn, welchem geschriebene Staatsverträge und amtliche Darlegungen von Ministern und Staatssekretären immer mehr galten, als die tatsächlichen Ereignisse, welche gar oft mit den ersteren in grellem Gegen-

satze standen, ein böses Erwachen. Italien, das offizielle Italien, veranstaltete Manöver, welchen der Krieg mit Österreich-Ungarn zum Grunde lag. Nicht die Diplomaten, sondern die militärischen Kreise Österreich-Ungarns machten diese Wahrnehmung und mit einem Male stand das Gespenst eines österreich-italienischen Krieges am politischen Firmament.

Damals war Graf Goluchowski Minister des Äußeren, welcher auch die ganze Zeit über zu den Schützern des Irredentismus gehörte und an die Möglichkeit eines italienischen Verrates nicht zu glauben vermochte. Selbst ein Grandseigneur und ehrlicher Mann, nahm er die bündigen Versicherungen seiner italienischen Amtsgenossen für bare Münze, hielt das offizielle und inoffizielle Italien meilenweit auseinander und vertraute darauf, daß das erstere die Irredenta niederhalten und langsam ausrotten werde, wenn österreichischerseits der italienische Nerv nicht in Aufregung gebracht wird. Ein fein gesponnenes Konzept, das so viel hieß als: Österreich, lasse du meine Irredentisten in Ruhe! Aber Graf Goluchowski sah wie seine Vorgänger den Hinterhalt nicht und wachte mit größter Strenge darüber, daß den Irredentisten in Österreich ja nicht auf die Zehen getreten werde, weil daraus in Italien Verstimmungen entstehen könnten. Als an Stelle des Statthalters Grafen Goeß, welcher förmlich ein Gefangener der Irredentisten war, Prinz Hohenlohe nach Triest in die Hochburg der Irredenta kam und ihm der Ruf vorausging, in Triest endlich einen strammen österreichischen Kurs inaugurieren zu wollen, machte ihm Graf Goluchowski einen dicken Querstrich durch die Rechnung. Er gab ihm die Weisung mit auf den Weg: „Rühren Sie mir ja die italienische Frage nicht auf!“

Prinz Hohenlohe befolgte die Weisung des Grafen

Goluchowski. Er rührte die italienische Frage nicht auf, allein die Triester Polizei, die ohnedem das meiste nicht sah, fand kurz vorher in der „Sozieta Gymnastica“ Orsini-Bomben auf und die Untersuchung ergab, daß man vor einer von Italien ausgeheckten Verschwörung stand. Die Orsini-Bomben sollten dazu dienen, die Triester Statthalterei in die Luft zu sprengen und dies sollte das Signal für die Erhebung der Irredentisten gegen die österreichische Herrschaft und für das Einrücken der Scharen Garibaldis in Triest sein. Graf Goluchowski war wie aus Wolken gefallen. Entrüstung und Empörung erfüllten ihn und er begann zu ahnen, daß er von Italien genasführt worden sei. Ein Exempel sollte statuiert werden, die Hochverräter die verdiente Strafe erhalten. Das Wiener Landesgericht wurde zur Durchführung des Bombenprozesses delegiert, weil Graf Goluchowski den Triester Richtern mißtraute, aber die Hauptschuldigen hatten die Triester Behörden bereits entwischen lassen, so daß Graf Goluchowski um seinen halben Racheplan schon von vornherein betrogen war. Zudem begann nun in Italien ein so furchtbares Kesseltreiben gegen ihn selbst, daß er den Zusammenhang mit dem offiziellen und nichtoffiziellen (lies irredentistischen) Italien doch endlich merken mußte. Allein sein Mut sank sofort unter Null, als sich seine italienischen Amtsbrüder für die Niederschlagung dieses Prozesses bei ihm einsetzten und zu bedenken gaben, daß der Dreibund darüber in Franzen gehen könnte. O, wie gerne hätte er ihn niedergeschlagen, aber es ging nicht, er hing bereits vor dem Wiener Landesgericht und die gesamte Öffentlichkeit sah auf ihn. Aber eines tat Graf Goluchowski doch, mit allem Hochdruck arbeitete er darauf hin, daß die Angeklagten möglichst entlastet und milde bestraft wurden, damit nur ja um Himmelswillen die Herrschaften

in Italien nicht ungnädig werden. Das Ende war, daß die irredentistischen Blätter Österreich mit Hohn übergossen und es verlachten, weil es nicht den Mut gehabt hatte, die gefangenen Hochverräter wegen Hochverrates zu verurteilen.

Dieser Schützer stand Österreich zur Seite, als die Gefahr eines Krieges zwischen den beiden Verbündeten zum ersten Male in die Erscheinung trat. Wieder war es der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, welcher die Vorgänge im Süden der Monarchie aus eigener Wahrnehmung kennen lernen wollte und die nächsten österreichischen Manöver aus dem Gesichtspunkte der Verteidigung der österreichischen Grenze gegen einen von Italien aus eindringenden Gegner vornehmen ließ. Das waren jene berühmten dalmatiner See- und Landungsmanöver, von welchen ich schon in dem vorangegangenen 4. Kapitel gesprochen habe und bei denen auch die Politik des Grafen Goluchowski und seine Stellung jählings zusammenbrachen. Diese Manöver lieferten das Ergebnis, daß die Stellung Österreichs an der Adria in einem Feldzuge, wie die Verhältnisse damals lagen, nur schwer zu halten sein würde. Sie ergaben aber auch, daß Italien trotz des Bündnisses mit der habsburgischen Monarchie in den letzten Jahren nichts anderes getan hatte, als gegen seine Bundesgenossen zu rüsten und seine Grenzen zu befestigen, während Österreich-Ungarn in rührender Vertrauensseligkeit nichts anderes gemacht als geschlafen hatte.

Damals ging der Glaube an Italien zu Grunde. In's Kriegsministerium zog Konrad v. Hötzendorf als Generalstabschef ein, mit der Direktive, die Versäumnisse der letzten Jahre gutzumachen, welche Aufgabe er glänzend löste. Nachdem Goluchowski es verstanden hatte, die Beziehungen zu Rußland auf Grund der Mürzsteger Abmachungen auf freundnachbarlichem Fuße zu erhalten und die Niederlage

Rußlands auf den ostasiatischen Schlachtfeldern eine Gefahr von dieser Seite überdies noch verringerte, konnte man die durch Jahre in Galizien angehäuften Truppenmassen von dort abziehen und nach dem Süden zum Schutze der Grenzen gegen Italien dirigieren. Damit war der Kriegsgefahr vorgebeugt, nicht der Bündnisvertrag, sondern der rasche Griff nach dem Schwerte schützte die habsburgische Monarchie damals vor einem militärischen Verstoß seines Bundesgenossen.

In das Ministerium des Äußern aber war als Nachfolger des Grafen Goluchowski der nach der Annexion Bosniens in den Grafenstand erhobene Freiherr v. Aehrenthal gekommen. Er hatte drei Aufgaben zu vollführen gehabt: das Verhältnis zum Deutschen Reiche zu vertiefen, die Beziehungen zu Rußland inniger zu gestalten und den Aspirationen Italiens und der Irredenta entgegenzutreten, respektive, Österreich-Ungarn durch eine Rückendeckung nach der russischen Seite hin freie Hand im Süden zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sollte er auch die von Goluchowski ziemlich verfahrene Balkanpolitik in ein richtiges Geleise bringen und insbesonders das Verhältnis zu Serbien, das bis auf das Niveau des Zollkrieges herabgesunken war, freundnachbarlich gestalten. Freiherr v. Aehrenthal schien für diese Aufgabe auch wie geschaffen, galt er doch als Deutscher, der zu den persönlichen Verehrern des Altreichskanzlers Bismarck zählte und ging ihm der Ruf voraus, nicht nur ein genauer Kenner der russischen Verhältnisse und des Balkanproblems zu sein, sondern auch zu jenen wenigen österreichischen Diplomaten zu zählen, die sich rühmen dürfen, am russischen Hof und in der russischen politischen Welt persona gratissima zu sein. Als Botschafter in Petersburg war er ein gar strenger Richter über die Fehler, die sein Vorge-

jetzter Graf Goluchowski in den Beziehungen zu Rußland, den Balkanländern und in der italienischen Frage begangen hatte und es gab damals wohl keinen zweiten Botschafter, der den Direktiven des Wiener auswärtigen Amtes mehr zuwiderhandelte und auf eigene Faust vorging als eben Freiherr v. Aehrenthal. Ja, man behauptet, daß seine Petersburger Berichte an das Wiener Ministerium des Äußern, Vorschriften, Abkanzelungen, Auflehnungen, Direktiven, kurz alles eher waren als eben Berichte, wie sie gewöhnlich Botschafter an ihre Chefs, die Minister des Äußern, zu senden pflegen. Der arme Goluchowski hatte da oft sehr schwere Stunden auszustehen und dies allein schon widerlegt die Fabel, daß Graf Goluchowski es war, welcher den damaligen Freiherrn von Aehrenthal zu seinem Nachfolger empfohlen hätte. Im Gegenteil, klassische Zeugen versichern, daß die Vorschläge des Grafen Goluchowski ganz anders gelautet hätten, wenn er überhaupt dazu gekommen wäre, solche dem Kaiser zu unterbreiten. Bevor jedoch Graf Goluchowski nur dazu kam, den Mund aufzumachen, erfuhr er, daß in Baron Aehrenthal sein Nachfolger schon bestimmt sei. Das ist historische Wahrheit, wie man auch weiß, daß Aehrenthals Schrittmacher der Sektionschef im Ministerium des Äußern, Dr. Jettel v. Ettenach war, der die Aufmerksamkeit aller maßgebenden Kreise auf ihn lenkte und seine Fähigkeiten und Talente in solches Licht rückte, daß man wirklich glauben mochte, in dem Freiherrn v. Aehrenthal sei Österreich-Ungarn ein Bismarck entstanden.

Lexa Freiherr v. Aehrenthal war also Minister des Äußern geworden und es währte nicht lange, so hörte man ihn schon von der ihm ergebenen Presse als österreichischen Bismarck feiern. Er mochte wohl auch selbst an seine omnipotente Größe geglaubt haben, denn nur so ist der Starr-

sinn begreiflich, mit dem er Fehler auf Fehler häufte und blindlings auf einer Bahn fortstürmte, die Österreich-Ungarn in die böse Ecke der allgemeinen Vereinsamung zu führen und Kriegsgefahren von allen Seiten heraufzubeschwören drohte. Schon die ersten politischen Schachzüge, die dieser so gefeierte Mann tat, überraschten und befremdeten. Er, der dazu berufen war, das nicht schlechte Verhältnis zu Rußland zu vertiefen und die Beziehungen zu Serbien und dem Balkan wieder einzurenken, warf eines Tages ohne jede zwingende Not das Projekt der Sandschakbahn auf. Man griff sich an den Kopf. Wußte Aehrenthal nicht, was er tat, hatte man im Ministerium des Äußern jede Orientierung auf dem Balkan verloren? Jedem Kenner der Verhältnisse mußte es klar sein, daß das Sandschakbahnprojekt nicht nur in Serbien, sondern auch in Konstantinopel und Petersburg als die Absicht Österreich-Ungarns, den Vormarsch auf Saloniki vorzubereiten, angesehen und große Aufregung hervorrufen werden wird. Außerdem war vorauszusehen, daß die Bahn ja doch nicht gebaut werden wird. Und so kam es auch. Aehrenthals Sandschakbahnprojekt blieb bis heute ein Projekt, aber dafür tauschte man den Sturm in Petersburg, Konstantinopel und Serbien ein, welcher sich in einem bösen Rückschlag auf Bosnien austobte, wo das serbische und mohamedanische Element plötzlich von geheimnisvollen Händen zu einer Kooperation gegen die österreichische Herrschaft in den okkupierten Ländern zusammengeführt worden war.

Seine große Tat, welcher er auch die Erhebung in den Grafenstand zu verdanken hatte, war die Annexion Bosniens und der Herzogowina. Der historischen Wahrheit zuliebe muß jedoch festgestellt werden, daß die Annexion Bosniens nicht auf das Konto des Grafen Aehrenthal zu buchen ist. Ihm hat Österreich-Ungarn nur die unglückliche Durch-

führung dieser Tat zu danken, die schwere Millionen und den Verlust des Sandschaks kostete und beinahe der Ausgangspunkt eines europäischen Krieges geworden wäre. Will man gerecht sein, so muß man eingestehen, daß die Annexion selbst aber die Tat eines anderen Mannes war, des Generalstabschefs Konrad von Hötzendorf. Er war es, welcher die Notwendigkeit der Annexion der okkupierten Länder sofort erkannte und forderte, nachdem in der Türkei der Konstitutionalismus geschaffen worden war und in Bosnien eine teils von Konstantinopel, teils von Belgrad ausgehende Propaganda die Losreißung beider Provinzen von der habsburgischen Monarchie mit Feuereifer betrieb und die Gefahr, daß diese von Erfolg begleitet sein könnte, täglich wuchs. Diesen Gefahren gegenüber aber war Aehrenthal ebenso blind wie sein Amtsgenosse der damalige gemeinsame Finanzminister Baron Burian. Konrad von Hötzendorf hatte mit beiden so manchen harten Strauß auszukämpfen, um sie sehend zu machen. Beide fanden sie in Bosnien alles in Ordnung und ließen alle, welche auf die hochverräterischen Umtriebe in den okkupierten Ländern hinwiesen und nach der Annexion riefen, als Hetzer in der ihnen ergebenen Presse hinstellen. Als dann der Kaiser Baron Burian nach Bosnien schickte, damit er sich persönlich davon überzeuge, was dort vorging, kam er mit den rosigsten Berichten nach Wien zurück und erklärte, daß keine Notwendigkeit zur Annexion vorläge. Inzwischen waren aber sehr ernste Berichte seitens des Generalstabs eingelangt, so daß Baron Burian mit seinem Optimismus an höchster Stelle auf Widerstand stieß und angewiesen wurde, nochmals nach Bosnien zu reisen. Jetzt erst sah Baron Burian, nachdem man ihm sozusagen mit der Nase darauf gestoßen hatte, wie die Dinge in Wirklichkeit standen und aus dem Saulus ward

ein Paulus. Mit ihm verwandelte sich auch Aehrenthal in einen Freund des Annexionsgedankens und ging nun mit Feuereifer auf die Suche nach den Hochverrätern. Die Annexion Bosniens führte er durch, ohne sie diplomatisch vorbereitet zu haben, im blinden Vertrauen auf die Armee und die von Hötzendorf garantierte Schlagfähigkeit derselben. Die von dem Grafen Berchtold auf dessen Schloß Buchlau arrangierte Zusammenkunft zwischen ihm und dem russischen Minister des Äußern Iswolski war die einzige vorbereitende Tat gewesen. Hätte damals Kaiser Wilhelm nicht das gute deutsche Schwert in die Wagschale zugunsten der habsburgischen Monarchie geworfen, wäre die österreichische Armee dank der emsigen und umsichtigen Arbeit Konrad v. Hötzendorfs nicht schlagbereit und schlagfähig auf dem Plan gestanden — wer weiß, welch' katastrophalen Ausgang die kopflose Durchführung des so dringend gewordenen Annexionsgedankens genommen hätten.

Die gleich unglückliche Hand bewies der nun zum Grafen erhobene Aehrenthal auch auf allen anderen Gebieten. Der allslavischen Propaganda, welche von England ausging, mit riesigen Geldmitteln durch den bekannten russisch-englischen Agenten Wesselitzky v. Bozidarowitsch nach Rußland verpflanzt wurde und einesteils der Einkreisung Deutschlands, andererseits der Schaffung einer slavischen Irredenta in Österreich-Ungarn galt, stand er mit der Naivität eines Kindes gegenüber und glaubte dieselbe aus den Angeln heben zu können, wenn er sich mit Wesselitzky gegen — Deutschland verbinde! Das Fazit dieser Verbrüderung war, daß die allslavische Agitation ruhig weiter wütete und daß Aehrenthal dem schlauen Russen in die Falle ging. Aehrenthal begann mit Wesselitzkys Hilfe nach London zu schielen und gegen Deutschland zu intrigieren und glaubte wohl, daß

diese Protektion genügen würde, um ihn den Sprung von Deutschlands Seite nach der der Trippelentente machen lassen zu können. In dieser Ecke ist der Grund zu den Verstimmungen zu suchen, die zwischen dem Wiener Ballhausplatze und dem Berliner Reichskanzlerpalais dann zu Tage traten und im deutschen Reiche Mißtrauen gegenüber allen weiteren Handlungen Aehrenthals erwachen ließen. Daß die allslavische Agitation dann doch ihr schmähliches Ende fand, war freilich nicht ein Erfolg der Verbrüderung Aehrenthals mit Wesselitzky v. Bossidarowitsch, sondern ein Ereignis, das mit logischer Naturnotwendigkeit eintreten mußte. Der Allslavismus brach an dem gesunden Sinn der slavischen Völker Österreichs und an seiner inneren Unwahrheit zusammen, die darin bestand, daß er in Rußland der alte panslavistische Kult für die russische Orthodoxie, in Österreich aber ein antirussischer austrophiler Slavismus sein sollte.

Jedenfalls, Graf Aehrenthal, der „österreichische Bismarck“ hatte nach allen Seiten hin enttäuscht. Er, der sich als Deutscher und Verehrer des Altreichskanzlers Bismarck feiern ließ, um sich die Gunst der Deutschen Österreichs zu erringern, war der erste aller österreichischen Kanzler, welcher nicht abgeneigt war, die Schöpfung Bismarcks im Stiche zu lassen und der in den wirklichen und wahrhaftigen Herzensbund zwischen den beiden Kaiserreichen die ersten Verstimmungen brachte. Das Verhältnis zu Rußland war getrübter und unfreundlicher als jemals und zu Serbien stand man noch viel schlimmer als zu Goluchowskis Zeiten. Was war also von den großen Hoffnungen übrig geblieben, die man auf das Kommen Aehrenthals setzte, was rechtfertigte den Ruf des großen, überragenden Staatsmannes, welchen er sich trotz aller dieser Mißgeschicke und Fehlgriffe noch weiter von seiner Presse verleihen ließ? Seine italienische

Politik etwa? Sie ist im Gegenteil eine der schlimmsten Verirrungen gewesen und ihr ist es zu danken, wenn der Glaube an den Dreibund eine so nachdrückliche Erschütterung erfahren hat und zugleich mit dem Verlangen, an seiner statt das Dreikaiserbündnis zu setzen, die Frage: Dreibund oder Dreikaiserbündnis in die erste Reihe der öffentlichen Diskussion gelangt ist.

Aehrenthals italienische Politik! Auch hier, ging er den umgekehrten Weg, schlug er Pfade ein, die weit abseits von der Mission lagen, zu welcher er berufen wurde. Österreich-Ungarn sollte nach dem Süden hin freie Hand bekommen, den Aspirationen Italiens und der Irredenta sollte entgegengetreten und darüber endlich Klarheit geschaffen werden, ob Italien als loyaler Freund im Dreibunde bleiben oder als ehrlicher Feind aus demselben ausscheiden wolle. Freilich muß man dem Grafen Aehrenthal zubilligen, daß es für ihn nicht leicht war, diesen Kurs einzuschlagen, denn er hatte ja das Schicksal seines Vorgängers Goluchowski vor Augen, welcher der Irredenta zum Opfer fiel, denn als er zuließ, daß auch Österreich-Ungarn seine Grenzen im Süden befestigte, da hub sowohl in Italien wie in den irredentistischen Kreisen Österreichs ein Sturm der Entrüstung an, man schrie von Eroberungsgelüsten der so friedfertigen, aus ihrem Schlafe ein wenig aufgerüttelten habsburgischen Monarchie und in der italienischen Presse ging ein Kesseltreiben sondergleichen gegen den Grafen Goluchowski los, welcher in seiner Liebedienerei gegen Italien doch so weit gegangen war, daß die Irredenta förmlich unter dem Schutze der österreichischen Behörden stand. Und trotzdem, in dem Augenblick, da er sich von dieser seiner Politik nur ein wenig abwandte, war er nicht nur der Feind der Irredenta, sondern auch des offiziellen Italiens. O, dieser Kampf gegen den Grafen

Goluchowski war sehr lehrreich. Er bewies nämlich klar und deutlich, was immer geläugnet wurde, nämlich, daß zwischen der Irredenta und dem offiziellen Italien ein inniger Zusammenhang besteht. Auf Kommando des italienischen Ministeriums des Äußern stürmte die irredentistische Presse gegen den Grafen Goluchowski los, sie erklärte, daß das Bündnis mit Österreich-Ungarn nicht mehr erneuert werden dürfe und daß der Krieg zwischen Italien und Österreich-Ungarn unvermeidlich sei, wenn Graf Goluchowski noch weiter Minister des Äußern bleibe! Hand in Hand mit dieser Aktion in der irredentistischen Presse ging eine solche der Irredenta selbst, welche so laut und nachdrücklich auf den Plan trat, daß man ihrer selbst an den allerhöchsten Spitzen in Österreich-Ungarn gewahr wurde. Die Person des greisen ritterlichen Kaisers Franz Josef war die Zielscheibe der unflätigsten Angriffe der Irredentisten und auf alle Vorstellungen, die deshalb in Rom bei dem offiziellen Italien erhoben wurden, gab es nur eine Antwort: Goluchowski müsse entlassen werden — dann werden sich die Irredentisten beruhigen. Und Graf Goluchowski wurde wirklich entlassen. Einesteils deshalb, weil er auch in Ungarn mißliebig geworden war, anderenteils deshalb, weil man ihm nicht mehr die eventuell nötig werdende starke Hand gegen Italien zumutete und schließlich wollte man um Goluchowskis Kopf doch nicht einen Krieg mit Italien haben. Jedenfalls sollten mit der Entfernung Goluchowskis mehrere Fliegen auf einmal getroffen werden und zu alledem stand hinter ihm die aufgehende Sonne des Genies Aehrenthal, der im Handumdrehen mit Italien Ordnung schaffen wollte, energisch den Aut-Aut-Standpunkt vertrat und die russische Hand als äußerste Reserve sozusagen in der Westentasche mit auf den Ballhausplatz brachte.

Vor dem Diner las sich's anders! Kaum war Aehrenthal im Ministerium des Äußern eingezogen, als auch seine politischen Prinzipien vollständig umschlugen. Er richtete die Läufe seiner diplomatischen Schießwaffen gegen Rußland und den Balkan, Italien aber hielt er die Freundeshand hin. Warum? War es die Angst vor dem Schicksale seines unmittelbaren Vorgängers Goluchowski oder ließ er sich von den schlauen italienischen Politikern ebenso einfangen, wie später von dem Herrn Wesselitzki? In Italien war in der Tat ein merkwürdiger Umschwung vor sich gegangen. Kaum zählte Graf Goluchowski zu den gewesenen Größen, so flaute auch schon die Kampfesstimmung ab und wie auf ein Kommando gingen die für die offiziellen und offiziösen Stellen Österreich-Ungarns berechneten Blätter Italiens, die kurz vorher noch die habsburgische Monarchie so bitter gehaßt und beflegelt hatten, zu Sympathiekundgebungen über, man sprach nicht mehr von Krieg und Austritt aus dem Dreibund, sondern pries den Wert des Bündnisses mit Öster-Ungarn, leugnete den Bestand der Irredenta ab und begrüßte den Nachfolger Goluchowskis mit echt südländischer Herzlichkeit als einen großen Staatsmann, der gewiß seine Aufgabe darin erblicken werde, die herzlichen Beziehungen zu Italien zu mehren und zu vertiefen. In einem Meere von Optimismus schwammen mit einem Male die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien, das dem neuen Mann die Sammtpfote hinhielt und ihn zu überlisten suchte. Und er ging in die Falle. Ob bewußt oder unbewußt — wer mag das wissen? Jedenfalls, eines Tages sahen wir Aehrenthal auf der Fahrt nach Desio zur Verbrüderung mit Italien, wo man ihn mit Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit förmlich überschüttete. Seit damals war Aehrenthal ein Gefangener Italiens. Nach den sonnigen

Tagen von Desio, welche von einem Teile der italienischen Presse mit der größten Überschwänglichkeit gepriesen worden waren, gab man in Rom plötzlich die Parole aus: Der Irredentismus ist tot! Weil sich Graf Aehrenthal und sein italienischer Kollege in Desio umarmt und geküßt hatten, glänzend speisten und tranken und sich gegenseitig eine der schlimmsten Komödien vorspielten — deshalb sollte der Irredentismus tot sein? Aehrenthals italienischer Amtsbruder aber sagte es, die von ihm dirigierte Presse behauptet es gleichfalls und so gab denn auch das Wiener Ministerium des Äußern die gleiche Parole aus: Die Irredenta ist tot und Aehrenthal der größte Staatsmann des Jahrhunderts. Was hatte diese böse Irredenta Österreich schon alles angetan! Am Rande des Krieges stand man schon, vor dem Zerfallen des Dreibundes und vergeblich hatten Graf Goluchowski und dessen Vorgänger versucht, das Gift der Irredenta aus den Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien herauszuziehen — Aehrenthal aber kommt und schon verkriecht sich die Irredenta vor ihm ins Mausloch, er geht nach Desio und die Irredenta ist tot, Italien buhlt um des Habsburgerreiches Gunst . . . So lauteten beiläufig die Siegesbulletins, mit welchen das gutmütige, leichtgläubige Österreich, in dem man alles für bare Münze nimmt, was man gerne hört, von dem Tode der Irredenta und der Größe seines neuen Ministers des Äußeren unterrichtet wurde. Jubelnd und kritiklos nahm man diese Freudenbotschaft auf und die österreichische Presse hallte wider von dem Freudenrufe: die Irredenta ist tot!

Das leichtgläubige, gutmütige Österreich mußte aber bald aus dem angenehmen Schlaf, daß mit Italien nun alles in Ordnung gebracht worden sei, erwachen und schaute erstaunt auf den Grafen Aehrenthal, den Sieger von Desio.

War er der Gefoppte oder foppte er uns? Das war die Frage, welche die Bevölkerungskreise immer mehr bewegte, denn es war weder die Irredenta tot, noch aber hatte das offizielle Italien seine unfreundliche Haltung in Wirklichkeit irgendwie verändert. Aus Triest, Südtirol und Italien selbst kamen unausgesetzt neue Meldungen und Beweise, daß die irredentistische Agitation im Wachsen sei, die alten irredentistischen Hetzvereine gestalteten sich aus, überzogen Italien und die von Italienern bewohnten Gegenden Österreichs mit einem täglich dichter werdenden Netze, zu den alten kamen neue Hetzvereine dazu, die wie Pilze aus dem Boden schossen und unter der Arbeit bezahlter Agitatoren wuchs die irredentistische Strömung auch in Österreich in bedenklichem Maße an. Es war für jedermann, der über seine gesunden Sinne verfügte, klar, daß die Irredenta nicht nur nicht tot, sondern sogar noch lebensfähiger und — sagen wir nur das richtige Wort — unverschämter geworden war als jemals. Der 25. Jahrestag der Hinrichtung Oberdanks, des „großen italienischen Märtyrers" wurde von den Irredentisten in Italien und in Österreich als ein Nationalfesttag gefeiert und die italienische Regierung hatte nicht einen Finger gerührt, um diese Feier, welche die gemeinste Beschimpfung ihres österreichischen Verbündeten und dessen Herrscher, eine Provokation sondergleichen darstellte, zu verbieten oder auch nur einzuschränken. Im Gegenteil, offizielle Persönlichkeiten ließ man ruhig an den Veranstaltungen zur Verherrlichung Oberdankes teilnehmen und schmunzelnd sahen Regierung und Hof auf diese Verunglimpfungen Österreichs und seines Herrschers. — Das, kurze Zeit, nachdem man die Irredenta als tot erklärt hatte, war gewiß ein starkes Stück, das nur noch dadurch überboten schien, daß man in Österreich den Schwärmern für den „Märtyrer" Oberdank

durch die Finger sah, damit nur ja nicht die Herrschaften in Rom ungehalten werden und die Mär vor dem Tode der Irredenta eine Zerstörung erfahre.

Wer war denn Oberdank, dieser neueste „Märtyrer“ der Irredentisten eigentlich? Ein Lump, der während der Okkupation Bosniens mit einigen Gleichgesinnten aus dem Regimente Weber, dem er angehörte, desertierte und sich nach Italien flüchtete, wo er sich für seine „Mission“ vorbereitete. Diese Mission bestand darin, daß er den Kaiser Franz Josef ermorden und Raum für einen Anschlag der Irredentisten auf Triest schaffen sollte. Das war im Jahre 1882, als Österreich die Kühnheit hatte, die fünfhundertjährige Zugehörigkeit Triests zum habsburgischen Reiche festlich zu begehen, was die Irredenta als eine Provokation erklärte, die nach Rache schrie! Oberdank reiste damals von Rom nach Triest, um die erhebende Feier zu stören. Am 2. August dieses Jahres platzte beim Aufzuge der Veteranen am Korso eine von unbekannter Hand geworfene Petarde, jedoch konnte nicht festgestellt werden, ob Oberdank der Werfer derselben war. In der allgemeinen Verwirrung flüchtete er und kam wieder glücklich in Italien an. Mitte September sehen wir ihn wieder auf dem Wege nach Österreich. Am 17. September sollte nämlich die Triester Industrie-Ausstellung vom Kaiser Franz Josef besucht werden und an diesem Tage der Hauptschlag der Irredentisten erfolgen. Der Plan ging dahin, den kaiserlichen Eisenbahnzug in der Station Ronchi in die Luft zu sprengen, worauf die durch die Ermordung des Kaisers hervorgerufene Verwirrung zu einem Handstreich der Irredentisten auf Triest benützt werden sollte. Ein Volksaufstand sollte dort ausbrechen und zu Land und zur See italienische Freischärler in Triest einbrechen und die Vereinigung der Stadt mit Italien proklamieren. Zu diesem

Behufe reiste Oberdank Mitte Dezember in Begleitung eines Gesinnungsgenossen namens Donato Ragosa von Rom nach Udine. Er führte zwei Orsinibomben mit sich und begab sich nach Ronchi, wo er das Einlaufen des kaiserlichen Eisenbahnzuges abwarten wollte, während sein Kumpan nach Triest weiterfuhr, um dort die nötigen Vorbereitungen zu treffen, um das Signal, daß die Ermordung des Kaisers geglückt sei, abzuwarten. Glücklicherweise kam es anders. Oberdank wurde in Ronchi, wo er sich auffallend machte, nach verzweifelter Gegenwehr von einem Gendarmen festgenommen, während sich sein Kumpan, als er davon erfuhr, über Istrien nach Venedig flüchtete. Oberdank gestand bei seinen Verhören, daß er die Absicht hatte, den Kaiser zu ermorden und erfrechte sich, die grauenhafte Tat, die er vorhatte, „un saluto al' graziosissimo Signore“ zu nennen! Oberdank wurde natürlich in dem darauffolgenden Prozesse zum Tode verurteilt und wie es sich gehört, im Hofe der Triester Kaserne auch hingerichtet.

Das ist Oberdank, der „Märtyrer“ der Italiener, ein Held von denselben Qualitäten wie Lucheni, der Mörder der unglücklichen Kaiserin Elisabeth, und diesen Menschen zu feiern, hatte Italien damals den Mut und die Schamlosigkeit gehabt, nachdem man kurz zuvor gewagt hatte, Österreich und der ganzen Welt den Bären aufzubinden, daß die Irredenta tot sei! In Udine ist damals im Verlage der Brüder Tosoline ein dem Andenken dieses Meuchelmörders gewidmetes Huldigungswerk erschienen, das den Titel „20. Dicembre 1907. Nel XXV. anniversario dell' impiccagione di Gugliemo Oberdank. Appunti biografici e storici. Per cura del comitato segreto della gioventa Triestina“ führte und am Titelblatte stolz den Stempel der Verschwörergesellschaft trug, welche dieses gegen Österreich und das öster-

reichische Kaiserhaus gerichtete Pamphlet herausgegeben hatte. Davon aber hörte man nichts, daß das offizielle Italien die Verbreitung dieser Schmähschrift verboten hätte. Im Gegenteil, sie wurde in Italien ganz offen verkauft, glänzte in den Auslagefenstern aller Buchhandlungen, wurde von den Straßenverkäufern ausgerufen und auf Straßen und Märkten von dem Publikum mit lauten Abasso-Austria-Rufen erstanden . . . aber die Irredenta war tot! Italien, das offizielle Italien jedoch, baute Festungen um Festungen gegen Österreich, armierte seine Grenzen gegen den Bundesgenossen und im italienischen Kriegsministerium entwarf man Pläne um Pläne, nach welchen man Österreich-Ungarn am erfolgreichsten mit Krieg überziehen und ihm die „unerlösten Provinzen" abnehmen könnte.

So standen die Dinge, als Aehrenthal zur Annexion Bosniens schritt. Italien lag auf der Lauer und in den militärischen Kreisen Österreich-Ungarns gab man sich wenigstens keiner Täuschung darüber hin, daß die habsburgische Monarchie nach zwei Fronten zu kämpfen haben würde, wenn es zum Kriege mit Serbien käme, daß Italien nur auf den ersten Schuß warte, der an der Drina oder Save falle, um dann dem Bundesgenossen in den Rücken zu fallen. Hätte damals Deutschlands Bündnistreue den europäischen Frieden nicht gerettet, so wäre wohl statt des Überfalles auf Tripolis der Überfall Italiens auf den Süden Österreich-Ungarns erfolgt. Wie eine solche Expedition Italien bekommen wäre, ist eine andere Frage, jedenfalls aber konnte niemand, der sich nicht selbst täuschen wollte, unter solchen Umständen in Italien einen Freund der habsburgischen Monarchie erblicken und wenn es schon den Diplomaten nötig schien, die Lüge von dem toten Irredentismus und den guten, freundschaftlichen Beziehungen zu Italien aufrecht zu erhalten, so mußte

doch jemand da sein, der für die Zeiten des Ernstes vorsorgte und die Monarchie und die Völker davor bewahrte, daß sie Schaden nehmen an den diplomatischen Spielereien. Und dieser jemand waren die militärischen Kreise und Generalstabschef Konrad v. Hötzendorf.

Aus diesem Zwiespalt zwischen der Diplomatie und den militärischen Kreisen entstand jener Konflikt Aehrenthal-Hötzendorf, welcher so nachhaltiges Aufsehen erregte und die Frage ob Dreibund oder Dreikaiserbündnis in den Mund aller brachte. Konrad v. Hötzendorf und die militärischen Kreise konnten angesichts der Vorgänge in Italien die Grenze Österreichs diesem gegenüber nicht schutzlos lassen und mußten Zug um Zug mit Gegenzügen beantworten. Es war in der Tat ein emsiges Rüsten auf beiden Seiten, gewiß, auch Österreich legte Truppen um Truppen an seine südliche Grenze und baute Festungen und Fortifikationen. Aber das war der eiserne Muß und er hielt den Frieden viel sicherer, als das Wechseln von leeren Freundschaftsphrasen, denn daß Italien nicht losschlug, ist nur dem einen Umstande zu verdanken, daß es die Möglichkeit nicht sah, den von Österreich errichteten Schutzwall zu übersteigen. Wäre dieser aber nicht errichtet worden oder auch nur nicht stark genug gewesen, so hätte der italienische Freund seinen österreichischen Bundesgenossen trotz Staatsvertrag und Dreibund schon längst überfallen. Nicht Aehrenthal, sondern die Umsicht und Emsigkeit der leitenden militärischen Kreise retteten den Frieden auch nach dieser Seite hin. Für den italienischen Größenwahn und die Unmoral der italienischen Politik ist es allerdings bezeichnend, daß man das eigene Rüsten gegen den Bundesgenossen vollständig in Ordnung fand, das Gegenrüsten Österreich-Ungarns, das doch nur ein Zurwehrsetzen gegen drohende Gefahren war, als Bruch des

Bündnisvertrages, als Provokation und Ungeheuerlichkeit empfand. Die italienische Presse kehrte zu derselben Taktik zurück wie zu Goluchowskis Zeiten. Sie hetzte offen gegen Österreich, erging sich in Drohungen und Verunglimpfungen, nur daß sich die letzteren diesmal gegen den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand richteten und erklärte den Krieg mit Österreich für unausbleiblich, wenn — Konrad v. Hötzendorf noch länger im Amte bleibe. Graf Aehrenthal wurde nicht nur pardoniert, sondern von dem offiziellen Italien sogar als Schutzpatron angerufen, damit er seinen Einfluß aufwende, auf daß Österreich in der Verteidigung seiner Grenzen innehalte und der Italien so unbequeme Konrad v. Hötzendorf von seinem Posten entfernt werde.

Graf Aehrenthal, welcher das Spiel nach allen Seiten verloren hatte und nur mehr eine einzige Karte, die italienische, in der Hand hielt, tat den Italienern diesen Gefallen. Es gab für ihn ohnedem kein Zurück und aus dem Labyrinth der von ihm geschaffenen politischen Verwirrungen kein Heraus mehr und zudem war ihm der Ruhm als Annektator Bosniens so sehr zu Kopfe gestiegen, daß er sich für eine Größe hielt, die unersetzlich sei. Der populäre und umsichtige General Konrad v. Hötzendorf, der nur seine Pflicht kannte und in echt soldatischer Geradheit auf sein Ziel zusteuerte, ohne sich durch diplomatische Haarspaltereien aufhalten zu lassen, stand ihm überdies schon lange im Weg und so eröffnete er denn gemeinsam mit der italienischen Hetzpresse den Kampf gegen Konrad v. Hötzendorf. Graf Aehrenthal stieß aber auf Granit. Die Bevölkerung begriff es einfach nicht, daß Konrad v. Hötzendorf, der Verteidiger der österreichischen Interessen, weichen und diese um eines Phantoms willen an Italien preisgegeben werden sollen. Die christlich-soziale Partei war die erste, welche den Kampf

gegen den Grafen Aehrenthal eröffnete und auf der Fortsetzung der Verteidigungsmaßregeln an der italienischen Grenze bestand. Ihr schlossen sich die deutsch-nationalen Kreise an und im Abgeordnetenhause wurde von diesen Seiten lebhaft Protest gegen die italienfreundliche Haltung Aehrenthals erhoben und nach einer Verständigung mit Rußland, welcher nicht nur die Politik Aehrenthals, sondern auch seine Person im Wege stand, gerufen. Im Herrenhause sah sich Graf Aehrenthal gänzlich verlassen, denn dort wiesen die Sprecher aller Parteien auf die Gefahren hin, welche Österreich-Ungarn von Italien drohen und erklärten, daß ein Dreikaiserbündnis den österreichischen Interessen weit besser entsprechen würde, als ein Dreibund, in welchem der dritte Bundesgenosse der geheime Feind des zweiten sei und ihn zwinge, unausgesetzt zu rüsten und seine Grenzen zu befestigen. Und über den Kopf Aehrenthals hinweg begannen sich die Beziehungen zu Rußland, wo man dessen Sturz bereits kommen sah, zu mildern, bereitete sich eine allmähliche Annäherung der beiden Kaiserreiche vor, wurde der Gedanke des Wiederauflebens des alten Dreikaiserbündnisses in der symphatischesten Weise erörtert.

Graf Aehrenthal war um diese Zeit schon ein totkranker Mann und der letzte Schlag, den er führte, um seine Position zu retten und der nicht scharf genug verurteilt werden kann, ist vielleicht nur mit der schweren Erkrankung zu erklären, welche seine Sinne verwirrt haben und ihn nicht mehr recht erkennen lassen mochte, was recht und was unrecht sei. Nur damit könnte man diesen seinen letzten Streich entschuldigen, denn der publizistische Kampf, den der sterbende Graf Aehrenthal um seine Errettung führte, war etwas, was Österreich vordem noch nicht gesehen hatte. In der ihm ergebenen oder von ihm abhängigen Presse ließ er

nicht nur jene Parteien, welche nicht wollten, daß Österreich-Ungarn mit gebundenen Händen Italien ausgeliefert werde, der Kriegshetze beschuldigen, sondern er erhob auch gegen einzelne dieser Parteien die Anklage, daß diese nur deshalb einen Krieg mit Italien herbeiführen wollen, um den — Kirchenstaat wieder aufrichten zu können! Das war alles bewußte Lüge, denn die Dokumente des Generalstabes bewiesen es haarklein, daß Italien gegen Österreich-Ungarn seit Jahr und Tag rüstete und auf der Lauer lag, um es mit Krieg zu überziehen und daß die habsburgische Monarchie zu Gegenmaßregeln greifen mußte, wenn man nicht Verrat an den Interessen der Dynastie, des Reiches und der Völker üben wollte. Überdies mußte es Graf Aehrenthal wissen, daß nicht Österreich-Ungarn und kein einziger Mensch in demselben mit dem Kriege mit Italien gedroht oder nach einem solchen verlangt hatte, sondern daß im Gegenteil, von Italien aus unausgesetzt Kriegsdrohungen gegen Österreich-Ungarn ausgestoßen und die italienische Regierung wiederholt aus dem Kreise der Irredenta aufgefordert wurde, die Aktion in Tripolis auch auf Österreich-Ungarn, den Erbfeind Italiens, auszudehnen. Nur ein kranker Mann, der sich seiner Handlungen nicht mehr bewußt war, konnte sich angesichts solcher Tatsachen dazu verstehen, den Speer nicht gegen die Feinde des Reiches, sondern im Interesse dieser gegen die Verteidiger des eigenen Vaterlandes zu richten. Aber nicht genug an dem, dehnte Graf Aehrenthal seinen publizistischen Kampf auch auf den Generalstabschef Konrad v. Hötzendorf und alle jene Generale aus, welche in vollem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit auf der Fortsetzung der Gegenrüstungen gegen Italien bestanden, beschuldigte auch diese der Kriegshetze und ließ gegen sie einen auf das Derbste geführten Preßfeldzug eröffnen. Schließlich richtete er seine

Geschosse auf das Belvedere und ließ den Thronerben, dem er nicht zuletzt seine Berufung zum Minister des Äußern zu verdanken hatte, als das Haupt einer nur in der Phantasie des Grafen Aehrenthal bestehenden Kriegspartei angreifen und beging die Ungeheuerlichkeit, durch seine Presse Österreich-Ungarn und Europa das Märchen von der Existenz zweier sich befehdender Höfe, des Hofes in Schönbrunn und des Hofes im Belvedere, aufzubinden.

In diesem Kampfe, in welchem sich die letzte Kraft Aehrenthals austobte und der mit einer Vehemenz sondergleichen geführt worden war, unterlag Konrad v. Hötzendorf; angeekelt von dem widerwärtigen und hinterhältigen Treiben, in das sich seine gerade Soldatennatur nicht hineinfinden konnte, gab er seine Demission. Das war Aehrenthals letzter Triumph. Die parlamentarische Gouillotine war schon aufgerichtet, unter welcher er geköpft worden wäre. Aber da legte er sich hin und starb eines schrecklichen, martervollen Todes. Seine Gegner waren vornehm genug, angesichts dieses bösen Sterbens den Kampf wider ihn einzustellen und an der Bahre des toten Ministers das de mortuis nil sine bene zu beobachten. Heute aber ist es ein Gebot der Notwendigkeit, in die Irrungen und Wirrungen der Politik des Grafen Aehrenthal hineinzuleuchten und im Interesse der historischen Wahrheit Sonne und Schatten gerecht zu verteilen, zumal von der richtigen Erkenntnis dieser Vorgänge der richtige Schluß auf die kommenden Ereignisse abhängt.

In das Ministerium des Äußern am Wiener Ballhausplatz ist ein neuer Mann eingezogen: Graf Berchtold, der ehemalige Botschafter Österreich-Ungarns in St. Petersburg. Und merkwürdig, wir sehen in Italien dieselben Ereignisse sich vollziehen, die sich abspielten, als Graf Goluchowski

durch Freiherrn v. Aehrenthal ersetzt wurde. So wie damals die Irredenta plötzlich abflaute und die vordem so laut ausgestoßenen Kriegsdrohungen verstummten und der neue Mann Österreichs mit ausgesuchtester Höflichkeit überschüttet wurde, genau so ist es auch heute. Die Irredenta ist schon wieder tot, alle Kriegsdrohungen sind verstummt, Österreich-Ungarn, gegen das man so emsig rüstete und so wild hetzte, das man bis in die letzten Tage hinein nicht gemein genug beschimpfen konnte, ist mit einem Male wieder der liebe Bundesgenosse, der gute Freund. Die italienische Presse, so weit sie für die maßgebenden Stellen in Österreich bestimmt ist, schwärmt wieder für den Dreibund und vor der österreich-ungarischen Botschaft in Rom, sowie bei der Ankunft des Kaisers Wilhelm in Venedig hatte man sogar „Evivva Austria!" gerufen .... Kurz, wenn Graf Berchtold seinen Blick auf das Italienische Meer richtet, dann sieht er einen ruhigen, glatten Spiegel, auf dem Höflichkeit und Liebenswürdigkeit gleißen und ihn locken, den Weg Aehrenthals zu beschreiten, das heißt, die Hand Rußlands zurückzustoßen, Deutschland zu verstimmen und alles auf die italienische Karte zu setzen.

Man darf indes hoffen, daß Graf Berchtold den italienischen Lockungen nicht erliegen und die Frage ob Dreibund oder Dreikaiserbündnis einer klaren Lösung zuzuführen verstehen wird. Der Dreibund hätte in Österreich nie Gegner gefunden, wenn sich Italien als aufrichtiger Bundesgenosse bewiesen hätte. Das aber war seit des Bestandes des Dreibundes niemals der Fall. Der alte Haß gegen Österreich-Ungarn glühte in Italien ungeschwächt weiter und das Verlangen, dem Habsburgerreiche auch noch Triest, Istrien, das Küstenland und Südtirol zu entreißen, wurde bis auf den heutigen Tag in der italienischen Bevölkerung wachgehalten

und hörte niemals auf, der geheime Wunsch des offiziellen Italiens zu sein, so daß sich die Überzeugung in allen österreichischen Herzen festsetzen mußte, daß es trotz des Bündnisses eines Tages zu einer endgiltigen Austragung mit den Waffen zwischen Österreich-Ungarn und Italien kommen müsse. Seit Jahren vermag Österreich-Ungarn in Italien nur einen Feind in Freundesmaske zu erblicken und da ist es naheliegend, wenn sich im Habsburgerreiche immer mehr und nachdrücklicher die Ansicht durchringt, es sei am klügsten, dieser Komödie ein Ende zu machen und an Stelle des kostspieligen Dreibundes das Dreikaiserbündnis zu setzen. Der Annäherung mit Rußland drängen die Verhältnisse in einer förmlich natürlichen Entwicklung entgegen und der Ausbau des deutsch-österreichischen Bundes nach der russischen Seite hin wird in einer näheren oder ferneren Zukunft ja doch die logische Konsequenz des Aufhellens der Mißverständnisse und Differenzen sein, die auf dem Gebiete der Balkanpolitik so lange Jahre über zwischen dem Habsburgerreiche und Rußland bestanden haben. Damit ist allerdings noch nicht gesagt, daß dies das Ende des Bündnisses mit Italien sein müßte. Im Gegenteil, es gäbe eine Form, welche den Gedanken der Wiederaufrichtung des Dreikaiserbündnisses und die Erhaltung des Dreibundes mit einander verbinden ließe und das wäre der Vierbund Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland und — Italien.

Ob die Möglichkeit hierzu geschaffen werden kann oder ob an Stelle des Dreibundes das alte Dreikaiserbündnis erstehen wird, hängt nicht von Österreich-Ungarn, sondern von Italien selbst ab. Die habsburgische Monarchie, welche bisher treu und loyal im Dreibunde ausgeharrt hat, ist auch weiter bereit, im Dreibunde zu verbleiben und diesen aufrecht zu erhalten, wenn Italien eben die Möglichkeit hierzu schafft.

Und diese kann nur darin bestehen, daß Italien in eine gründliche Revision seiner Beziehungen zu Österreich-Ungarn eingeht. Diese Revision kann aber freilich nur darin gesehen werden, daß die Irredenta nicht nur mit Worten tot gesagt wird, sondern daß sich Italien, das offizielle Italien endlich dazu aufrafft, der Irredenta, die schon längst wirklich tot wäre, wenn das offizielle Italien sie nicht heimlich gefördert hätte, ein für alle mal aus der Welt zu schaffen. Das hat allerdings zur ersten Voraussetzung, daß Italien seine geheimen Gelüste auf den Süden der habsburgischen Monarchie aufgibt und sich mit den gegebenen Tatsachen für immer abfindet. Dann könnte das Bündnis mit Italien ebenso wie das deutsch-österreichische Bündnis zu einem wirklichen und wahrhaftigen Freundschaftsbündnisse, zu einem Herzensbunde der Völker werden und durch den Ausbau nach der russischen Seite hin den Grundstein legen zu jenem Vierbund, der nicht nur die sicherste Garantie für den europäischen Frieden bieten würde, sondern auch die Lösung aller jener Probleme ermöglichen könnte, welche heute in der Gestalt der Kretafrage, der albanischen Frage, der mazedonischen Frage und ihrer Annexe eine stete Kriegsgefahr bedeuten. Ob Italien zu einer solchen Revision seiner Auffassungen, zu einer derartigen loyalen Klärung seiner Beziehungen zu Österreich-Ungarn jemals schreiten wird? Wünschenswert wäre es, weil ohne einer solchen Wandlung der Dreibund auf die Dauer nicht zu erhalten ist und der Tag kommen muß, an welchem die ultima ratio, das Schwert, zwischen den Bundesgenossen von gestern die Entscheidung herbeizuführen hat. Wenn man in Österreich ein Plebiscit über diese Frage veranstalten würde, so würde das allerdings ergeben, daß die übergroße Mehrheit der Bevölkerung an eine derartige Wandlung in der Gesinnung Italiens nicht zu

glauben vermag und vielmehr der Überzeugung ist, daß die Irredenta auch in der Zukunft die Achillesferse des Dreibundes bilden und von ihr aus der Dreibund den Todesstoß erhalten wird.

Angesichts dessen ist es für das Habsburgerreich ein Gebot der Notwendigkeit, sich nach der nordischen Seite hin eine Rückendeckung zu verschaffen und eine Annäherung an Rußland zu vollziehen. Der Allslavismus, welcher zwischen beiden Staaten als trennende Kluft stand, ist zusammengebrochen und mit der Entfernung des grimmigen Hassers Tscharykoff aus Konstantinopel hat die antiösterreichische, im panslavistischen Geiste dahinschreitende Balkanpolitik Rußlands ihr Ende gefunden. Die alten Gegensätze beginnen zu schwinden und an ihrer statt tritt eine Interessengemeinschaft aus den politischen Wolken hervor, die den Weg freimacht, zu einem aufrichtigen Bund zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, zwischen Rußland und dem Deutschen Reich. Kein Zweifel, das alte Dreikaiserbündnis rückt näher, es ist das bereits sichtbare Ziel, dem wir entgegensteuern. Ob es aber an die Stelle des Dreibundes gesetzt werden wird oder ob die Frage Dreibund oder Dreikaiserbündnis in der Schaffung eines Vierbundes ausklingen sollte, das ist allerdings ein Problem, das nicht wir, sondern — Italien zu beantworten haben wird.

VIII.

Die konservative Idee und ihre Bedeutung in Österreich.

Der Rückgang der konservativen Bewegung — Die konservative Idee und der liberale Gedanke — Die Grundelemente des staatlichen Lebens — Die Aufgaben der konservativen Idee — Die konservative Idee eine politische und staatliche Notwendigkeit — Konservativ oder klerikal? — Die Sünden der konservativen Führer — Wißt ihr, was ihr tut? — Die verkannte konservative Idee — Was ist konservativ? — Der Kreuzweg der Konservativen in Österreich — Dr. Lueger und die Christlich-Sozialen — Der Sozialismus auf christlicher Grundlage — Der Kampf mit den Bischöfen und den Konservativen — Die Versöhnung — Die Wandlungen der Konservativen Österreichs — Was Dr. Lueger wollte — Dr. Lueger und seine Jünger — Wie Dr. Lueger seine Untergenerale behandelte — Christlich-soziale Prophezeiungen — Dr. Geßmanns Reichspartei — Groß-österreichische Pläne — Das Harikiri der Konservativen — Verhängnisvolle Fehler — Die Konservativen und das „Vaterland" — Der Tod Dr. Luegers — Der Bruderkampf seiner Jünger — Fehlgriffe über Fehlgriffe — „Verganiten" und „Geßmanniten" — Die Junikatastrophe — Neue Fehler — Die Vereinigung aller Katholiken — Das Sterben der christlich-sozialen Partei — Die Lehren der Juniwahlen — Verkehrte Konsequenzen — Die Schaffung einer neuen konservativen Partei eine Staatsnotwendigkeit.

Schon seit einiger Zeit läßt sich die Tatsache konstatieren, daß die konservative Bewegung in allen europäischen Staaten und neuestens auch außerhalb Europas, in einem

Stadium der Zurückdrängung und Rückbildung sich befindet. Das muß nicht nur vom Standpunkte des monarchischen Staatsgedankens aus, sondern auch im Interesse der gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung überhaupt auf das Lebhafteste bedauert werden, so daß dies auch von den republikanischen Staaten gilt, zumal diese von den Monarchien die ganze staatliche und gesellschaftliche Gliederung übernommen haben und daher der erhaltenden konservativen Idee nicht entraten können. Die Zurückdrängung und Rückbildung der konservativen Bewegung, welche in manchen Staaten den Charakter einer auf ihre Eliminierung hinarbeitenden Aktion angenommen hat, muß deshalb so sehr bedauert werden, weil das Ende der konservativen Idee gleichbedeutend mit dem Ende der gegenwärtig herrschenden Staatsformen und der uralten, seit Jahrhunderten bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung gleichbedeutend wäre. Die Gegner des Konservativismus mögen sich nur ebenso wie die Gegner des Liberalismus vor Augen halten, daß die konservative Idee und der liberale, fortschrittliche Gedanke die Grundelemente sind, ohne welche es ein staatliches Leben und eine normale nach aufwärts schreitende Entwicklung der Völker überhaupt nicht geben kann. Wie der Staat, dem der nach vorwärts drängende Liberalismus fehlte, verknöchern und erstarren müßte, um bei dem nächsten geringsten Ansturme von außen in sich selbst als morscher Bau zusammenzusinken, so würde jener Staat, dem der erhaltende Konservativismus fehlte, von der wild dahinstürmenden Flut eines mit Naturnotwendigkeit zügellos werdenden Liberalismus in seine Atome zersprengt werden. Die Eliminierung des einen wie des anderen Elementes aus dem Leben eines Staates und seiner Völker müßte darum geradezu als ein Verbrechen an demselben und seiner

Bürger angesehen und alles aufgeboten werden, um sie zu verhindern.

Liegt darin die Bedeutung des liberalen Gedankens für Staat und Volk, Fortschritt und Gedeihen, so kann daraus andererseits die gleichwertige Wichtigkeit der Forterxistenz der konservativen Idee für die gleichen Belange ersehen werden. Was ist Liberalismus und was Konservativismus? Es scheint in der Tat, daß namentlich über die letztere Frage nicht nur die Gegner der konservativen Idee, sondern auch ihre Anhänger selbst vielfach im Unklaren sind, weshalb es angezeigt sein dürfte, hierüber einige erläuternde Worte zu sagen. Doch sprechen wir zunächst vom Liberalismus. Dieser ist nichts anderes als der uralte Trieb der Menschheit nach dem Vorwärts, das ewige Verlangen, Bestehendes niederzureißen und Neues aufzubauen, um zu dem Paradiese auf Erden zu gelangen. An der Spitze dieser Bewegung marschiert zumeist ein wissenschaftlich gebildetes Elitékorps, das wohl selbst einer allmählichen Entwicklung zustrebt und vor sinnloser Vernichtung, Revolte und Chaos nichts wissen will, aber hinter ihm her drängt die Masse der Besitzlosen, der Minder- und Ungebildeten, die in dem Besitze und in dem Bestehenden den Feind sieht und das Zerstören allein schon für Gewinn hält. Einen bunten Heerbann sehen wir vor uns, in welchem die Ärmsten der Armen, die Verbitterten und Ausgestoßenen, die auf das anarchistische Programm schwören, die letzte Reserve bilden. Dieses alles stürmt nach vorwärts, die hintersten Reihen treiben die voranstehenden, diese immer wieder die nächsten und so gelangt die ganze Masse in Bewegung und sucht auf den verschiedensten Wegen zum Ziele zu gelangen. Und dieses Ziel wäre, wenn die Bahn freiläge, das Ende des Staates und aller seiner Einrichtungen, die wilde Verwüstung alles Bestehenden, das

Chaos, weil die ihren dunklen Instinkten folgenden Massen die vorangehenden führenden Elemente überreiten und den Freiheits- und Fortschrittsfunken zur verheerenden Feuersbrunst anfachen würden. Dieses Zerstörungswerk zu hindern, ist die Aufgabe des Konservativismus, darin liegt seine Existenzberechtigung und die Notwendigkeit derselben begründet. Der Konservativismus ist berufen, die Gegenwehr zu bilden, das Bestehende zu verteidigen und einen Schutzwall um alle jene Positionen zu ziehen, gegen welche sich die Angreifer richten. Durch dieses Zusammenspiel der konservativen Idee mit dem liberalen, fortschrittlichen Gedanken entsteht erst das gesunde staatliche Leben, das einerseits den Stillstand, andererseits aber die Explosion verhütet. Der Kampf dieser beiden einander entgegengesetzten Prinzipien führt dann jene ewig sich erneuenden Kompromisse herbei, welche die ruhige, in normalen Bahnen sich bewegende Entwicklung der Menschheit und ihrer Staatsgebilde verbürgen.

Daraus folgt aber eines, was für das Verstehen des Konservativismus von allergrößter Bedeutung ist, nämlich, daß die konservative Idee eine politische und staatliche Notwendigkeit ist und auf diesen Gebieten ihre Pflicht und Tätigkeit zu vollführen hat. Dies wird zumeist nicht nur von den Gegnern, sondern von den Konservativen selbst übersehen und heute ist es beinahe schon eine allgemeine Ansicht geworden, daß konservativ und „klerikal“ ein und dasselbe sei. Die konservative Idee wird für eine religiöse, kirchliche Sache angesehen, vielfach mit den religiösen und kirchlichen Fragen auch wirklich zusammengeworfen und dadurch in ihrer ursprünglichen Reinheit verfälscht. Darin liegt aber auch die Ursache dafür, daß die konservative Bewegung in allen Ländern im Rückgang begriffen ist. Man kann nicht als konservative Partei auf die Dauer erfolgreich

vorwärtsschreiten, wenn man gleichzeitig eine religiöse oder kirchliche Partei sein soll, wie auch eine klerikale Partei nicht siegreich bleiben könnte, wenn sie die Interessen der konservativen Idee zu den ihren machen müßte. Konservativ ist nicht klerikal und klerikal ist nicht konservativ und dort, wo man beide Ideen zu einer verschmolzen hatte, oder sie zusammenspannte, konnte man wahrnehmen, daß beide nach kurzer Zeit im Rückgange begriffen waren, weil eben die eine der anderen Idee im Wege stand und jede verhinderte, daß die andere so rüstig vorwärts schritt, wie sie vorwärts schreiten hätte können, wenn jede allein geblieben wäre.

Nirgends hat sich das deutlicher gezeigt, als in Österreich, wo die konservative Bewegung nicht nur in der Rückbildung begriffen ist, sondern förmlich vor ihrer Eliminierung steht. Eine konservative Partei als solche gibt es in Österreich überhaupt nicht mehr und die einzelnen konservativen Elemente, die zerstreut und führerlos zwischen den anderen Parteien herumirren, scheinen sich der Gefahren gar nicht bewußt, welchen sie die Monarchie und deren Völker durch ihre Untätigkeit ausliefern, wie sie sich offenbar darüber nicht im klaren sind, daß das Ende des Konservativismus in Österreich auch das Ende Österreichs, das Ende der heutigen gesellschaftlichen Ordnung, das Ende des Besitzes und der in Österreich geltenden sozialen Gliederung und der Anbruch einer Ära revolutionärer und umstürzlerischer Ereignisse sein müßte, an deren Schluß das Chaos steht. Man sieht diesem Zerfalle des Konservativismus mit einem Gleichmute entgegen, wie wenn es sich um eine fremde Sache, eine politische Spielerei handelte, die heute sein und morgen bleiben kann, wie wenn es gleichgiltig wäre, ob der Konservativismus im Kräftespiel des Staates und seiner Bürger vorhanden wäre oder nicht. Es mutet wie die törichte Tat von

Kindern an, die mit spielender Hand den Damm durchbrechen, welcher sie und ihren väterlichen Hof vor den angestauten Fluten des Hochwassers zu schützen berufen war, wenn man die Ereignisse der letzten Jahre verfolgt und beobachtet, wie die Konservativen selbst eine Position nach der anderen hingegeben hatten, freiwillig, teils aus Mutlosigkeit, teils aus Überdruß, teils aber auch — und das muß gesagt, dieser Vorwurf darf nicht erspart bleiben — aus Unverstand und dann schließlich daran gingen, lächelnden Mundes das politische Harikiri an sich zu vollziehen. Man glaubte, nur die Fahne eingerollt und einstweilen in die Ecke gestellt zu haben, die alte, ruhmreiche Fahne, unter welcher Väter und Urgroßväter gestritten und dachte wohl: mögen es jetzt die anderen nur versuchen, ohne uns fertig zu werden. Ein bischen Schadenfreude mag am Ende auch ein wenig mitgespielt haben. Man übersah dabei aber eines, nämlich, daß man nicht eine Fahne eingerollt hatte, die man zu seinem eigenen Vergnügen etwa geschwungen, sondern daß man eine Grundsäule des staatlichen Lebens niederlegen ließ, die man nicht nur im eigenen, sondern im Interesse des Staates und seiner Völker aufrecht zu erhalten und mit dem Aufwande aller Kraft zu schirmen die Pflicht hatte. Ohne Konservativismus gibt es kein staatliches Leben und keine ruhige und normale Entwicklung desselben und warnend muß man den berufenen Führern zurufen: wißt ihr, was ihr tut, seid ihr euch bewußt, daß der nach vorwärts drängende Trieb aus seinem normalen Bett treten und mit der Gewalt von Hochwasserfluten alles überschwemmen muß, wenn ihr das zweite Lebenselement, die konservative Idee verdorren und sterben läßt? Nicht eine Fahne habt ihr eingerollt, der Schutzwall, der Schutzwall ist in Gefahr, der Staat und Dynastie, Volk und Entwicklung, aber auch Kirche und Altar zu schirmen berufen ist.

Daß die konservative Idee diesen Weg in dem konservativen Österreich gehen konnte, das man auch heute noch als reaktionär und klerikal zu bezeichnen liebt, erscheint dem Uneingeweihten oder Fernestehenden vielleicht als unfaßbar. Und doch ist die Erklärung hierfür eine sehr einfache und leichte. Die Dinge entwickelten sich eben wie sie sich entwickeln mußten und Österreich bot ein Schulbeispiel dafür, wohin politische Bewegungen gelangen müssen, wenn sie von ihren eigenen Führern verkannt und in ihrer programmatischen Reinheit nicht erhalten werden. Ja, ein Schulbeispiel hat uns Österreich dafür geliefert, daß konservativ nicht klerikal ist und daß die konservative Idee mit der religiösen Idee nicht verwechselt werden darf.

Es ist zweifellos, daß die konservative Idee, welche in dem Bestreben, das Bestehende zu schützen und erhalten zu suchen, gelegen ist, zahllose Berührungspunkte mit dem religiösen Gedanken hat, weil ja Kirche und Altar mit zu jenen wichtigen Faktoren gehörten, die geschützt und erhalten werden sollen. Allein hier gilt es, die feine Scheidungslinie, die Grenze zu finden, wo die konservative Idee endet und die rein kirchliche, klerikale, ihren Anfang nimmt. Der Konservative wird und soll immer bereit sein, seine Lanze für die Erhaltung von Kirche und Altar zu brechen, als Kämpe aufzutreten, wenn diese bedroht erscheinen, aber er geht über die Grenze hinaus, welche ihm die konservative Idee zieht, er verkennt deren Mission, wenn er von vornherein die Verteidigung der kirchlichen und religiösen Interessen zu seiner Aufgabe macht, weil diese so vielgestaltig sind, daß sie, wenn sie auf das konservative Programm übernommen werden, dieses in seiner ursprünglichen Reinheit verfälschen und es zur Sprengung bringen müssen. Eine konservative Interessengemeinschaft ist eben zwischen allen Völkern und in

allen Ländern möglich, weil der Konservativismus als eine staatliche Notwendigkeit überall dasselbe ist, während es eine kirchliche Interessengemeinschaft nicht geben kann, nachdem dafür die Voraussetzung, die einheitliche Kirche und Religion fehlt. Die Streiter für die orthodoxe Kirche sind zweifellos die schärfsten Gegner der Kämpfer für die katholische Kirche und wir können es in Rußland täglich sehen, wie dort die kirchlichen Gegensätze scharf aufeinanderprallen und so wie dort, würde man sich auch in Österreich-Ungarn vergeblich bemühen, eine kirchliche Interessengemeinschaft zwischen Katholiken, Protestanten und Orthodoxen herbeizuführen. Wer ist also konservativ? Nur der, der ein tapferer Streiter für seine Religion, seine Kirche ist? Läge die Frage wirklich so, spielte die kirchliche Frage die ausschlaggebende Rolle, dann wäre ja der Konservativismus der Katholiken der Feind des Konservativismus der Protestanten und der Konservativismus dieser beiden der Feind des Konservativismus der Orthodoxen. Kann das sein? Konservativismus ist etwas, das in allen Staaten gleich ist, es ist wie schon ausgeführt, ein staatliches Lebenselement, der Kampf nach der Erhaltung des Bestehenden. Wer an diesem Kampfe teilnimmt, ist konservativ, während der Streiter für die Interessen seiner Kirche oder Religion noch lange kein Konservativer zu sein braucht. Im Gegenteil, es gibt sehr gute Söhne ihres Glaubens und ihrer Kirchen, die aber politisch genommen, alles eher als Konservative sind. Schlingt demnach die konservative Idee um alle, die konservativ denken, ein einigendes Band und vermag weite Kreise und Volksschichten als ihre Mitwirker heranzuziehen, so werden diese Streitscharen sofort wieder in Sondertruppen geteilt, beziehungsweise abgestoßen oder an der Mitkämpferschaft behindert, wenn die konservative Idee auf die Idee der kirchlichen oder religiösen Frage ge-

stellt wird. Die Bannmeile, in welcher die konservative Idee zu wirken vermag, verringert sich, die Anforderungen und Opfer, welche an die einzelnen Führer gestellt werden, mehren sich und langsam schrumpft die Bewegung ein, sinkt in totes Wasser zurück und schließlich werfen die Führer, welche nur mehr auf ein kleines Häuflein Getreuer herabzublicken vermögen, mißmutig die Fahne hin und es ist vorbei.

In Österreich ist es genau so gekommen. Hier hatte man die konservative Idee mit der katholischen verwechselt und ließ sich von falschen Propheten von dem alten, reinkonservativen Programm weglocken. Das mußte zum Verderben führen.

Für die Konservativen Österreichs begann der Kreuzweg mit dem Erstarken der christlich-sozialen Partei und ihrem Hinausgreifen aus Wien auf das flache Land und in die Provinzen. Dr. Lueger hatte, um die breiten Volksschichten für seine Partei gewinnen zu können, einen großen Teil des sozialdemokratischen Programmes in das seine übernommen, jedoch auf christliche, staatstreue Basis gestellt. Das sollte heißen, daß der kleine Mann die Erfüllung seiner Wünsche und Forderungen nicht bei dem Sozialismus der marxistischen Lehre zu suchen brauche, sondern sie auch auf christlich-sozialer Grundlage finden könne. Das war eine Parole, die zog, denn sie enthob den kleinen Mann der Notwendigkeit, sich der revolutionären Lehre verschreiben und sich den Gefahren aussetzen zu müssen, welche das Hineinreiten in die Sozialdemokratie für so viele Staatsbürger schon gebracht hat und immer bringen wird. Dr. Lueger nahm mit dieser Parole den Sozialdemokraten förmlich den Wind aus den Segeln und trug den sozialen Geist in Kreise, in welche er auf sozialdemokratischer, marxistischer Grundlage so leicht nicht hätte dringen können. Damals hätte

man es nicht für möglich gehalten, daß kleine Staatsbeamte, Lehrer, Gewerbetreibende und der große Troß des kleinen Bürgertumes, die bisher alle auf der Basis der Erhaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und Staatsform standen, die aus der christlichen Familie hervorgegangen waren und in ihr etwas Heiliges, Unantastbares sahen, sich jemals der Sozialdemokratie, die das alles leugnet und laut ihres Programmes vernichten will, anschließen könnten. Auf der Basis des christlichen Sozialismus aber waren sie zu finden, auf ihr mußten sie sich zusammenschließen lassen. Diese Annahme täuschte auch nicht. In hellen Scharen strömten sie alle herbei und stellten sich unter das von Dr. Lueger kraftvoll entfaltete Banner, unter dem sie in die Gefilde des irdischen Paradieses eingeführt werden sollten. Der Zauber dieses Programmes wirkte geradezu Wunder, der christliche Sozialismus machte nicht einmal halt vor den Kirchentüren, er drang in die Pfarrhöfe ein und eroberte den niederen Klerus.

Bei diesem ihrem Vorwärtsdringen stieß die christlich-soziale Partei natürlich zunächst mit den Bischöfen zusammen, welche in dem Eindringen des christlichen Sozialismus in die Reihen des niederen Klerus eine Revoltierung desselben erblickten und zur Abwehr griffen. Unbedenklich proklamierte Dr. Lueger den Kampf gegen die Bischöfe und schritt unter dem Jubel seiner Anhänger von Sieg zu Sieg. Aus welchen Reihen rekrutierten sich die Anhänger der jungen aufwärtsstrebenden christlich-sozialen Partei? So lange er seinen Siegeslauf in Wien hielt, waren es jene Elemente, die der alten liberalen Partei entlaufen waren, die Indifferenten, welche sich noch nach keiner Richtung hin gebunden hatten und jene, auf welche die Sozialdemokraten

ein Auge geworfen hatten und die sich zagend fragten, ob sie sich diesen anschließen können oder dürfen. Als Dr. Lueger aber auf das flache Land und in die Provinz hinausging, da stieß er zunächst auf die Truppen der Deutschkonservativen und suchte diese von dem deutschkonservativen Programm abzudrängen und als Kombatanten für sein eigenes Lager zu gewinnen. Bald stand er im Kampfe gegen zwei Fronten: gegen die Bischöfe, welche in der christlich-sozialen Bewegung eine für die Kirche und den Katholizismus gefährliche Agitation erblickten, weil durch sie der Geist des Sozialismus in die Reihen des niederen Klerus getragen wurde, und gegen die Konservativen, welche durch die Christlich-Sozialen nicht nur ihre Positionen, sondern auch die konservative Idee als solche bedroht sahen. Der österreichische Konservativismus war schon damals mit der kirchlichen und religiösen Frage so enge verbunden, daß es den Truppen Dr. Luegers nicht schwer wurde, eine Position der Deutschkonservativen nach der anderen zu erstürmen. Er griff sie von zwei Seiten, als „verknöcherte Konservative" und als „rückschrittliche Klerikale" an. Es war ein erbitterter Kampf, der, nachdem die konservativen Truppen immer mehr zusammengeschmolzen waren, zu einer Versöhnung zwischen Dr. Lueger und den Bischöfen führte. Die Deutschkonservativen aber warfen die konservative Idee völlig über Bord und verwandelten sich in eine katholische Volkspartei. Der Konservativismus war damit gewissermaßen auf die Christlich-Sozialen übergegangen, welche die Altkonservativen nur als Kämpfer für den Katholizismus pardonieren wollten. Man kann daraus ersehen, welch' große Ideen im Kopfe Dr. Luegers sich drängten und wohin er steuerte. Er wollte offenbar eine große konservative Partei schaffen, die ohne Unterschied der Nation und

Religion alle auf christlicher und reinkonservativer Basis stehenden Elemente umfassen und neben sich eine katholische, der kirchlichen Frage dienende Fraktion haben sollte. Eine Reichspartei, die alle zu verbinden im Stande gewesen, keine Nation und keine christliche Religion ausgeschlossen hätte — das war offenbar das große Werk, welches Dr. Lueger für sein Vaterland Österreich, das er so sehr geliebt, aufzurichten beabsichtigte.

Als Dr. Lueger aber oben angekommen, nach einem schweren Ringen sondergleichen sich durchgekämpft hatte und der Weg für seine großen Pläne frei vor ihm lag, war er bereits ein gebrochener Mann, der den Todeskeim in sich trug. Seinen Untergeneralen hatte er nie viel vertraut, in seine geheimen Pläne weihte er sie nicht ein, weil er der Meinung war, daß sie dieselben weder verstanden noch für sich behalten hätten und so wandelte er immer allein, einsame Pfade und ließ seine Jünger raten, wo der Meister hinaus wollte. O, wie zitterten und bangten sie alle vor ihm und wagten nicht, sich ihm gleichzustellen. Er befahl und sie gehorchten. Als einer seiner Jünger, der bekannte Stadtrat Gregorig grollend aus dem Bürgerklub ausgetreten war und die Partei zu zersprengen drohte, klagte mir einmal einer der christlich-sozialen Untergenerale über das schreckliche Unheil, das der alte Gregorig schaffe. Dieser hatte damals eine Flugschrift drucken lassen, welche eine Reihe von Korruptionsgeschichten der damaligen Untergenerale und späteren Parteiführer enthüllte. Jener Untergeneral, der heute in der Partei noch eine große Rolle spielt, erzählte mir nun, wie die Partei heimlich, ohne daß Dr. Lueger davon etwas erfuhr, die ganze Auflage der Gregorig'schen Flugschrift aufgekauft und einstampft habe, bevor dieselben noch das Licht der Öffentlichkeit erblickt hatte. Auf eine Frage, ob an den Behaup-

tungen der Gregorig'schen Flugschrift etwas Wahres sei, antwortete mir der Untergeneral: „Ich bin erst jung in der Partei und weiß schon genug. Sie können sich denken, was der alte Gregorig, der seit ihrer Gründung dabei ist, alles wissen muß. Wenn das herauskommt, geht die Partei auf Fransen." Ich riet nun, dem Dr. Lueger nahe zu legen, sich mit Gregorig, wenn dieser so gefährlich sei, wieder auszusöhnen. Der Untergeneral fand das sehr notwendig, meinte aber, ich möge doch zu Dr. Lueger gehen und ihm dies auseinandersetzen. Auf meine erstaunte Frage, wie ich dazu käme, mich da einzumischen, wo doch der Untergeneral mit dem Bürgermeister täglich im Rathause oder Reichsrate zusammenkomme, antwortete mir der Untergeneral: — und deshalb erzähle ich diese Episode — „Was fällt Ihnen ein! Ich sehe den Bürgermeister täglich, das ist richtig, aber glauben Sie, wir können so mit ihm sprechen. O, er ist gar grob mit uns. Wir lassen uns von ihm aber alles gefallen. Wenn er heute befehlen würde, wir sollen dort oder da die Fenster mit Steinen einhauen, wir würden es tun, ohne ihn zu fragen, warum. Nein, nein, ich kann Dr. Lueger darüber nichts sagen. Ich war erst vor ein paar Tagen mit einem Anliegen bei ihm. Wenn ich heute wieder käme, würde er mich einfach nicht anhören, sondern sagen: Was will denn der ekelhafte X schon wieder von mir!"

Es ist nötig zu wissen, welche weite Kluft zwischen Dr. Lueger und seinen Jüngern geklafft hatte, weil man es nur so zu verstehen vermag, daß Dr. Luegers Werk nur so kurz seinen Schöpfer überdauerte. Wenn man weiß, daß Dr. Lueger und seine Jünger innerlich zu einander fremd blieben, sein Ziel und Wollen gar nicht kannten, dann wird man auch die Fehler begreifen, die sie alle begingen, als dem Meister die Zügel entsunken waren, Fehler, die nicht nur

der christlich-sozialen Partei, sondern auch der konservativen Idee zum Verderbnisse wurden. Als Dr. Lueger aller Welt noch ein Riese schien, wußte man im Rathause schon, daß er eine vom Tode gezeichnete Eiche sei und der Tag bald anbrechen werde, da man ihn fällt. Ein anderer Untergeneral der christlich-sozialen Partei sagte mir damals: „Wenn Dr. Lueger stirbt, ist's mit der Partei aus, weil es dann keinen Führer geben wird. Ihm haben wir gehorcht, aber glauben Sie, daß ich oder ein anderer dem Geßmann oder dem Liechtenstein gehorchen würde?"

Das sollte nach dem Tode Dr. Luegers sein. Leider gehorchten sie schon nicht mehr recht als Dr. Lueger noch am Leben war. Sie spukten dem kranken Führer in seine Suppe, griffen seine Ideen, die sie zu kennen vermeinten, auf und wollten sie nach eigenem Wissen durchführen. Und das wurde zum Verhängnis für die christlich-soziale Partei und für die konservative Idee in Österreich. Dr. Lueger hatte mit den Bischöfen Frieden geschlossen und sich mit den Konservativen verständigt. Nur in Tirol lebte der alte Kampf fort. Im Reichsrate war von den Deutsch-Konservativen nichts mehr übrig geblieben, als die katholische Volkspartei, der nach den Plänen Dr. Luegers eine ganz besondere Mission zugedacht war. Inzwischen war aber das allgemeine Wahlrecht geschaffen worden und da hatten die Christlich-Sozialen ihre große Schlacht mit den Sozialdemokraten auszufechten. Dr. Lueger lag bereits krank darnieder und seine Untergenerale wollten nun selbst das große Werk ihres Meisters, die Reichspartei, ins Leben rufen. Wie sie den Sinn dieser Idee nicht verstanden, so griffen sie auch in den Mitteln fehl. Sie schufen keine Reichspartei für ganz Österreich und für alle Völker, sondern glaubten, eine Reichspartei auf deutsch-katholischer Basis ins

Leben rufen zu können. Gleichzeitig gaben sie das Losungswort Großösterreich aus und wollten über die Leitha hinweg nach Ungarn greifen, um die nichtmagyarischen Völker an ihre Fahnen zu fesseln. Das war nackter Wahnsinn, denn dadurch, daß sie ihrer Reichspartei statt einer rein konservativen Basis eine deutschnationale verliehen, stießen sie von vornherein die Nichtdeutschen Österreichs ab und erschwerten es den Nationalitäten Ungarns, an ihre großösterreichischen Pläne zu glauben. Das polyglotte Österreich bedarf eben einer polyglotten Reichspartei und wenn man ein Großösterreich zimmern will, muß man erst recht über eine Reichspartei verfügen, die auf rein konservativer Basis steht und Raum für alle Völker hat. Als die Wahlschlacht vorüber war, sah man, daß von der Reichspartei, die man ins Leben zu rufen gedachte, nichts übrig geblieben war als die alte christlich-soziale Partei, welcher in den Sozialdemokraten, die unerwartete Wahlsiege erfochten hatten, ein gefährlicher Gegner erstanden war. Die Gefahr lag nahe, daß diese die Führung des ersten Volkshauses an sich reißen würden und um dies zu vermeiden, entschloß sich Dr. Geßmann, der dem kranken Meister die Führung der Partei schon so ziemlich aus den Händen genommen hatte, zu einem geradezu katastrophalen Schritt: er veranlaßte die katholische Volkspartei, mit fliegenden Fahnen in die christlich-soziale Partei einzutreten. Die Führer der katholischen Volkspartei waren schwach genug, den Lockungen Dr. Geßmanns nicht zu widerstehen und so wurde um einer Fiktion willen die konservative Idee einfach abgeschlachtet. Die alten Konservativen gingen in der christlich-sozialen Partei auf, die sich stolz eine Reichspartei nannte, obgleich sie weder das Programm noch die Zusammensetzung und den Charakter einer solchen hatte.

Der Konservativismus war im Volkshause des allgemeinen Wahlrechtes heimatlos geworden und flüchtete sich in das Herrenhaus, wo der österreichische Hochadel und der hohe Klerus zu seinem Interpret wurden. Von einer konservativen Partei aber im eigentlichen Sinne des Wortes konnte man nicht mehr sprechen. In dem Österreich der jüngsten Zeit war eben nur mehr das als konservativ zu betrachten, was sich um das publicistische Organ der Konservativen, das seit mehr als einem halben Jahrhundert erscheinende „Vaterland" gruppierte. Das „Vaterland" war dadurch mehr als eine Fahne, mehr als ein Partei-Organ, es war die konservative Idee selbst und an die Stelle der konservativen Partei war gewissermaßen die „Vaterlands"-Partei getreten. Nach den Absichten jener führenden Männer, die sich in dem Vereine „Patria" zur Herausgabe des „Vaterland" zusammenfanden, sollte die konservative Idee aus dem „Vaterlands"-Kreise heraus neue Belebung, Ausbreitung und Erstarkung erfahren. An der Spitze dieser Gruppe stand zuerst Fürst Franz Thun-Hohenstein, der ehemalige österreichische Ministerpräsident und heutige Statthalter von Böhmen, dann bis zum Schlusse das Herrenhausmitglied Graf Mensdorf-Pouilly und alles was Glanz und Namen in Österreich hatte, reihte sich um sie. Man konnte wirklich glauben, daß die konservative Idee eine Auferstehung feiern werde. Allein es kam anders.

Dr. Lueger hatte die müden Augen, deren Licht schon lange erlöscht war, zum letzten Schlummer geschlossen und kaum hatte sich der Hügel über seinem Grabe gewölbt, als auch schon der häusliche Krieg unter seinen Untergeneralen, der Kampf um sein Erbe anhob. Ein beschämendes Schauspiel bot sich den Augen der Welt dar. Die Jünger Dr. Luegers lagen sich in den Haaren, wie Hunde um die

Knochen, kämpften sie um Pfründen und Stellungen und beschuldigten sich gegenseitig in der Öffentlichkeit der ungeheuerlichsten Dinge. Zu diesen persönlichen Kämpfen, die um Brot und Vorteile gingen, gesellten sich die politischen Irrungen. Dr. Geßmann, welcher die Führung der Partei an sich reißen wollte, rannte blind dem verhängnisvollen Weg mit der Reichsparteigründung weiter. In dem polyglotten, von Katholiken, Protestanten und Orthodoxen bewohnten Österreich-Ungarn eine deutsch-katholische Reichspartei gründen wollen, war doch Wahnsinn, ihre Unmöglichkeit lag auf der Hand, allein Dr. Geßmann glaubte dennoch, das Arkanum gefunden zu haben. Er gab der konservativen Idee damit zwar den Todesstoß, aber er schuf dadurch weder die Voraussetzungen für die Gründung einer Reichspartei, noch stärkte er damit die Position der christlich-sozialen Partei. Im Gegenteil, in wenigen Monaten vernichtete er das Werk seines großen Meisters Dr. Lueger.

Dr. Geßmann war es, der die Parole ausgab: Vereinigung aller Katholiken Österreichs! Die Organisationen der Konservativen sollten nach dem Geßmann'schen Rezepte von den größten bis zu den kleinsten hinab in den Organisationen der Christlich-Sozialen aufgehen und auf diesem Boden die große Reichspartei geschaffen werden. Geschäftig und unermüdlich lief Dr. Geßmann hin und her, beschwichtigte die Bedenken der Konservativen, suchte Hochadel und Klerus zu überreden und zu überzeugen, zu den katholischen Polen, Tschechen und Südslawen spann er seine Fäden, aber die Reichspartei wollte nicht werden. Und wie denn auch? Mit der Parole „Vereinigung aller Katholiken" konnte bestenfalls eine auf katholischer Basis stehende Reichspartei aller Katholiken Österreichs, aber eine Reichspartei als solche nicht geschaffen werden, aber selbst hier schob sich Dr. Geß-

mann in einer Kurzsichtigkeit sondergleichen selbst den Riegel vor. Von den Sozialdemokraten als Klerikale und von den Deutschnationalen als Verräter am Deutschtum angegriffen, fürchtete Dr. Geßmann, daß die Christlich-Sozialen in diesem Kampfe nach zwei Fronten sich aufreiben würden und steckte seiner Partei flugs ein deutschnationales Schild auf. Das hatte natürlich zur Folge, daß es nicht nur mit der Reichspartei nichts wurde, sondern daß auch der Zusammenschluß aller Katholiken zu einer Partei unter Geßmanns Führung ein Traum blieb. Die Nichtdeutschen mußten sich dadurch, daß Geßmann das deutschnationale Programm für seine gedachte Reichspartei akzeptierte, abgestoßen fühlen und in der Tat sagten Tschechen, Polen, Slowenen und Kroaten, bei denen Dr. Geßmann angeklopft hatte, bedauernd: „Es tut uns leid, aber wenn die christlich-soziale Reichspartei deutschnationale Politik macht, dann können wir nicht mitgehen!" Der Grundstock der Christlich-Sozialen, auf welchem sich später die ganze Parteiherrlichkeit aufgebaut hatte, war deutsch-antisemitisch, also national und alles eher als klerikal. Diesen Elementen, die sich nach wie vor als das Gebälke der Partei ansahen, war das Doppelspiel Dr. Geßmanns, der auf der einen Seite katholisch, auf der anderen deutschnational und auf der dritten reichsparteilich und nationalitätenfreundlich sein wollte, ein Dorn im Auge, sie mißtrauten ihm und wollten überhaupt nicht, daß die Grundlage der Partei, die deutsch-antisemitisch war, verschoben werde. Hatte man es zu verhindern gewußt, daß Dr. Geßmann nach dem Tode Dr. Luegers als neuer Herr ins Rathaus einzog, so eröffneten nun seine Gegner auf ihn und dessen engeren Anhänger einen Feldzug, wie er schärfer nicht gedacht werden konnte. Vergani, der Herausgeber des „Deutschen Volksblattes", das seit der Gründung der christlich-sozialen

Partei das offizielle Parteiorgan derselben war und sich unvergängliche Verdienste um den Aufstieg dieser Partei erworben hatte, stellte sich an die Spitze der mit Geßmanns Führerschaft Unzufriedenen und nun wogte in Wort und Schrift der Kampf zwischen den „Geßmanniten“ und „Verganiten“ hin und her und während man auf der einen Seite um große politische Fragen stritt, lief nebenher die Beschimpfung und Angeberei. Unglaubliche Korruptionsaffären wurden enthüllt und Männer, die jahrzehntelang in Wien und Österreich das große Wort geführt, Christentum und Nächstenliebe gepredigt hatten, als erbärmliche Wichte von ihren bisherigen Parteigenossen gekennzeichnet, deren Christtum und Nächstenliebe nur im Nehmen bestanden hätte. Stadtrat Hraba, der langjährige „Finanzminister“ der Stadt Wien unter Dr. Lueger ging mit haarsträubenden Enthüllungen unter die Wähler und prägte das Wort von dem „Gotte Nimm“, täglich kamen neue Enthüllungen und die Freunde von Gestern waren zu den grimmigsten Feinden geworden. Die Wiener Wählerschaft aber stand mit offenem Munde da. Man traute Ohren und Augen nicht. Das waren die Jünger des großen Meisters? So sahen sie also aus? Man griff sich an den Kopf. Für diese Leute hatte man Jahr für Jahr gestimmt, ihnen hatte man die Stellungen für Stadt und Land erkämpft, auf deren Christentum hatte man vertraut und sie zu Richtern über sich und die Welt eingesetzt? Wien war entsetzt und jeder, der mit seinem Stimmzettel diesen Leuten in den Sattel geholfen, hatte das Gefühl, düpiert worden zu sein. Es war klar, daß unter diesen Umständen die nächsten Wahlen in Wien zu einer Katastrophe für die Christlich-Sozialen führen mußten, die ihre Position dadurch nicht verbesserten, daß sie fähige Männer, die nach einer Säuberung der Partei riefen, ein-

fach vor die Tür setzten und die Wählerschaften, die sich entsetzt über alle diese Enthüllungen und Enttäuschungen von ihnen abwendeten, der Gesinnungslumperei und der Untreue an der Partei ziehen.

Die Juniwahlen des Jahres 1911 gaben die Antwort auf diese Geschehnisse und Fehlgriffe. Wien stimmte gegen die Christlich-Sozialen. Alle Jünger Dr. Luegers kamen zu Falle und Wien verlieh seine Reichsratsmandate mit zwei Ausnahmen an eine buntzusammengewürfelte Gruppe von selbständigen Christlich-Sozialen, Sozialdemokraten, Deutschnationalen und Freisinnigen, man wollte damit dokumentieren, daß einem jeder xbeliebige Gegner lieber sei als jene, für die man so viele Jahre hindurch getreulich gestimmt.

Dr. Geßmann zog aus der Wahlschlacht, die er so glänzend verloren, die Konsequenzen. Er legte das Parteiszepter, das er an sich zu reißen versucht hatte, nieder und schüttelte den österreichischen Staub von seinen Schuhen. Grollend wandte er sich nach der Schweiz. Man hätte nun meinen sollen, daß auch die anderen Jünger des toten großen Meisters diese deutliche Sprache, welche Wien mit dem Stimmzettel in der Hand geführt hatte, verstehen und die richtigen Konsequenzen daraus ziehen werden. Es wäre zu erwarten gewesen, daß man den verkehrten Weg, den man eingeschlagen, schleunigst verlassen und umkehren werde. Nicht nur in Wien, auch draußen in der Provinz begann sich die Opposition zu regen, man verlangte die Rückkehr der Partei zur deutsch-antisemitischen Basis, die Trennung von den konservativen und katholischen Interessen und einzelne helle Köpfe erkannten, daß man alle diese drei politischen Prinzipien in einem Atem und in einem Rahmen nicht verteidigen könne. Allein man täuschte sich. Mit einer Hast

sondergleichen stürzte man sich auf die Parole Geßmanns: Vereinigung aller Katholiken!

War die katholische Sache in Gefahr, muß man fragen, oder was war denn sonst eigentlich geschehen? Nichts anderes, als daß eine Partei zusammenzubrechen drohte, die auf den zwei Augen ihres Führers bestand und so rasch zusammenschnappte, weil seine Jünger so viel Gegensätzliches in dieselbe hineingetragen hatten, daß diese zur Sprengung des Ganzen führen mußte. Als die Christlich-Sozialen Wien erobert hatten, war ihre Partei noch der Rohbau, aus welchem des großen Führers Hand in dem schon mehrfach erwähnten Sinne eine Einheit zu schaffen gewußt hätte. Seine Jünger vermochten das nicht, weil ihnen das Verständnis und die Kraft ihres Führers fehlte. In einem jener vielen Prozesse, die sich in der Folge des Kampfes der verschiedenen christlich-sozialen Untergenerale gegen einander entwickelten, hat ein berufener Mann mit wenigen Worten das Werden und Sterben dieser Partei trefflich bezeichnet. Es war Ernst Vergani, einer der Hauptgründer und Kämpen dieser Partei, der als Zeuge einvernommen folgendes sagte: „Ein christlich-soziales Programm hat es überhaupt nie gegeben, eine christlich-soziale Partei nur solange als Dr. Lueger gelebt hat. Lueger war ein Mann von solcher Kraft, von solcher Macht und solcher Überredungskunst, daß er — ich möchte sagen — alle terrorisierte und alles zusammengehalten hat. So lange er lebte, war die Partei stark und mächtig. Als er aber die Augen geschlossen hatte, war ein Durcheinander sondergleichen." Das ist wahr, die christlich-soziale Partei war nur so lange stark und mächtig als Dr. Lueger lebte und mit seinem Tode war auch für sie das Sterben gekommen. Und das läßt sich nicht aufhalten. Auch mit der Parole der Vereinigung aller Katholiken, welche von den Erzher-

zogen und Fürsten angefangen alles, was katholisch ist, bis zum letzten Bauernknecht herab, in eine Reihe stellen will, wird man nicht verhüten können, daß sich die christlich-soziale Partei in ihre Atome auflöst. Es wäre Wahnsinn und Unverstand, sich darüber zu täuschen. Der Katholizismus wird und kann ihr kein neues Leben einflößen, und ich bin der Meinung, daß der Katholizismus diese Aufgabe auch gar nicht hat. Mit den Bemühungen um die Vereinigung aller Katholiken, die seit der Juniniederlage von den Christlich-Sozialen so stark und lebhaft betrieben wird, wird man nur eines erreichen, die Schaffung einer neuen katholischen Volkspartei. Eine solche und eine neue auf deutsch-antisemitischer Grundlage stehende Wiener Partei wird wohl das Ende aller dieser Bemühungen und des Lebenswerkes Dr. Luegers sein. Aber da will es scheinen, daß man zu diesem Ende viel rascher und einfacher gelangt wäre, wenn man die Vereinigung aller Katholiken nicht auf dem Umwege über die christlich-soziale Partei versucht hatte. Denn die Loslösung der katholischen Organisationen von der christlich-sozialen, denen man sie jetzt nicht schnell genug unterordnen kann, wird seiner Zeit zu neuen und heftigen Kämpfen führen und einen neuen Rückschlag für die katholische Sache bedeuten. Unendlich glatter und einfacher hatte sich dieser Prozeß aber vollzogen, wenn die Mitglieder der katholischen Volkspartei, welche sich nach der Schaffung des allgemeinen Wahlrechtes von Dr. Geßmann in die christlich-soziale Laube locken ließen, nach den bezeichneten Juniniederlagen wieder aus der christlich-sozialen Partei ausgetreten wären und mit Hilfe ihrer Organisationen versucht hätten, in der Bevölkerung neuerlich festen Fuß zu fassen. Das ist eine Notwendigkeit, weil das katholische Österreich nicht darauf verzichten darf, ein katholische Avantgarde zu besitzen,

die offen und klar die Interessen der Kirche und Religion verficht.

Muß man also bezweifeln, daß die derzeitigen Wiederbelebungsversuche, die durch das Zusammenbringen aller Katholiken unter christlich-sozialem Hute der sterbenden christlich-sozialen Partei neue Macht und Kraft einimpfen sollen, vom katholischen Standpunkte aus der beste und sicherste Weg seien, um zum Ziele zu gelangen, so kann man sich dagegen nicht scharf genug aussprechen, daß sich die Führer der konservativen Idee nach den deutlichen Lehren der Juniwahlen dafür gewinnen ließen, den letzten noch verbliebenen Rest des Konservativismus den Christlich-Sozialen in Pacht zu geben und sich selbst zu possedieren. Die Niederlage der Christlich-Sozialen im Juni des Vorjahres haben doch für alle Welt klar gezeugt, daß es unter den christlich-sozialen Fahnen, für den Konservativismus keine Siege geben kann, daß aber Raum genug vorhanden ist für eine große konservative Partei, die das ehrlich sein will, was sie darstellt. Anstatt in diesem Augenblicke die konservative Fahne neu zu entrollen und mit frischer Kraft in die Lande hinauszutragen, rollten sie die Konservativen ein und stellten sie den Christlich-Sozialen zuliebe hübsch sorglich in den Winkel. Ich weiß, welche Anstrengungen in dieser Richtung gemacht wurden, wie man den Führern der Konservativen des Herrenhauses zusetzte und sie bei ihrem katholischen Empfinden zu packen suchte. Und so gingen sie einer nach dem anderen hinüber in das andere Lager und ließen den Konservativismus im Stich, wie wenn die konservative Idee sich überlebt hätte, die konservative Idee, die ein Muß ist für jeden Staat, ein zweites Lebenselement, ohne welches ein geordnetes Staatsleben und ruhiges Vorwärtsschreiten überhaupt nicht möglich ist! Ein Hirte und eine Herde, war

die Parole und folgsam entmannten sie den Konservativismus, stellten ihr Sprachrohr das „Vaterland“ ein und sich, ihren Einfluß und ihre Geldmittel in den Dienst der Christlich-Sozialen, die gierig darnach griffen, weil sie davon eine Vermehrung ihrer Reihen und ihres Einflusses erhofften. Die Wiener Gemeinderatswahlen haben nun auch einen Scheinerfolg gebracht, doch hüte man sich, sich durch denselben täuschen zu lassen!

Die konservativen Elemente Österreichs aber mögen sich endlich besinnen und dem Irrwahne entsagen, daß die konservative Idee durch Sorrugate ersetzt oder durch andere vertreten werden kann. Sie kann nur durch sich selbst und nur dann wirken, wenn sie in ihrer Reinheit erfaßt und propagiert wird. Man muß den Weg zu allen Völkern Österreichs suchen und alles, was konservativ denkt und fühlt und an dem Konservativismus interessiert ist, zu einer Phalanx zusammenschließen. Man muß aber auch endlich zu der Überzeugung kommen, daß die konservative Idee eine Staatsnotwendigkeit ist und daß jenen, die an der Erhaltung des monarchischen Staates und seiner Einrichtungen ein erhöhtes Interesse haben, auch die erhöhte Pflicht zukommt, für die Erhaltung der konservativen Idee sich einzusetzen. Es geht nicht an, die Hände müßig in den Schoß zu legen und zuzusehen, bis das Verhängnis kommt, das unaufhaltsam ist, wenn die konservative Idee aus dem politischen und staatlichen Leben hinausgenommen wird.

Möchten diese Warnungen, welche aus aufrichtiger Seele kommen und das Ergebnis der Erfahrungen und des Miterlebten sind, nicht mißverstanden werden und nicht auf taube Ohren stoßen!

Bresnitz von Sydacoff:

Intimes aus dem Reiche Nikolaus II.

Politisch-feuilletonistische Aufzeichnungen über die Vorgänge am russischen Hofe, in der russischen Gesellschaft und im Lande.

Band I (1903). 5. Auflage. Preis M. 2.—.

Inhalt: Vom Zaren. Des Zaren Ratgeber und die Triebfedern der russischen Revolten. — Die Spionage-Affäre des Obersten Grimm und die Korruption in der russischen Armee. — Das Testament Peters des Großen.

Band II (1904). 3. Auflage. Preis M. 2.—.

Inhalt: Intimes aus dem Leben des Zaren Nikolaus II. — Intimes vom russischen Hofe und der russischen Gesellschaft. — Aus den Geheimnissen der russischen Regierungskunst. — Das asiatische Departement und die russische Diplomatie. — Auf den Wegen Dschingis-Chans und Tamerlans.

Band III (1905). 3. Auflage. Preis M. 2.—.

Inhalt: Neuestes vom Zarenhofe. — Intimes aus der russischen Gesellschaft. — Die Judenfrage und Anderes. — Die Korruption in der russischen Gesellschaft und in der russischen Armee. — Der russich-japanische Krieg und seine Geheimnisse.

